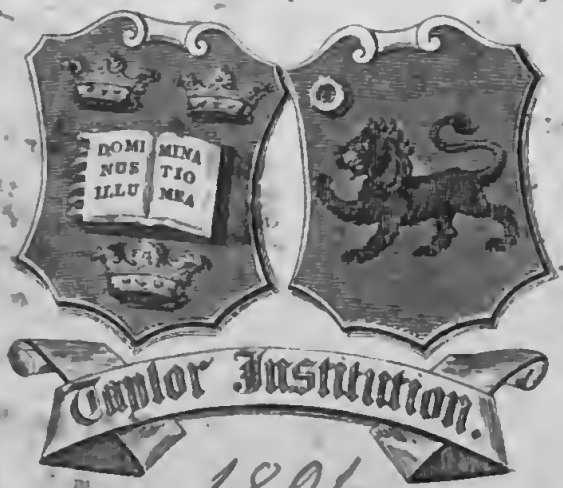
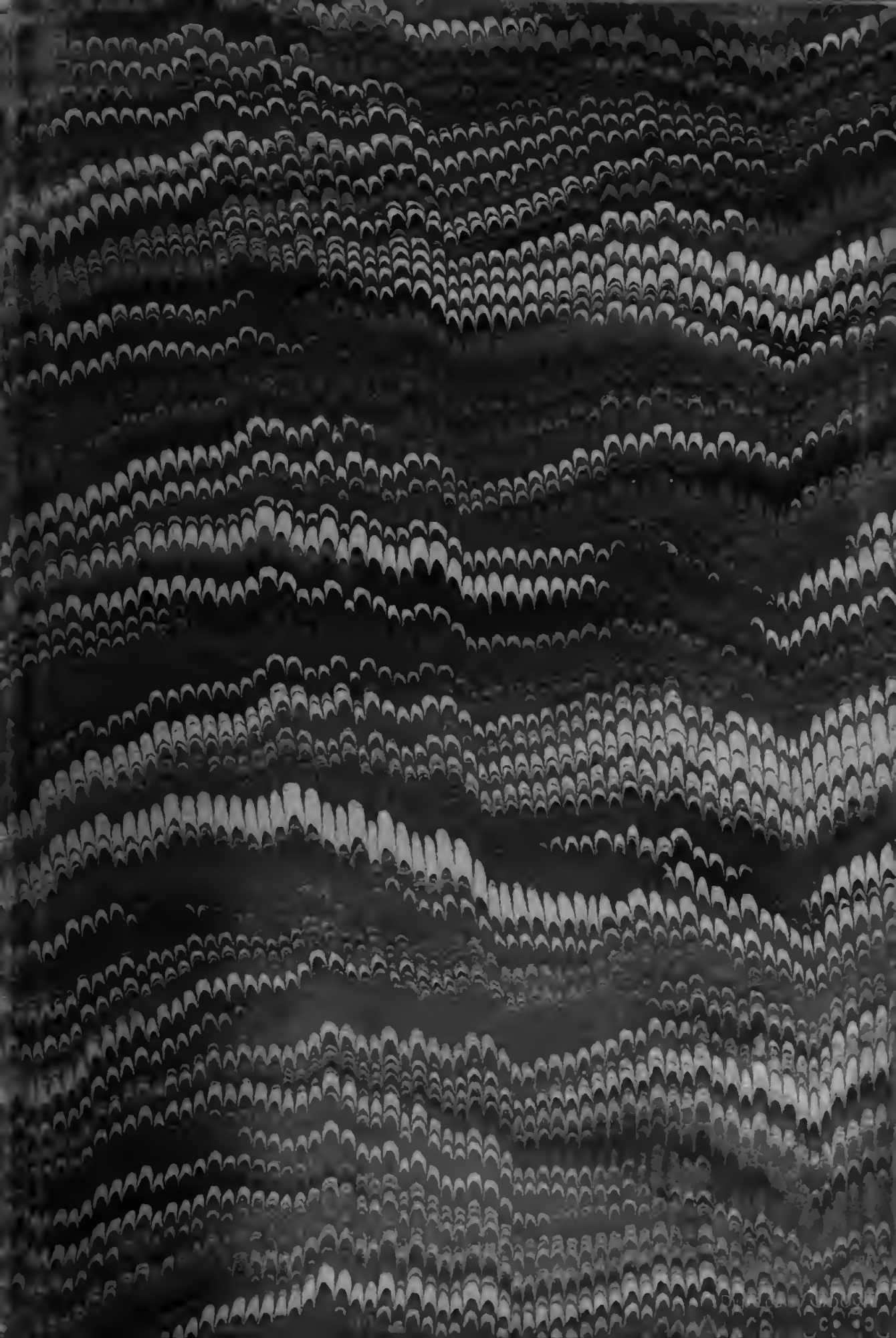
1769
162. d 41.



Digit Google



Ein Kampf um's Recht.

Erſter Band.

Werke von Karl Emil Franzos.

Aus Halb-Asien. Kulturbilder aus Galizien, der Bukowina, Südrußland und Rumänien. Zweite revidirte Auflage. Zwei Bände. (Auch unter dem Titel: „Halb-Asien." Land und Leute des östlichen Europa. Band I und II.)
Geh. Mk. 10.—, eleg. geb. Mk. 12.60.

Vom Don zur Donau. Neue Kulturbilder aus Halb-Asien. Zwei Bände. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. (Auch unter dem Titel: „Halb-Asien." Land und Leute des östlichen Europa. Band III und IV.)
Geh. Mk. 10.—, eleg. geb. Mk. 12.60.

Aus der großen Ebene. Neue Kulturbilder aus Halb-Asien. Zwei Bände. (Auch unter dem Titel: „Halb-Asien." Land und Leute des östlichen Europa. Band V und VI.)
Geh. Mk. 10.—, eleg. geb. Mk. 12.60.

Die Juden von Barnow. Vierte stark vermehrte Auflage. Ein Band. Geh. Mk. 5.—, eleg. geb. Mk. 6.40.

Junge Liebe. Novellen. Vierte vermehrte Auflage. Ein Band. Geh. Mk. 3.—, eleg. geb. Mk. 4.—

Moschko von Parma. Erzählung. Zweite revidirte Auflage. Ein Band. Geh. Mk. 5.—, eleg. geb. Mk. 6.40.

Stille Geschichten. Dritte Auflage. Ein Band.
Geh. Mk. 5.50, eleg. geb. Mk. 7.50.

Mein Franz. Novelle in Versen. Ein Band.
Geh. Mk. 1.50, eleg. geb. Mk. 2.50.

Der Präsident. Erzählung. Zweite revidirte Auflage. Ein Band. Geh. Mk. 6.—, eleg. geb. Mk. 7.20.

Die Reise nach dem Schicksal. Erzählung. Zweite Auflage. Ein Band. Geh. Mk. 5.—, eleg. geb. Mk. 6.40.

Tragische Novellen. (Melpomene. — Der „Stumme".) Ein Band. Geh. Mk. 6.—, eleg. geb. Mk. 7.20.

Deutsches Dichterbuch aus Oesterreich. Herausgegeben von Karl Emil Franzos. Ein Band.
Geh. Mk. 7.50, eleg. geb. Mk. 9.50.

Digitized by Google

Ein

Kampf um's Recht.

Roman

von

Karl Emil Franzos.

Erster Band.

Zweite Auflage.

Stuttgart.

Verlag von Adolf Bonz & Comp.

[1884.]

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

„Die ideale Auffassung des Rechts bildet nicht das Vorrecht höher angelegter Naturen, sondern der Roheste ist ihr ebenso zugänglich, wie der Gebildetste, der Reichste wie der Aermste, die wilden Naturvölker wie die civilisirtesten Nationen, und gerade darin offenbart sich so recht, wie sehr dieser Idealismus im innersten Wesen des Rechts begründet ist — er ist nichts als die Gesundheit des Rechtsgefühls. So erhebt dasselbe Recht, das scheinbar den Menschen ausschließlich in die niedere Region des Egoismus und der Berechnung verweist, ihn andrerseits wieder auf eine ideale Höhe, wo er seinen Maßstab des Nutzens vergißt. Prosa in jener Region, wird das Recht in dieser, im Kampf um's Recht, zur Poesie — der Kampf um's Recht ist die Poesie des Charakters."

„Jeder, der beim Anblick der Vergewaltigung des Rechts durch die Willkür Entrüstung, sittlichen Zorn empfindet, besitzt diesen idealen Sinn. Während sich dem Gefühl, welches die selbsterlittene Rechtskränkung hervorruft, ein egoistisches Motiv beimischt, hat jenes Gefühl ausschließlich seinen Grund in der Macht der sittlichen Idee über das menschliche Gemüth; es ist der Protest der kräftigen sittlichen Natur gegen den Frevel am Recht, ein sittlicher Vorgang, gleich anziehend und ergiebig für die Betrachtung des Psychologen, wie für die Gestaltungskraft des Dichters. Meines Wissens giebt es keinen anderen Affect, der so plötzlich eine so gewaltige Umwandlung im Menschen hervorzurufen vermag, denn es ist bekannt, daß gerade die mildesten, versöhnlichsten Naturen dadurch in einen Zustand der Leidenschaft versetzt werden können, der ihnen sonst völlig fremd ist — ein Beweis, daß sie in dem Edelsten, das sie in sich tragen, in ihrem innersten Mark getroffen sind. Es ist das Phänomen des Gewitters in der moralischen Welt — eine moralische Luftreinigung für das Subject, wie für die Welt."

Aus: **„Der Kampf um's Recht"**
von **Dr. Rudolf von Jhering.**
Wien, 6. Aufl. 1880, p. 39 u. 53.

Erſter Band.

Erſtes Capitel.

Wer von Stanislau im Waggon der Lemberg-Czernowitzer Bahn gegen Südoſt fährt, den ſchilfigen Ufern des Pruth und den Buchenwäldern der Bukowina entgegen, dem liegt zur Linken immer daſſelbe Bild: die unermeßliche Ebene, an welcher die Jahreszeit nur die Farben ändert, nicht die Contouren; weißglänzend liegt ſie im Winter, gelbſchimmernd im Sommer, in Frühlings- und Herbſttagen bräunlich-fahl. Zur Rechten aber ſchiebt ſich dem Reiſenden faſt bei jeder Umdrehung der Achſe ein neues Bild vor die Augen, merkwürdig jäh und raſch wächſt ihm da das Waldgebirg der Karpathen entgegen, anfangs nur wie eine dunkle Linie, räthſelhaft in das Blau des Horizonts eingezeichnet, dann wie abenteuerlich geballtes, aufſteigendes Sturmgewölk, bis nach geringer Zeit denn doch der Bergzug erkennbar wird, aber noch weit, ſehr weit, verſchwimmend im bläulich oder röthlich angehauchten Dufte der Ferne. Wer hier ſein Auge losreißt, eine Weile auf die Ebene hinausblickt mit ihren grauen Hütten, dürftigen Aeckern, fahlen Haiden, und ſich dann wieder zur Rechten kehrt, dem

wird eine überaus reizvolle Ueberraſchung: die erſt ſo fernen Berge ſtehen dicht vor ihm, ſtolze, ernſte Rieſen, ewig grün im Kleide ihrer Tannen. Im Bergwald rauſcht der Wind durch das nadelige Geäſt und ſchlägt dem Reiſenden den berauſchenden Harzduft entgegen; über felſiges Geklüft brauſen die eiſigkalten, demantklaren Bergwaſſer zu Thal und ſtürmen ſchäumend im künſtlichen Bette dahin, das man ihnen längs des Bahndamms gegraben, und in dem ſchmalen, blaugoldigen Luftband, welches über den kühlen, tiefen Thalſchluchten blinkt, kreiſt langſam der große, braune blutgierige Falke der Karpathen. Das Herz des Bergwalds liegt dem Blicke geöffnet, aber die Pracht dauert kurz, nur wenige Athemzüge. Denn eigenſinnig wendet ſich nun die Bahn in ſchroffer Biegung nach Oſten und rechts und links liegt bald dem ſehnſüchtig ausſpähenden Auge blos die traurige Ebene. Eine Krümmung des wilden Pruthflußes hat es nothwendig gemacht, daß der Schienenſtrang juſt die Stelle der Landſchaft durchſchneidet, wo ſich Gebirg und Ebene ſo jäh, ſo unvermittelt berühren, wie Haß und Liebe in der Menſchenbruſt.

Dieſe Stelle — ſie liegt zwiſchen der hügeligen Kreisſtadt Kolomea und dem armen Judenſtädtchen der Ebene, Zablotow, was zu Deutſch bezeichnend genug: „Hinter den Kothlachen“ bedeutet — gehört zum Gebiete des Dorfes Zulawce. Doch ſind die Hütten vom Waggonfenſter nicht ſichtbar, ſie bedecken, etwa eine Stunde entfernt, die öſtliche

Abdachung des mächtigen, prächtigen Gebirgsſtocks. Es ſind dürftige, ſtrohgedeckte Hütten, wie man ſie überall im öſtlichen Galizien findet, auch die Kirche und das Jagdcaſtell der Herrſchaft vermögen kaum den Blick zu feſſeln. Um ſo reizvoller iſt die Lage des Dorfes. Wer vom Pruth kommt, erreicht, ohne zu klimmen, die erſten Hütten, und wenn er zur letzten emporgeſtiegen, liegt das Tiefland vor ihm ausgebreitet: weit, weit, gelbe Saatfelder, grüne Wälder und lichtbraunes Haideland, eingefaßt von dem breiten Silberbande des Pruth zu ſeinen Füßen und dem ſchimmernden Fädchen der Czerniawa, welche ſich, drei Meilen von hier, träge durch die Ebene ſchlängelt. Aber auch darüber hinaus fliegt der Blick, ſo weit des Auges Sehkraft reicht; eine andere Grenze iſt ihm nach Norden nicht gezogen. Nach Oſten bietet ſich ein grundverſchiedenes noch ſchöneres Landſchaftsbild: das üppig bewaldete Hügelland der Bukowina, welches ſich ſachte und ſtaffelförmig aufbaut aus der tiefgeriſſenen Thalſohle des Czeremosz. Das iſt von dieſem Dorfe faſt märchenhaft anzuſchauen, wie eine rieſige Treppe, welche von der Erde emporwächſt in den Himmel hinein; denn die höchſten Kuppen ſind ſchon ſo fern, daß ſie mit dem Blau des Himmels in Eins verſchwimmen. Nach den beiden anderen Richtungen aber, nach Weſt und Süd, ſteht dem Blick der „Welyki Lys“, der ungeheure Bergwald, welcher Galizien von Ungarn ſcheidet, tiefgrau, düſter, das Herz beklemmend

durch ſeine unſägliche Einförmigkeit. Es gibt keinen Ort im Anland der Karpathen, der gleichen Wechſel der Landſchaftsbilder bietet.

Aber auch in anderer Hinſicht iſt das Dorf Zulawce einzig; die Verhältniſſe ſind geordnet, wie im Flachlande, die Leute jedoch zeigen bereits Sitte und Eigenart der Bergbewohner, der „Huzulen“. Dieſes eigenthümliche Völklein wird gewöhnlich, der gemeinſamen Sprache wegen, den Ruthenen beigezählt, aber Urſprung und Lebensbedingungen ſind verſchieden und darum auch Typus, Brauch und Charakter. Der Huzule iſt ein Miſchling, in deſſen Adern ſich das ſlaviſche Blut des Ruthenen und das mongoliſche des Uzen vereint hat; an das erſtere mahnt die Sprache, an das letztere der Volksname und die kühntrotzige Art, welche ſich unter dem Schein kühler Gemeſſenheit birgt, aber plötzlich emporlodert, wie der Hekla die Schneedecke durchbricht. Der Ruthene der Ebene hingegen iſt ein reinblütiger Slave, darum iſt er fleißig, zäh und geduldig, ſchwer entflammt, dann jedoch ſtetig fortlodernd. Aber dieſen Tugenden ſtehen auch böſe Laſter entgegen: dumpfe, ſtumpfe Rohheit und tiefſte Demuth, welche den Unterworfenen das Haupt tiefer beugen läßt, als er muß. Freilich hat äußeres Ungemach die ſchlimmen Triebe dieſer Volksſeele gemehrt: der Ruthene war durch Jahrhunderte der Leibeigene, durch Jahrzehnte der Unterthan des polniſchen Schlachzizen, völlig rechtlos, nicht einmal im Leben geſchützt, geſchweige denn

im Beſitz, ohne jegliche geiſtige Unterweiſung, bei unerquicklicher geiſtlicher Führung. Nur dieſes Letzte waltete auch bei den Huzulen; im Uebrigen lebten ſie frei in ihren Bergen, keinem Adeligen, keinem Vogt der Krone unterthan. Kümmerlich genug friſtet ſich das Leben im Bergwald: das Schaf gibt Milch und Käſe, der harte Boden nur etwas Hafer für kaum genießbares Brot; wer Braten eſſen will, muß vorher ſein Leben einſetzen, den Bären zu erlegen. Noch heute gibt es da Einſchichten, wo Niemand im Leben einen Gulden geſehen. Darum kam auch Niemand hinauf, die Steuer zu holen, und der Adel blieb im Thale, wo es fette Aecker und geduldige Sklaven gab. „In dieſem Gebirge ſind nur Bären zu finden und wilde Menſchen, ſo man Uzels nennt", hat im ſiebzehnten Jahrhundert ein deutſcher Reiſender geſchrieben, er könnte es geſtern berichtet haben. Nur mit dem Bären theilt der Huzule die Herrſchaft dieſer Berge; auch ſeine Freiheit iſt im Grunde nur die Freiheit des Bären — aber Freiheit iſt's doch! So iſt die Kluft zwiſchen dem Ruthenen der Berge und jenem der Ebene breit und tief geriſſen; hier zahme geknechtete Ackerbauern, dort freie Jäger und Hirten . . . .

„Der Falke erträgt keinen Käfig, der Huzule keine Knechtſchaft", geht das Sprichwort in den Bergen. In Zulawce ſchien das Wort Lügen geſtraft, aber es bewährte ſich auch da. Die Bauern des Dorfes trieben Ackerbau,

gingen zur Kirche, lieferten den Zehenten und leisteten die Frohnde, aber Huzulen blieben sie doch, Vettern der Bärenjäger im „Welyki Lys". Sie vergaßen nie, daß sie auch Menschen seien, ordneten ihre Angelegenheiten selbständig, und waren jeden Augenblick bereit, eine Ungerechtigkeit mit der Flinte und dem Handbeil abzuwehren. Das wußte der Besitzer des Dorfes, der alte Graf Henryk Borecki, und fügte sich seufzend darein, die Bauern von Zulawce anders zu behandeln, als jene auf seinen größeren Besitzungen im Flachland. Er war auch hier kein milder, aber ein kluger Herr. Und weil er als leidenschaftlicher Jäger den Sommer regelmäßig an dieser Grenze des Urwalds zuzubringen pflegte, so kam es bei seinen Lebzeiten zwar zu unzähligen Reibungen, aber zu keinem offenen Streite.

Nachdem er gestorben, gestalteten sich die Dinge allmählig schlimmer. Sein Sohn, Graf Georg Borecki, ließ sich nie im Lande blicken, er wohnte in Paris. Es war dies ein fleißiger, thatkräftiger Cavalier, welcher sich gründlichen Studien über das junge Frankreich widmete, so weit es weiblichen Geschlechts war und bei Mabille tanzte. Seiner Güter dachte er nur, wenn er Geld brauchte, aber darum dachte er ihrer so oft, wie der eifrigste Landwirth. Mit seinen Verwaltern in Podolien stand er in lebhaftem Briefwechsel: er forderte Geld, und kam es nicht, so drohte er mit Entlassung. Die Herren Mandatare hatten einen schweren Stand, aber weil getheiltes Leid halbes Leid ist,

ſo erpreßten ſie den Bauern ihren letzten Heller und blieben auf ihren Poſten. Auch der Mandatar von Zulawce, Herr Severin Gonta, hätte vielleicht gerne daſſelbe Recept gebraucht. Aber weil er zwanzig Jahre im Dorfe weilte und die Leute, ihre Fäuſte und Flinten kannte, darum ließ er lieber die gräflichen Wälder gewaltig lichten und ſchickte den Erlös nach Paris, ehe er den Unterthanen an ihr Bischen Beſitz zu greifen wagte. Leider gerieth inzwiſchen Graf Georg immer tiefer in ſeine Studien und erweiterte ſeinen Bekanntenkreis, indem er zu dem Adel und den Griſetten auch die Wucherer fügte. Und ſo erhielt Herr Severin eines Tages ein kurzes Schreiben: „Entweder ſchickſt Du jährlich um tauſend Gulden mehr — oder Du kannſt zum Teufel gehen“. Herr Severin überlegte nicht lange. Der Wald war ſchon ſo ſtark gelichtet, daß man mit der ſchärfſten Brille keinen Baum mehr gewahren konnte, und ſchöner als die ſchönſte Verſorgung ſind geſunde Glieder. Der Mandatar ging nicht zum Teufel, aber in den Ruheſtand nach Lemberg. An ſeine Stelle kam der bisherige Secretär des Grafen in Paris, Herr Wenzel Hajek.

Herr Wenzel war damals — im Jahre 1835 — ein Mann von achtundzwanzig Jahren, hatte aber bereits Mancherlei erlebt. Wie ſchon der Name verräth, war er ein Enkel des Huß und Ziska und trat daher früh in die Dienſte der k. k. geheimen Polizei. Nachdem er in Italien als Spion Treffliches geleiſtet, das Franzöſiſche perfect

erlernt und einem Hofrath in Mailand eine Geldcaſſette geſtohlen, wurde er in Würdigung dieſer drei Thatſachen nicht als Dieb eingeſperrt, ſondern als Agent von Metternich nach Paris geſchickt. Auch dort lieferte er verdienſtliche Berichte über die Emigration, indem er ſich in ihre Kreiſe drängte und durch liſtige Fragen Alles erkundete. Leider war er eine dankbare Seele, welche ſich dadurch verpflichtet fühlte, den Emigranten auch ihre Fragen zu beantworten. Anfangs lohnte ſich die gute That, und in ſeine Taſche floß doppelter Sold, aber bald hatten ihn beide Parteien durchſchaut und ſetzten ihn vor die Thür. Herr Hajek, eine elaſtiſche Natur, wendete nun der Politik für immer den Rücken und wurde Vermittler für mehr oder minder ſchmutzige Geſchäfte; die reinlichſten darunter waren noch jene, die er zwiſchen Cavalieren und Wucherern zu Stande brachte. In dieſer Eigenſchaft wurde er dem Grafen Georg bekannt und bald ſo unentbehrlich, daß dieſer ihn zu ſeinem Secretär machte. Nun hätte Wenzel wieder in tauſend Freuden leben können, wenn er nicht leider ein ſo idealer Menſch geweſen wäre. Sein Ideal war eine anſehnliche Rente und ſo betrog er ſeinen Herrn auf Schritt und Tritt. Graf Georg war ohnmächtig gegen den Menſchen, der um alle ſeine Geheimniſſe wußte, und ſo ſchickte er ihn zwar aus Paris fort, aber als Verwalter nach Zulawce. „Wenn er mir nur meine Gelder eintreibt!“ dachte der edle Mann. „Was er den Bauern für ſich erpreßt, geht nicht aus

meiner Taſche!“ Und dann machte er ſich wieder, ſo fleißig, als nur je vorher, an ſeine Studien.

Es war an einem Maitage des Jahres 1835, als Herr Wenzel Hajek in Zulawce ſeinen Einzug hielt. Die junge Frühlingspracht der ſchönen, ſtolzen Berglandſchaft machte vielleicht keinen tiefen Eindruck auf ihn, ſicherlich aber die Schaar der Bauern, welche ihn am Eingange des Ortes empfing. Mit Staunen blickte er auf dieſe hünenhaften Reiter mit den kühnen Falkenaugen. Sie waren alleſammt feſtlich gekleidet; den hohen, ſchwarzen, federgeſchmückten Filzhut auf dem haarumſtarrten Haupte, braune wollene Reitröcke, dunkelrothe Beinkleider, ſchwarze Sandalen; und wie angewachſen ſaßen ſie auf ihren kleinen unruhigen Pferden. Denn die Huzulen ſind das einzige Reitervolk der Erde, welches in den Bergen hauſt, und unter den Nordſlaven ſind ſie die Einzigen, welche Waffen führen: die Flinte über dem Rücken, die Piſtole im Gurt, das blanke Beil am Arme. Dieſer reiſige Schmuck machte Herrn Wenzel erbleichen, als der Wagen hielt und die bewaffnete Schaar ihn umringte. Er hatte beſchloſſen, beim Einzuge huldvoll zu lächeln, und führte dieſes Vorhaben aus, aber es koſtete ihn ſchwere Mühe.

Nur einer der Bauern entblößte ſein Haupt zum Gruße, ein Greis mit milchweißem Haar, von rieſigem Wuchſe, das kühne Antlitz ſtolz erhoben. Dicht am Wagenſchlage parirte er ſein Pferd, und die hellen,

gebieterischen Augen musterten mit durchdringendem Blicke die Züge des Verwalters. Das war der Richter Stefan Woronka. „Neuer Mandatar!" sprach er, „unser Herr sendet Dich, sei uns darum gegrüßt! Du kommst von fern und kennst uns nicht. Darum sage ich Dir: wir Männer von Zulawce thun die Pflicht gegen den Herrn und wollen, daß er die Pflicht gegen uns thue. Nicht mehr, nicht weniger! Sei gegrüßt!"

Herr Wenzel hatte die Anrede verstanden. Denn ein slavischer Dialekt war ja auch seine Muttersprache gewesen und er hatte auf der langen, mühevollen Reise durch Galizien Gelegenheit gehabt, das Ruthenische halb und halb zu erlernen. Aber nicht blos den Wortlaut, auch den Geist der Anrede hatte er verstanden und richtete darnach seine Antwort ein. „Ich werde gerecht sein!" erwiderte er. „Nicht mehr, nicht weniger! Seid gegrüßt!"

Der Richter schwang den Hut. „Urrahah!" scholl darauf kurz, gellend aus zweihundert Kehlen der Ruf. Dann eine Salve aus den Pistolen und wieder das gellende „Urrahah!" Mit diesem Jubelruf, der wie Kriegsgeschrei klang, zogen Wagen und Reiter zur Schänke.

Dort, auf dem freien Platze vor dem Hause, rings um die mächtige Dorflinde geschaart, standen die übrigen Bewohner von Zulawce, Greise und Bursche, Weiber und Kinder, Alle in Festtracht. Als der Wagen hielt und Herr Hajek, noch immer huldvoll lächelnd, von demselben

ſprang, trat ihm zunächſt der Pope des Dorfes entgegen und verneigte ſich tief. Se. Hochwürden Herr Martin Suſtenkowicz waren ein braver, loyaler Mann, hatten ſich auch feſt vorgenommen, dieſer Loyalität in einer wohlgeſetzten Rede Ausdruck zu geben, aber es kam nun doch nicht dazu. Denn erſtens waren Se. Hochwürden ſtark angeheitert, und dann erwiderte Herr Hajek zwar die tiefe Verbeugung des Prieſters, die in Folge einiger Unſicherheit in den Füßen noch viel tiefer ausfiel, als ſie geplant war, ſehr gnädig, wendete ſich dann jedoch ſofort einem alten Mütterchen zu, das Brod und Salz bot.

Lächelnd würgte er einen großen Biſſen des Haferbrotes hinab und gab dann dem Schänker Avrumko in einem Flüſtertone, den man auf hundert Schritte hören konnte, den Auftrag, zwei Fäſſer Schnaps herbeizurollen.

Er war ſehr verblüfft, als der Richter mit abwehrender Miene auf ihn zutrat. „Verzeih', Herr Mandatar", ſagte der Greis, „aber dergleichen iſt in der Ebene üblich, bei uns nicht! Wir Männer von Zulawce trinken zwar gerne Schnaps, aber nur dann, wenn wir ihn ſelbſt bezahlen!"

Einen Augenblick zuckte es im Antlitz des Mandatars, dann lächelte er noch viel huldvoller. „Aber lieben Leute", ſprach er, „ich vertrete ja unſeren gnädigſten Herrn, den Grafen Georg. Er iſt Euer Väterchen, Ihr ſeid ſeine Kindlein! Darf der Vater nicht ſeine Kinder beſchenken?"

Der alte Richter ſchüttelte den Kopf. „Verzeih',

Herr", erwiderte er, „aber das ſind wieder nur ſo Reden, wie man ſie in der Ebene hört! Wir ſind, mit Verlaub, keine Kinder, der junge Graf kein Vater, wir ſind Bauern, er der Gutsherr, wir fordern unſer Recht, thun unſere Pflicht, das iſt Alles!"

„Aber, guter Herr Richter, Ihr müßt doch . ."

„Verzeih', Herr", wiederholte Stefan zum dritten Male. „Aber das iſt wieder eine Rede, wie in der Ebene. Dort ſagt man „Ihr", hier aber „Du!" Und ob ich ein guter Richter bin, weißt Du ja auch noch nicht. Alſo, noch einmal, für Deinen Schnaps danken wir! Aber auf unſere Koſten wollen wir ihn zu Ehren des Grafen trinken!"

Er winkte dem Schänker, der Trank wurde in großen Kannen gebracht, ſie lagerten ſich im Kreiſe und begannen zu zechen. Herr Hajek beſann ſich einen Augenblick, was nun zu thun ſei, dann lächelte er wieder ſehr gnädig, begann unter den Zechenden umherzugehen und ſprach Den und Jenen an. Je länger er dies that, deſto ſüßlicher wurde ſein Lächeln, deſto finſterer ſein Herz. Die ſtolzen, hageren Männer mit den kecken Augen machten ihm bange. Und dieſe Waffen! Jeder dieſer „Unterthanen", wie der galiziſche Bauer damals in der Amtsſprache hieß, trug ein kleines Arſenal auf dem Leibe.

„Wozu die Piſtolen?" fragte er den Richter.

„Zur Pracht und für den Nothfall!" war die Antwort.

Der Mandatar lächelte. „Für den Nothfall?“ fragte er, harmlos wie ein neugieriges Kind. „Was ſoll das heißen?“

„Das kannſt Du bei Gelegenheit erfahren!“ erwiderte der alte Stefan finſter und wandte ſich ab.

Hajek zuckte zuſammen. Aber er faßte ſich raſch und ließ ſeinen Blick wieder mit dem Ausdruck herzlichſten Wohlwollens über die Zechenden ſchweifen. Sie ſchienen ſich nicht um ihn zu bekümmern, nur Einer, ein hagerer Mann mit rothem, zottigem Haar, ſtarrte ihn mit unverhohlener Feindſeligkeit an.

Der Mandatar trat auf ihn zu. „Lieber Nachbar“, fragte er herzlich, „wie heißeſt Du?“

„Der Teufel iſt Dein Nachbar“, erwiderte der Mann grimmig. „Uebrigens heiße ich Schymko Trudak, der ‚rothe Schymko‘. Aber was geht's Dich an?“

„Nun, weil ich ja jetzt auch zum Dorfe gehöre!“ ſagte Herr Wenzel, noch immer freundlich. Aber die Luſt, ſich populär zu machen, war ihm nachgerade doch vergangen und unſicher irrte ſein Blick über die Menge hin.

Da fiel ihm ein Mann in's Auge, der unbewaffnet war und auch ſonſt verſchieden von den Anderen. Gleichfalls ein Prachtmenſch, ſchön und ſtark, aber mit ſanftem Antlitz, blondhaarig, blauäugig, wohlbeleibt. Er trug einen weißen, mit bunter Wolle ausgeſtickten Pelzrock, eine ſchwarze Pelzmütze, hohe Stiefel: die Feſttracht des podoliſchen

Bauers. Hajek trat auf ihn zu. Der junge Bauer zog demüthig die Mütze und neigte das Haupt.

„Wie heißeſt Du?“

„Taras Barabola!“

„Wohnſt Du hier?“

„Ja!“

„Doch nicht als Knecht?“

„Nein!“ Und ſo demüthig, als hätte er die Frage bejahen müſſen, fügte der junge Bauer hinzu: „Ich beſitze den zweitgrößten Hof des Dorfes!“

„Aber Du ſtammſt aus der Ebene?“

„Ja — aus Ridowa“.

„Warum haſt Du Dich gerade hier angeſiedelt?“

„Aus Liebe“, ſagte der Bauer erröthend. „Das heißt, ich habe eine Erbtochter geheirathet“.

„Und wie gefallen Dir die Leute im Dorfe?“

Der junge Mann erröthete wieder. „Andere Menſchen als in meiner Heimath“, antwortete er, „aber auch brave Menſchen“.

„Ich wollte, ſie wären Alle wie Du!“ ſagte der Mandatar und ging mit freundlichem Gruße weiter. Dieſer Wunſch kam ihm aus dem Herzen. Demüthige Leute, ohne Waffen „für den Nothfall“, wären ihm gewiß viel lieber geweſen.

Als er mehrere Stunden ſpäter aus dem Fenſter ſeines Schlafzimmers im Jagdcaſtell auf der Höhe das

Dorf überblickte, maß er mit ſonderbarem Lächeln die Dicke des Gemäuers, an dem er lehnte. „Wer weiß, wozu dieſe ſolide Bauart gut iſt!“ murmelte er. „Aber das wäre, wenn es zum Schlimmſten käme, ein ſchwacher Troſt, und Dich, Sohn meiner Mutter, will ich nicht belügen. Du biſt kein Held und wirſt Dich wohl hüten, Dein theures Leben in Gefahr zu bringen. Das trotzige Pack ſoll erfahren, was ein „Unterthan“ iſt, aber das muß ja nicht ſchon heute oder morgen geſchehen! Brauche Deinen Verſtand, mein Junge, brauche Deinen Verſtand! . . .“

Zweites Capitel.

Die nächsten Wochen verstrichen ruhig. Die Leute leisteten der Herrschaft die Robot in hergebrachter Weise; der Mandatar schien sich wenig darum zu kümmern. Er war oft tagelang in der Kreisstadt oder in den Dörfern der Umgegend, wo er mit den Officieren zechte und spielte. Die Bauern sahen ihn selten, sprachen aber um so häufiger von ihm. Während am Tage seines Einzugs das feindselige Urtheil feststand: „Der neue Büttel des Herrn ist ein Duckmäuser, aber wir lassen uns durch diese Heuchelei nicht täuschen!", besserte sich nun zusehends die Stimmung. Zwar beharrten Viele, der alte Richter an der Spitze, in trotzigem Mißtrauen, aber daneben machten sich, von Woche zu Woche an Zahl und Einfluß wachsend, mildere Stimmen geltend: „Seien wir gerecht, er hat uns ja bisher nichts gethan!" Wurden diese Sanftmüthigen von den Anderen verhöhnt, so erwiderten sie unwillig: „Taras denkt wie wir, also kann unsere Meinung weder unsinnig, noch schlecht sein!" Das war in der That ein Grund, dem auch die Gegner wenig entgegenzusetzen wußten, nur Stefan

Woronka pflegte heftig zu erwidern: „Es ist unglaublich! Wer hätte sich träumen lassen, daß dieses Lamm der Ebene jemals uns Bären der Berge beherrschen würde? Aber sehet zu, welche Freuden Ihr dabei erlebet!“

Er hatte nicht Unrecht; der Einfluß, den sich der junge Fremdling im Dorfe erworben, war wirklich ein tiefgehender und mußte jedem, der die Art dieser Männer kannte, fast unglaublich erscheinen. Aber dieses Wunder war auch nur durch einen seltenen Zauber möglich geworden, den Zauber eines unendlich guten und zugleich unendlich starken Herzens, welches im Kampfe mit widrigen Schicksalen, die tausend Andere verderbt und verbittert hätten, nur immer edler und tapferer geworden!

Taras Barabola war im Dorfe Ridowa bei Barnow geboren, der Sohn einer armen Magd, deren Verlobter als Rekrut fortgezogen und Soldat geblieben, weil ihm der bunte Rock und die fröhliche Kriegszeit besser behagten, als das Tagelöhnern in der Heimath. Unter Kummer und Thränen zog die Verlassene ihr Kind auf und neben der Noth stand auch die Schmach an seiner Wiege. Denn der podolische Bauer denkt nicht leichtfertig über solche Verirrungen, ja oftmals so streng, daß sich das Gefühl der Menschlichkeit dagegen auflehnt. Die unglückliche Magd mußte lange suchen, bis sich eine barmherzige Bäuerin fand, welche sie und ihr Kind aufnahm, und der kleine Taras hatte viele Püffe und Scheltworte zu ertragen, weil sein Vater ein

leichtfertiger Burſche geweſen. Den armen, verſchüchterten Wurm zu ſchimpfen und zu ſchlagen, erſchien den Leuten von Ridowa als das paſſendſte Mittel, die eigene Tugend zu beweiſen und die Sünde in ihrer Mitte zu bekämpfen. Sie hätten ſich nicht beklagen dürfen, wenn ſie auf dieſe Weiſe in dem Jungen einen Verderber und Verbrecher groß-gezogen hätten, die Schmach und Zuchtruthe ſeines Dorfes. Mit Taras fügte es ſich anders, weil ihm ſein Geſchick in aller Trübſal ein großes Glück gegönnt hatte. Im Buſen der armen Magd, die ihn geboren, ſchlug ein heldenmüthiges Herz. Wenn er, ein Büblein von fünf Jahren, mit ſeiner Mutter zur Meſſe in die Kirche kam und, während ſie demüthig an der Thür ſtehen blieb, nach Kinderart neugierig vorwärts, dem Altare zu, drängte und darauf vom Küſter zurückgeſchleudert wurde, als beflecke ſein Hauch den heiligen Raum; wenn er ſich den anderen ſpielenden Kindern auf der Straße geſellen wollte und von ihnen mit Fäuſten oder Steinwürfen abgewehrt wurde, als wäre er ein unreines Thier, und wenn darauf dieſes arme, gehetzte Kind weinend an das einzige Herz flüchtete, welches ihm eine Zufluchts-ſtätte war — da gab dieſes Herz der armen Dulderin Worte ein, ſo edel und klug zugleich, daß man an göttliche Eingebung hätte glauben mögen, wenn nicht die Mutter-liebe an ſich herrlich genug wäre, um auch dies zu erklären. Eine Andere hätte vielleicht wehleidig in ihres Kindes Klagen eingeſtimmt, hätte, es zu tröſten, mit ihm Welt und

Menſchen verwünſcht, hätte ihm im Herzen das Zagen, die Rachſucht großgezogen! Sie aber — wohl weinte ſie bitter, und ſelten mag eines Kindes Haupt ſo von Mutterthränen bethaut worden ſein, wie das ſeine — aber dazwiſchen mahnte ſie feierlich: „Taras! Werde nicht ſchlecht! Haſſe die Menſchen nicht, obwohl ſie ungütig gegen Dich ſind, denn — ſie thun Dir kein Unrecht! Nein, mein Kind, Du büßeſt nur dafür, weil Dein Vater und ich, weil Deine Eltern ſich an ihnen verſündigt; ſie haſſen Dich, weil ſie glauben, daß Du ſo werden wirſt, wie einſt wir waren! Sieh'! noch biſt Du ein Kind, haſt weder Gutes noch Schlimmes gethan, die Leute wiſſen von Dir nichts, als daß Du Deiner Eltern Sohn biſt, und darum mißhandeln ſie Dich! Aber ſpäter, wenn Du zeigen wirſt, wie Du ſelbſt biſt, dann werden ſie Dich darnach behandeln: gut oder ſchlecht, je nachdem Du ſelbſt es verdienſt! Und darum beſchwöre ich Dich: thue Keinem Böſes, ſei gut und gerecht und Alle werden gut zu Dir ſein und Dich lieben!"

So ſchluchzte, ſo mahnte ſeine Mutter, und wie jung er auch war, die Worte gruben ſich ihm tief in Hirn und Herz. Nicht vergeblich hatte ſie, ihr Kind zu retten, das einzige Gut und Glück ihres Lebens auf's Spiel geſetzt: die Liebe dieſes Kindes. Die grenzenloſe Hingebung, die ſie ihm erwies, ſchützte ſie vor der Gefahr, daß ſich ſein Haß, von den Anderen abgelenkt, auf ſie, die Schuldige, für die er büßte, entlade; Taras fuhr fort, ſeine Mutter zu

lieben, und als ſie auf ſeine Frage, wodurch ſie ſich denn eigentlich an der ganzen Gemeinde verſündigt, erwiderte, er könne dies erſt weit ſpäter erfahren, da grübelte er darüber nicht weiter nach. Um ſo ſtärker aber klang jene Mahnung in ihm fort und der Keim zu der merkwürdigen Entwicklung ſeines Weſens ward dadurch gelegt, daß er in einem Alter, wo andere Kinder nur an Spiel und Eſſen denken, angeleitet wurde, die Welt für gerecht zu halten und ſtets nur von der eigenen That Lohn oder Strafe zu erwarten. So ertrug er denn das Schlechte ohne Grimm, aber auch, weil er ja nicht für ſich büßte, ohne Demuth, und als er, zehn Jahre alt, zum Gänſehirten des Dorfes gewählt wurde, freilich gegen den Einſpruch Vieler und wohl nur deshalb, weil ſich ſonſt kein tauglicher Junge dafür fand, da brannte ſein Herz vor Begierde, ſich die Zufriedenheit Aller zu erwerben. Und weil er ſeine ganze Kraft daran wandte, darum erreichte er auch dieſes Ziel, allerdings zum beſten Theil in Folge eines furchtbaren Erlebniſſes, welches etwa ein Jahr ſpäter über ihn kam und das junge Gemüth in ſeinen tiefſten Tiefen erſchütterte.

An einem Herbſtmorgen war's; er hatte ſeine Gänſe ſchon in grauer Frühe, wie gewöhnlich, zur Weide gebracht. Es war dies ein einſamer Anger, in der Mitte erhob ſich ein Kreuz, dicht neben einer Quelle; weit und breit war keine Hütte, und nur ſelten ging ein Menſch über den Feldweg, welcher die Wieſe durchſchnitt. Am Fuße des

Kreuzes, auf dem Stein an der Quelle, pflegte der Knabe zu verweilen. So war es auch an jenem Tage, fröhlich aß er von dem Brote, welches ihm die Mutter mitgegeben, und blies zwischendurch auf der Rohrpfeife, die er sich selbst geschnitten.

Da hörte er plötzlich schwere Schritte, und als er sich umwandte, erschrak er heftig; der da herankam, war ein mürrischer, boshafter Greis, Waleri Kostarenko, weitaus der Schlimmste unter jenen, die ihn quälten. „Hinweg, Hundsblut!“ pflegte er ihm zuzurufen, wenn er an seinem Hofe vorüberging; beeilte sich der Knabe nicht, so pfiff der Alte seinen Hunden, ihn zu hetzen, und als er ihn einst im Spiel mit seinem Enkel überraschte, da hieb er ihn so wund, daß sich der Aermste kaum heimschleppen konnte. Nicht aus Sittlichkeit verfolgte er ihn so, sondern — wie er überhaupt ein erzschlechter Mensch war — aus einem eklen Grunde: er hatte der Mutter des Taras, da sie noch als Magd auf seinem Hofe diente, vergeblich nachgestellt, und darum höhnte er sie auf's Blut, nachdem sie zu Falle gekommen, und quälte ihr Kind. Taras wich ihm aus, wo er konnte, und gar an jenem Morgen begann er, kaum daß er seinen Quäler erkannt, über Feld zu laufen, als wären dessen Hunde hinter ihm her. Denn wenn er schon sonst allen Grund hatte, vor Waleri zu fliehen, umsomehr an dieser einsamen Stelle, wo ihn Niemand aus seiner Hand hätte erretten können, und in seinem gegenwärtigen

Zuſtande; denn trotz aller Angſt hatte er wohl bemerkt, wie unſicher ſein Schritt war. Der Alte hatte offenbar den Sonntag über bei der Kirchweih in Solince gezecht und ging nun, nachdem er den erſten Rauſch in der Schänke ausgeſchlafen, nach Ridowa heim.

„Kröte!“ rief er ihm nach, „ich fange Dich doch!“ — und verſuchte es, den Knaben einzuholen. Dieſer aber lief noch ſtärker, und da änderte er den Ton. „O weh!“ ſchrie er plötzlich auf, „ich habe mir den Fuß verſtaucht! . . . Taras, hab' Erbarmen, komm' her, führ' mich zum Steine dort!“

Der Hirte blickte um, und als er den Greis wirklich unbeweglich, mit ſchmerzlich verzerrtem Antlitz ſtehen ſah, regte ſich ſein Mitleid, er ſchlich zögernd heran, und endlich, als dieſer noch immer in der gleichen Stellung verharrte, bis dicht zu ihm. „Was iſt Euch?“ fragte er. „Soll ich Euch ſtützen?“ Aber da machte Waleri einen Sprung auf ihn zu und umkrallte ihn mit ſeinen hageren Armen. „Hab' ich Dich?!“ jauchzte er und begann ihn an den Haaren zu zerren und auf den Kopf zu ſchlagen.

„Jeſus!“ ſchrie Taras auf, „habt Erbarmen!“ Aber der Wüthende hielt ihn mit dem einen Arm an ſich gepreßt und hieb mit dem andern auf ihn los, wohin die Fauſt eben traf. Vergeblich wendete ſich der Knabe hin und her, da, endlich, gab ihm die Verzweiflung die Stärke ſich loszureißen; er war frei! Der Alte hinter ihm her,

aber nur wenige Schritte. Eine der Gänſe war ihm zwiſchen die Beine gelaufen; er ſtolperte über das Thier und ſchlug zur Erde hin, plump und ſchwer, ſo daß ſein Haupt am Steine neben der Quelle aufſchlug. Der Knabe hörte den dumpfen Schall des fallenden Körpers, hörte einen gellenden Aufſchrei, aber er hielt nicht an und rannte, ſo weit ihn die Füße tragen wollten. Erſt am Rande des Angers ſtand er ſtill und blickte zurück. Da ſah er den Körper, noch immer regungslos, am Steine hingeſtreckt. Die Gänſe drängten ſich um ihn her und gackerten laut mit vorgeſtreckten Hälſen. Nun hatte er nichts mehr von dem Manne zu befürchten, denn ſelbſt wenn es wieder nur heimtückiſche Verſtellung war und er ſich plötzlich erhob, hätte er ihn doch unmöglich einholen können — gleichwohl überfiel den Knaben, während er ſo ſtand und ſchaute, wieder eine wilde Angſt und ſein Herz fuhr fort, zu hämmern.

„Er iſt todt!“ fuhr es ihm wie ein Blitz durch's Hirn, und wie mit unſichtbaren Ketten zog es ihn wieder gegen das Kreuz hin — er wollte nicht, er mußte. . . Auf dreißig Schritte Entfernung mochte er gekommen ſein, da entfuhr ihm plötzlich ein furchtbarer Schrei — er hatte das Blut gewahrt, das dem Regloſen über die Stirne zur Erde niederfloß. Nur dieſer einzige Laut entfuhr ihm, dann preßte er wieder die Lippen aufeinander und ging langſam, wie ſehr ihn das Grauen ſchüttelte, näher und

näher. Endlich ſtand er dicht vor dem Alten. Waleri war offenbar bewußtlos, ſein Antlitz fahl und unheimlich verzerrt; aus einer breiten, tiefen Stirnwunde quoll das ſchwärzlich-rothe Blut hervor und rann über das Antlitz und zur Erde nieder . . .

Schwer athmend, wie von einem böſen Zauber gelähmt, ſtand der Knabe da und Grauen und Ekel war in ihm, wilde Freude und tiefes Mitleid, Hohn und Angſtgefühl, Rachedurſt und Erbarmen. Aber in dieſem furchtbaren Kampfe der jungen Seele ſiegte doch endlich das Gute. Er dachte ſeiner Mutter und ſtürzte zur Quelle und begann den Ohnmächtigen zu begießen. Aber das Blut floß noch ſtärker. Da riß er einen Aermel aus ſeinem Hemde, legte ihn zu einer Binde zuſammen und drückte ſie auf die Wunde. Waleri ächzte auf, aber die Augen blieben geſchloſſen. „Er ſtirbt!“ dachte Taras wieder, und fuhr fort, das Blut zu ſtillen, ſo weit er's vermochte, und ſchrie dabei aus Leibeskraft um Hülfe.

Ein junger Bauer, des Richters Schwiegerſohn, der eben fernab über Feld ritt, hörte den Ruf, weil ihm der Wind den Schall zutrieb, kam eilends herangeſprengt, und war ſtarr vor Staunen, als er die Beiden gewahrte. „Was iſt geſchehen?“ rief er, und als es der Hirte fliegenden Athems berichtet, blickte er ihn noch immer ſtaunend an. „Und Du, Taras, Du retteſt ihn!“, rief er. Dann erſt gewann er die Faſſung, ſich dem Ver-

wundeten zuzuwenden und den Knaben um Hilfe in's Dorf zu entſenden. So ſprengte denn Taras zum Richter und kehrte mit dieſem, dem Sohne des Waleri und einigen Knechten wieder zurück.

Als ſie nun den Verwundeten in's Dorf trugen, blickte der Richter den Knaben ſtarr an und ſchüttelte den Kopf. „Höre, Taras“, ſagte er endlich, „wenn der Herr Chriſtus noch lebte, der hätte an Dir eine Freude, auf Ehre, eine große Freude. Das heißt, der Herr Pfarrer ſagt ja, daß er noch immer lebt, dann wird er es Dir ſicherlich lohnen!“ Der Knabe wurde roth, denn er dachte daran, wie hart er erſt mit ſich hatte kämpfen müſſen, und auch der Anderen Lob machte ihn verlegen.

Von dieſer Stunde ab ſchlug die Stimmung gegen ihn gänzlich um, Jeder gab ihm gute Reden und Jene, die ſchon früher freundlich gegen ihn geweſen, waren nun ſtolz darauf, daß ſie ihn beſſer beurtheilt. Der alte Waleri genas, er war ihm nicht dankbar und ſein Haß währte fort, aber gerade dies beſtärkte die gute Geſinnung der Anderen. Beſonders freundlich nahm ſich der Richter ſeiner an, er gab ihm die Stelle als Jungknecht in ſeiner eigenen Wirthſchaft, und das Beiſpiel des erſten Mannes im Dorfe wirkte natürlich auf die Uebrigen. Aber noch wichtiger war der Einfluß jenes Ereigniſſes auf die innere Entwicklung des Knaben. Bis dahin hatte er ſeiner Mutter geglaubt, daß man ſich Güte durch Gutthat verdienen

könne, nun wußte er es aus eigener Erfahrung. „Ja!“ ſagte er ſich, „auf Gerechtigkeit iſt Alles gebaut!“ und mühte ſich noch mehr, ſeine Pflichten treulich zu erfüllen. So ward ihm das allgemeine Lob doppelt zum Glücke, denn es gibt ja keine größere Beſtärkung im Guten, als wenn man für gut gehalten wird, und dann feſtigte ſich in ihm immer mehr jenes ſchöne Bild von Welt und Menſchen, welches ihm die Mutter eingeprägt. Was früher vielleicht nur kindiſcher Eigennutz geweſen, ward nun ein Grundzug ſeines Weſens, er konnte nicht mehr anders, als gut, gerecht und hilfreich ſein. Bald durften ihm die Leute mit Grund nachſagen, daß noch kein Jungknecht ſo brav geweſen, wie er, und als dem Fünfzehnjährigen die Mutter ſtarb, da blieb er nicht verlaſſen, er hatte ſo viele Tröſter und Helfer, als es Menſchen im Dorfe gab. Der Makel ſeiner Geburt wurde ihm allmälig wie ein Vorzug angerechnet. „Da ſeht her“, pflegte der Richter zu ſagen, „dieſer Burſche iſt ja, mit Reſpect zu vermelden, eigentlich von der Bank gefallen, ſteht allein, wie ein Daumen, und könnte ſo faul und liederlich ſein, wie er wollte; es würde ihn Niemand darum züchtigen. Höchſtens würde ich ihn zuweilen bei den Ohren nehmen, aber das thäte ihm auch nicht weh. Und nun iſt dieſer Taras der bravſte Junge im Dorfe! Ja, Ihr Leute, aus dem wird noch einmal etwas Großes — denkt an mich! Wenn er zum Militär genommen wird, ſo bringt er es zum Gefreiten, und wenn

ſie ihn nicht aſſentiren, ſo wird er Großknecht! Gebt Acht! — ich bin ein kluger Mann und rede nie in den Wind! Was für ein Kerl dieſer Taras iſt, das wird ſich erſt zeigen!"

Dieſe Prophezeiung ſollte ſich erfüllen, wenn auch vorerſt nur in einer Art, welche für den ſtillen, wackeren Jüngling tief ſchmerzlich war. Er war kaum achtzehn Jahre alt und Ackerknecht beim Richter, als die kaiſerlichen Poliziſten einen alten Soldaten ins Dorf brachten, Hritzko Stankiewicz, einen wüſten Menſchen mit vermorſchtem Leibe und verfaulter Seele. Bettelnd und ſtehlend hatte er ſich aus Italien nach Galizien geſchleppt und ward nun zur Verſorgung an ſein Heimathsdorf Ridowa abgeliefert. Es war der Vater des Taras. Der Richter wollte es mitleidig dem Jüngling verhehlen, aber dieſer hatte den Namen oft genug von der Mutter gehört und ging ſogleich in den Gemeindekotter, wohin ſie den Vagabunden geſperrt. Der verlotterte Menſch erzitterte, als der Sohn vor ihn trat, und fürchtend, daß dieſer Rache für die Mutter nehmen würde, leugnete er Alles frech ab und beſchimpfte noch die Unglückliche im Grabe. Todtenbleich, zitternd verließ ihn Taras und ging einige Tage im Dorfe umher wie ein geiſtig Verwirrter.

Am nächſten Sonntag nach dem Kirchgange verſammelten ſich die Männer der Gemeinde, wie es der uralte Brauch gebietet, unter der Linde, auf dem Platze vor der

Schänke, um die Verſorgung des Vagabunden zu berathen. „Ihr Leute“, meinte der Richter, „die Sache liegt einfach. Im Dorfe können wir den alten Dieb nicht laſſen. Schicken wir ihn alſo auf unſere Koſten nach Lemberg! Er wird es dort ſchlimm haben, aber noch weit angenehmer, als er es verdient hat. Das iſt das Beſte, ſo wahr ich ein kluger Mann bin!“ Die Männer waren einverſtanden. „So ſoll es ſein!“ riefen ſie und erhoben die Rechte zum Zeichen der Zuſtimmung.

Da trat Taras hervor. Der Jüngling ſah übel aus, wie von ſchwerer Krankheit erſtanden. „Ihr Männer!“ rief er mit zitternder Stimme und faltete die Hände, „habt Erbarmen mit mir, hört mich!“ Aber Thränen erſtickten ſeine Stimme und er ſank in die Kniee.

„Laß' doch!“ riefen ihm die Mitleidigen zu, „es iſt nicht Deine Sache. Wie brav Du biſt, wiſſen wir Alle!“

Aber Taras ſchüttelte den Kopf und nahm ſeine Kraft zuſammen und richtete ſich hoch auf. „Es iſt doch meine Sache!“ rief er, „für meine Mutter ſtehe ich hier und rede, weil ſie nicht mehr reden kann! Es iſt mein Vater, auch wenn er es leuguet! Nur ihm hat ſie vertraut, weil er ihr Verlobter war, nur ihm und keinem Andern! Schwiege ich in dieſer Stunde, es könnte Jemand denken: Sie war doch ein ſchlechtes Weib, ihr Sohn weiß nicht, wer ſein Vater iſt! So hört denn: Ich weiß es! und als Sohnespflicht gegen meine Mutter nehme ich es auf mich, für

meinen Vater zu ſorgen. Stecket ihn nicht in's Arbeitshaus, er kann nicht mehr arbeiten! Wenn ich ihm gebe, was er braucht, ſo wird er Euch hier nicht gefährlich ſein. Im Namen des barmherzigen Gottes! habet Mitleid mit mir — laſſet den Mann hier!"

Als er geendet, war ein langes Schweigen unter den Männern. Endlich ſagte der Richter: „Leute! Unſer Herz wäre aus Stein, wenn wir „Nein!" ſagen wollten. Wir wollen aber kein Geld dabei erſparen und dem Hritzko auch hier geben, was wir in Lemberg für ihn hätten zahlen müſſen. Dieſer gute Sohn ſoll ſeinen Willen haben — Gottes Segen über ihn!"

Acht Jahre lebte der alte Vagabund im Dorfe; es war eine ſchreckliche Duldenszeit für den Taras. Alle Freuden der Jugend that er ab und mühte ſich übermenſchlich, um dem Alten zu geben, was er forderte. Sein einziger Lohn für dieſe Opfer waren wüſte Beſchimpfungen, höhniſche Reden; aber er ermüdete nicht in ſeinem Liebeswerke. „Meine Mutter hat mehr für mich gethan!" pflegte er zu erwidern, wenn man ihn lobte. „Jetzt ſieht man erſt, wie gut ein Menſch ſein kann!" ſagten die Leute in Ridowa, und Andere meinten in derbem Mitleid: „Wenn nur Jemand den Hritzko todtſchlüge!" Doch dieſe Arbeit beſorgte ſchon der Schnaps, langſam, aber gründlich. In ſeinem ſechsundzwanzigſten Jahre war Taras frei.

Der Richter rieth ihm, nun um irgend eine Erbtochter

der Gegend zu werben. „Du verſtehſt die Wirthſchaft ausgezeichnet, biſt ein ſchöner Burſche und, was Deinen Ruf betrifft, ſo könnte Dir der gnädige Graf Golochowski ſeine Tochter geben und ſagen: „Es iſt mir eine Ehre, Herr Taras!“ Alſo — da wäre zum Beiſpiel die dicke Marinia, die Tochter des Küſters, oder die ſchwarze Kaſia . . .“

Aber Taras ſchüttelte das Haupt und die blauen Augen blickten düſter. „Hier iſt mir das Leben zu ſchwer geworden“, ſagte er, „als daß es mir je wieder leicht werden könnte! Habt tauſend Dank für alle Güte, aber ich gehe!“ Und dabei beharrte er trotz allen Zuredens und that ſich um einen andern Dienſt um.

Es boten ſich ihm zwei Plätze als Großknecht: bei Iwan Woronka in Zulawce, dem Bruder des Richters Stefan, und bei einem Pfarrer an der Grenze. Lohn und Arbeit waren dieſelben, hier wie dort war er unabhängig und zwar aus dem gleichen Grunde, weil ſowohl Iwan als der hochwürdige Herr das Waſſer nur gebraunt tranken. Es nützte auch nichts, daß er die Höfe ſelbſt anſah, die Stellen waren wirklich gleich. Da es aber ſo wenig darauf anzukommen ſchien, wo er eintrat, ſo wendete er daſſelbe Mittel an, durch welches in ſeiner Heimath ſchon ſo mancher Entſchluß zu Stande gekommen iſt. Er beſchloß, zum Pfarrer zu gehen, wenn es am nächſten Sonntagmorgen regnen würde, und zu Iwan, wenn es heiter wäre. Nun ſchien am Schickſalstage die Sonne ſo ſchön,

wie man nur wünſchen mochte, und er begab ſich nach Zulawce.

Er hatte anfangs einen ſchweren Stand im fremden Dorfe. Die Leute beſpöttelten ſeine Tracht und Art und hielten ihn für einen Duckmäuſer, weil er keine Waffen trug und von der „Herrſchaft", dem Grafen Borecki, mit Ehrfurcht ſprach. In Beidem folgte er eben der Gewohnheit, aber dieſe Neckereien fochten ihn auch wenig an und ernſtlichen Kummer machte ihm nur die anvertraute Wirthſchaft. Iwan Woronka war alt und müde, und der einzige Spaziergang, den er täglich machte, der Gang zur Schänke, war auch nicht geeignet, größere Ordnung in ſeine Sachen zu bringen. Sein einziger Sohn war geſtorben, und die Tochter, Anuſia, hatte ſich vergeblich gegen die Verwahrloſung und gegen die Faulheit der Knechte geſtemmt. Sie allein ſegnete ſchon nach kurzer Zeit die Stunde, wo der neue Großknecht in's Haus gekommen; überall ſah man die Spuren ſeiner Tüchtigkeit, ſeines ehrlichen Fleißes. „Ein wackerer Burſche", gab auch Iwan zu, klagte aber doch täglich in der Schänke, zuerſt mit feſter, dann fünf Stunden mit lallender Stimme, daß ihm der feige Duckmäuſer über den Kopf wachſe. Wie wenig aber dieſe Bezeichnung auf ihn paſſe, bewies Taras bald darauf bei einer Bärenjagd, wo er mit eigener Gefahr durch einen trefflichen Kernſchuß in nächſter Nähe der Beſtie dem greiſen Richter Stefan das Leben rettete. Dies und ſeine tüchtige Führung der anvertrauten

Wirthschaft gewannen ihm allmälig auch hier die Herzen. „Du bist doch ein braver Junge, Podolier", sagten ihm die Leute, und binnen Jahresfrist auch hinter seinem Rücken: „Er ist ein ganz trefflicher Mensch!"

Die Anusia sagte das niemals, aber um so öfter dachte sie es. Sie war ein hübsches Mädchen von echtem Huzulenschlag, schlank, üppig und geschmeidig, im braunen Antlitz loderten prächtige Schwarzaugen. In allen Dingen muthig, jäh und leidenschaftlich, ward sie in ihrer aufkeimenden Neigung für den blonden Fremdling zaghaft und scheu. Sie wich ihm gerne aus und besprach nur das Nothwendige. Er merkte dies, schüttelte den Kopf und ward sehr betrübt. Durch diesen Kummer kam er auch erst zu seinem eigenen Erstaunen darüber ins Klare, wie gut ihm eigentlich die Anusia gefalle. Nun klopfte ihm auch das Herz, wenn er mit ihr sprach, und dann ertappte er sich eines Tages, als er über Feld ritt, wie er laut vor sich hinsprach: „Anusia!" Aber da erschrak er auch vor dem Klange der eigenen Stimme und zog sich am Ohre, daß es schmerzte. „Esel!" sagte er laut. „Des Herrn Tochter, welche dich obendrein haßt!" Und dann fügte er sehr philosophisch hinzu: „Das mit der Liebe ist ohnehin nur ein Gerede müßiger Leute. Der Eine trinkt zum Zeitvertreib Schnaps und der Andere verliebt sich!" Er meinte es wirklich so; seine eigene Jugend war bisher so hart und düster gewesen, daß keine Blume darin hatte aufkeimen können.

Nun, man weiß, „das mit der Liebe“ iſt doch kein bloßes Gerede. Auch Taras ſollte dies erkennen. Da ging er an einem ſchönen Frühlingsmorgen einen engen Fußſteig durch das blühende Getreide, und ihm entgegen kam die Anuſia. „Wie weiche ich nur aus?“ dachten Beide, und hatten Beide doch nicht den Muth, ſich einen Pfad durch die keimende Saat zu bahnen. „Man darf Gottesſegen nicht zertreten“, murmelte er und ſchlich zögernd vorwärts. „Es iſt meines Vaters Frucht“. flüſterte das Mädchen und ſchlich ihm entgegen.

Endlich ſtanden ſie einander dicht gegenüber.

„Warum grüßeſt Du nicht?“ fragte ſie zornig.

Er ſchwieg betreten.

„Und dann“, fuhr ſie in gleichem Tone fort, „unſer Weizen am Pruth ſteht ſchlecht“.

„Nicht gut“, mußte er zugeben, „aber es iſt nicht meine Schuld!“

„Vielleicht die meine?“

„Nein, des Regens!“

„So eine Ausrede!“ ſagte ſie heftig. „Es liegt an den Saatkörnern! Du wirſt ſaumſelig!“

„Wenn die Herrſchaft nicht mehr zufrieden iſt, ich kann ja gehen!“ Er zitterte. „Oh! wie der Haß in mir kocht!“ dachte er.

„Geh! Geh!“ rief ſie heftig, die Thränen ſtürzten ihr über die Wangen und — im nächſten Augenblick lagen ſie

einander am Herzen und preßten Mund auf Mund. Wie das so ſchnell geſchehen konnte, wußten ſie ſelbſt nicht, es ſoll aber Aehnliches ſchon einige Male auf Erden vorgekommen ſein. . .

Das war eine ſchöne Stunde da draußen im blühenden Lenzgefild. Zuerſt holten die Beiden noch ein wenig nach, was ſie bisher ſo arg verſäumt; ſie gaben einander nun auch einige freundliche Worte. Dann ſprachen ſie über ihre Zukunft. „Wir thun, was die Vernunft gebietet", ſagte die kluge Anuſia. „Du heiratheſt mich eben. Ich ſelbſt will mit dem Vater reden".

Das that ſie auch, aber Iwan Woronka war leider über das, was in dieſem Falle die Vernunft gebot, ſehr verſchiedener Anſicht. Er hatte Tochter und Erbe ſeinem Brudersſohne Haraſim zugeſagt, dem Sohne des Stefan. Es war dies ein junger luſtiger Menſch, gegen den ſich nichts Triftiges einwenden ließ, außer etwa ſeine affenartige Häßlichkeit und daß er ein ganz verdammter Lump und Säufer war. Aber Iwan meinte: „Schönheit iſt keine Tugend und Trinken keine Sünde!" Und dann ſetzte er den Taras vor die Thür.

Der arme Knecht ging, ohne Abſchied von ſeinem Mädchen zu nehmen, ohne zu hinterlaſſen, wohin er ſich wenden wolle. Dieſe Entſagung koſtete ihn einen harten Kampf, aber er kannte die leidenſchaftliche Art der Anuſia und wollte gegen ſeinen Herrn ehrlich bleiben für und für.

Es ſollte ihm dies aber doch noch viel ſchwerer werden als er es damals ohnehin ſchon empfand.

. . . Es war zwei Monate ſpäter, eine ſchöne, klare Hochſommernacht; der Mond ſpann ſein Lichtnetz über die Haide und ließ den armſeligen, mit altem Blech beſchlagenen Thurm des Schloſſes von Hankowce zauberhaft erglänzen, wie eine Säule aus Silber. In dieſem Schloſſe hatte Taras bei dem Baron Alfred Zborowski Dienſte genommen als Kutſcher und Pferdeknecht. Aber er ſchlief nicht im Stalle, ſondern draußen auf der Haide, dort, wo ein Häuflein Gold mitten im vielen Silber leuchtete; an einem Wachtfeuer lag er und die Roſſe graſten um ihn.

Die Nacht war kühl, aber dem armen Burſchen war es recht ſchwül um's Herz, während er ſo in das verkniſternde Feuer ſtarrte und dabei der fernen Geliebten gedachte. Da ſcholl Hufſchlag durch die nächtige Stille; ein Reiter kam herangeſprengt, näher und näher; ein fliegendes Gewand ward ſichtbar und flatternde Zöpfe . . .

„Jeſus!" ſchrie der Burſche auf und ſprang zitternd empor. „Du biſt es, Anuſia!"

„Taras!"

Sie ſprang vom Pferde und in die Arme des Geliebten. „Hier bin ich, hier bleib' ich! Zehn Meilen bin ich geritten, geſtern und heute! Vor drei Tagen hat mir Jacek, der Spielmann, verrathen, wo Du biſt. Ich gehe nicht wieder zum Vater — ohne Dich! Und willſt Du

nicht mit mir gehen, ſo bleibe ich hier. Ich kann nicht leben ohne Dich und ich will nicht. Hörſt Du? — ich will nicht! Ich will glücklich ſein! . . .“

So ſtammelte, jauchzte, weinte ſie an ſeinem Halſe. Dann glitt ſie an ihm nieder und umklammerte ſeine Kniee. Bebend ſtand Taras da; ihm war's, als ſtände er mitten in einem Fluſſe, und als müßten die Wogen im nächſten Augenblick zuſammenſchlagen über ſeinem Haupte. Er ballte die Fäuſte, daß ihm die Nägel ſchmerzhaft in's Fleiſch ſchnitten, er preßte die Zähne zuſammen, daß ſie knirſchten, und drückte die Augen zu. So ſtand er einige Secunden ſchwer athmend da, dann überlief ein Zittern ſeinen Körper, er ſchlug die Augen auf und hob die Knieende empor.

„Anuſia!“ ſagte er feſt und mild. „Ich liebe Dich mehr als mich! Und darum ſage ich Dir: ich werde Dich morgen zurückgeleiten, bis an den Pruth, bis wir Deines Vaters Haus ſehen. Dann werde ich umkehren. Heute aber“ — er athmete ſchwer und ſprach mühſam weiter — „heute führe ich Dich in's Dorf, zu einer alten Witwe; ſie wird Dir ein Lager geben für dieſe Nacht“.

Das Mädchen ſtarrte ihn mit wirrem Blicke an. Sie ſtrich ſich über die Stirne, einmal, zweimal. „Ich verſtehe Dich nicht“, ſagte ſie leiſe, „ich verſtehe Dich nicht! Du ſtößſt mich von Dir?“

„Nein!“ rief er. „Aber ich will Dich nicht hinabreißen in Schimpf und Schande! Wenn Du hier bleibſt, heute,

morgen — Anuſia, Du wirſt Magd werden im Dorfe, wo ich Knecht bin. Wir werden Noth leiden; was läge daran! Aber das Heirathen wird unmöglich ſein, ſo lange Dein Vater lebt, der Pfarrer fordert ſeine Einwilligung. Du wirſt meine — meine Geliebte ſein!" . . .

Sie richtete ſich hoch auf und blickte ihn ſtolz an. „Ich bin eine Jungfrau, und kein ſündiger Hauch hat mich angeweht. Wenn es mir genug iſt, nur Deine Geliebte —"

„Du!" ſchrie er gellend auf. „Was verſtehſt Du davon! Du biſt ein ehelich Kind! Ich aber — ach meine Mutter! . . . Geh! geh!" Es klang wie ein Schrei der Verzweiflung. Dann faßte er ſich mühſam. „Ich kann nicht anders, Mädchen! Gott erbarme ſich meiner, ich kann nicht anders. Die Frau, zu der ich Dich geleiten will, wohnt neben der Kirche, die Witwe des Küſters, Anna Paulicz. Komm!"

Sie hatte wol von dieſen letzten Worten nichts verſtanden. Langſam ſchlich ſie auf ihr Pferd zu, faßte es am Zügel und ſchwankte mit demſelben ſchleichenden Schritt zu Taras hin.

Dicht vor ihm blieb ſie ſtehen. Ihr Antlitz war fahl, wie das einer Todten; die blutloſen Lippen öffneten ſich einmal, zweimal; ſie wollte reden und konnte nicht Endlich brach es in heiſerem Geflüſter aus ihrer Bruſt:

„Ich haſſe Dich!"

„Anuſia!" ſchrie er auf und taumelte einen Schritt

zurück. Aber ihm erwiderte nur der Hufſchlag des Pferdes, der in der Nacht verklang .

... Die Ernte war gekommen, das Erntefeſt. Luſtig ſpielten die jüdiſchen Muſikanten auf im Schloßhofe zu Hankowce, und bis in den ſinkenden Abend hinein währte das Tanzen, Stampfen und Jubiliren der Schnitter. Der Edelherr und ſein Kutſcher waren wohl die beiden einzigen Menſchen im Dorf, die ſich nicht daran freuten, der Eine, weil er allen Meth und Schnaps zahlen mußte, der da getrunken wurde, und der Andere, weil es ihm überhaupt nicht fröhlich um's Herz war.

Lange Wochen waren ſeit jener bewegten Stunde auf der Haide vergangen, aber die Worte der Geliebten klangen dem armen Taras noch im Ohre; auf Schritt und Tritt hörte er den unheimlichen Flüſterton, mit dem die theure Stimme zuletzt zu ihm geredet. „So iſt denn Alles zu Ende!" murmelte er immer wieder vor ſich hin, „was nützt da noch das Nachdenken?" Gleichwohl mußte er ſtets von Neuem über das eigene Herz grübeln und jenes böſe Wort des Mädchens, und es war ihm ein geringer Troſt, daß er ſich ſagen konnte: „Du haſt recht gethan, Taras! Lieber unglücklich, als ein Schurke!"

Ein geringer Troſt! — denn dieſes Bewußtſein konnte ihm weder die wilde Sehnſucht, noch das Leid aus dem Gemüthe bannen. Und ſo ging er betrübt ſeiner Pflicht nach, betrübt und einſam. Er gönnte den Anderen ihre Fröhlichkeit, aber

ihm that ſie weh. Darum blieb er auch an jenem Tage draußen im Vorwerk bei ſeinen Pferden, durchflocht ihre Mähnen mit bunten Bändern und gab ſich alle Mühe, von dem Feſte ſo wenig als möglich zu hören. Aber ſein Ohr vernahm doch all den Jubel, und durch das Ohr klang er ihm in's wunde Herz hinein. Da ſchloß der arme Burſche die Thür des Stalles, trat zu dem braunen Hengſte hin, der ſein Lieblingspferd war, und ſeufzte ſich an ſeinem Halſe recht aus.

Während er ſo daſtand, vernahm er plötzlich eine wohlbekannte Mannesſtimme, deren Klang ihm das helle Blut in's Antlitz trieb. Noch wollte er zweifeln, aber da hörte er ſeinen Namen rufen und gleichzeitig ein Klopfen an der verſchloſſenen Thür. Haſtig richtete er ſich empor und öffnete bebenden Herzens. Es war, wie er vermuthet: vor ihm ſtand Stefan, der alte Richter.

Taras fand kein Wort des Grußes, auch der Greis nickte ihm nur ſchweigend zu. Er ſchien tief bekümmert. „Komm!“ ſagte er endlich nach einer kurzen, peinlichen Pauſe.

„Wohin?“ ſtammelte Taras verlegen.

Dem Richter ſchien eine Antwort auf dieſe Frage überflüſſig. „Ich bin bereits bei Deinem Herrn geweſen“, ſagte er, „er gibt Dich noch heute frei. Deinen Kleider-ſack kannſt Du Dir nachkommen laſſen. Mein Wägelchen harrt vor dem Schloſſe“.

„Ich kann nicht“, erwiderte Taras leiſe und wendete ſich ab.

Stefan nickte, als hätte er keine andere Antwort erwartet. „Du mußt aber doch!“ ſagte er laut und langſam. „Wir wollen das Mädchen nicht morden, Iwan und ich. Es fällt uns ſchwer, ſie Dir zum Weibe zu geben, denn Du biſt ein Habenichts, ein Fremdling und“, fügte er ſeufzend hinzu, „mein Haraſim wäre durch ein braves Weib vielleicht noch zu retten geweſen. Gleichviel, wir müſſen — und darum mußt auch Du!“

„Sie iſt krank?“ rief Taras und faßte die Hand des Greiſes.

„Sehr krank — komm!“

Sie gingen zum Schloſſe; Stefan litt es kaum, daß ſich Taras von dem Baron verabſchiede. Dann ergriff der Greis ſelbſt die Zügel ſeines Gefährts und peitſchte auf die Pferde los, daß das Wägelchen auf der mondbeſchienenen Straße wie im Fluge dahinſchoß.

„Willſt Du mir nicht die Zügel laſſen?“ bat Taras nach einer Weile.

„Nein!“ erwiderte der Richter kurz und ſchroff. Dann fügte er milder, wie zur Entſchuldigung hinzu: „Mich würde die Unruhe tödten, wenn ich ſo müßig daſäße“.

„Sie wird ſterben!“ rief der junge Mann verzweiflungsvoll.

„Das weiß Gott allein!“ erwiderte der Greis dumpf und leiſe. „Wir thun eben unſere Pflicht, indem wir Dich herbeiholen. Freilich will ſie nichts von Dir wiſſen, und ſchwört: wenn Du ihr nahekommſt, ſo wird ſie Dich erſchießen oder ſich.... Was iſt zwiſchen Euch vorgefallen?“ rief er plötzlich laut und drohend.

„Das darf ich nicht ſagen!“ erwiderte Taras feſt.

Der Richter blickte ihn zornig an, dann aber nickte er wieder. „Ich war ein Thor, daß ich fragte“, murmelte er. „Entweder biſt Du ſehr ſchurkiſch gegen das arme Mädchen geweſen oder — ſehr brav .... Gleichviel, das geht nur Euch Beide an. Du mußt es mit ihr austragen“.

Das war das letzte Wort, welches er in jener Nacht mit ſeinem Begleiter ſprach. Erſt in der rothen Morgenfrühe, als ſie den Pferden nothgedrungen kurze Raſt gönnen mußten, tauſchten ſie einige gleichgiltige Worte. Dann fuhren ſie wieder den blauen Bergen zu, ſo raſch die Pferde traben konnten. Aber ehe ſie ihr Ziel erreicht, färbte ſich jener blaue Duft in tiefes Roth um und endlich in kaltes Grau. Es war ſchon tiefer Abend, als ſie über die Pruthbrücke fuhren und die Dorfſtraße empor. Die Luft war ſtill und ſchwül; am Himmel ſchiffte langſam ſchweres Gewölk dahin und verbarg den Mond.

Der Richter hielt an, noch ehe ſie das Gehöft des Iwan erreicht. Taras ſprang ab. „Ich danke Dir!“

ſagte er herzlich und ſuchte die Hand des Greiſes zu faſſen.

Aber dieſer zog ſie zurück und ſchüttelte das Haupt. „Ich zürne Dir nicht“, ſagte er, „aber verlange nichts von mir, was über Menſchenkraft geht! . . . Auch haſt Du mir nicht zu danken — heute habe ich Dir die Schuld für jenen rettenden Schuß im Walde abgetragen — unſere Rechnung ſteht glatt!“

„Ich aber werde Dir ewig dankbar ſein!“ rief Taras und ſchritt dann haſtig, angehaltenen Athems, dem Gehöfte zu. Als er die Hand an die Thür legen wollte, wurde ſie eben raſch von Innen geöffnet. Es war Iwan Woronka.

„Sie lebt?“ ſtammelte Taras.

„Ja! — Aber ach! die Weiber meinen, das Fieber werde ſie bald aufzehren! Tritt ein, vorſichtig, ſie ahnt Dein Kommen nicht!“

Leiſe, klopfenden Herzens, trat Taras in die Stube Sie war matt erhellt, nur mühſam konnte er die Umriſſe der theuren Geſtalt unterſcheiden, die ſich bei ſeinem Nahen langſam vom Lager aufrichtete. „Wer da?“ rief die Kranke mit zitternder Stimme. „Wer da?“ wiederholte ſie gellend.

Aber ehe er noch zu erwidern vermocht, hatte ſie ihn erkannt. Ein entſetzlicher Schrei entfuhr ihrer Bruſt, jählings ſprang ſie empor und an ihm vorbei in's Freie.

Er ſtürzte ihr nach. Kaum vermochte er im Dunkel dem matten Schimmer der hellen Geſtalt zu folgen, die wenige Schritte vor ihm dahineilte, die Dorfſtraße hinab, dem Fluſſe zu. Sein Haar ſträubte ſich vor Entſetzen, als er dieſe Richtung erkannte; ſeine Glieder waren eine Secunde lang wie gelähmt. Dadurch gewann ſie wieder einen Vorſprung, ſo daß er ſie nicht mehr zu erreichen vermochte, wie ſehr er auch alle Kraft anſpannte. Schon ſtand ſie am Uferrande . . .

„Thu's nicht!“ ſchrie er auf. „Ich geh' und komm' nie wieder!“

Es war zu ſpät; im nächſten Athemzuge ſah er die helle Geſtalt auf den Wogen treiben. Kopfüber ſprang er ihr nach, tauchte empor, erreichte ſie und erhaſchte eine Strähne ihres langen braunen Haares. Sie aber verſuchte ſich loszureißen und wehrte ſich heftig, mit einer Kraft, die nur die wilde Verzweiflung einzuflößen vermag, gegen den Griff ſeiner Hand. So trieben ſie neben einander in den raſchen, kalten Wogen des Bergfluſſes dahin. Taras fühlte, wie ſeine Kraft erlahmte im doppelten Kampfe gegen den Fluß und das Mädchen. Ein fürchterliches Bild zuckte ihm durch's Hirn: er ſah ſich und die Geliebte als Leichen am Ufer liegen, den alten Stefan über ſie Beide gebeugt. Die Todesangſt wollte ihn übermannen, aber er ließ die Strähne nicht los und ſuchte ſich mit der Rechten über Waſſer zu halten.

Endlich sträubte sie sich nicht mehr; ihr Körper folgte der Richtung, in der er ihn zog; sie war bewußtlos geworden. Da raffte er seine letzte Kraft zusammen und brachte sie an's Ufer.

Nun folgten schwere Tage. Ein hitziges Fieber rüttelte die Glieder der Kranken, und schlimmere Schauer schienen ihr die Seele zu durchwühlen. „Ich sterbe vor Scham", rief sie immer wieder, „ich liebe ihn, ich hasse ihn!" Aber mit der Gewalt des Fiebers linderte sich auch der Krampf des Herzens. Und als sie endlich todesmatt, aber gerettet und bei klarem Bewußtsein dalag, da litt sie es unter seligen Thränen, daß der Geliebte sie umfasse und küsse.

Sie litt es, aber noch erwiderte sie keine seiner Liebkosungen. „Taras!" schluchzte sie. „Du verachtest mich wohl?!"

„Ich?! — o mein Gott!" rief er und bedeckte ihre Hand mit Küssen.

„Du thätest aber Recht daran!" klagte sie. „Nicht blos, weil . . ." ein flammendes Erröthen überflog ihre bleichen Züge. „Aber weißt Du, warum ich mich so gegen Deine Hand gesträubt habe? Ich wußte, daß Du mich nicht lassen würdest, und wollte Dich mit hinabreißen in den Tod. Kannst Du mir auch dies vergeben?"

„Ja!" rief er.

„So wahr Deine Mutter Frieden habe im Grabe?"

„Ja!“

„Dann darf ich Dich wieder küſſen!“ jauchzte ſie und ſchlang ihre Arme um ſeinen Hals.

Das war ihre Verlobung, und kurz darauf folgte die Hochzeit.

So hatte ſich der Fremdling den zweitgrößten Hof des Dorfes erheirathet. Aber Niemand feindete ihn um ſeines Glückes willen an; auch Haraſim ſchien ſich in ſein Loos gefügt zu haben. Nur zuweilen hörte man noch ein Neckwort über die Tracht des neuen Großbauern; an das Duzen der Bergbewohner hatte er ſich gewöhnt, aber er war nicht zu bewegen, ſich huzuliſch zu kleiden. Die Leute nahmen es ihm nicht übel, er hatte durch ernſtere Proben bewieſen, wie treu er zu ſeiner neuen Heimat ſtehe, und wenn ſie es ſich auch nicht klar geſtehen mochten, ſo ahnten ſie doch, welchen heilſamen Einfluß er auf die Zuſtände des Dorfes zu üben begonnen. Ohne ſich vorzudrängen, ohne ſeine Anſichten voll Eifers zu predigen, war dieſer ſtille, ſanfte Fremdling im Laufe der Jahre der einflußreichſte Mann, ja geradezu der Reformator der Gemeinde geworden, nicht allein durch ſeine werkthätige Menſchenliebe, ſondern auch durch die milde Klugheit ſeines Weſens.

Schwer genug hatte er ſich in die fremde Art gefunden. In den erſten Monaten ſeines Aufenthaltes war ihm Alles aufgefallen, Alles hatte ihn unerhört gedünkt;

Tracht und Sprechweiſe, Sitte und Nahrung, die Art der Viehzucht, des Ackerbaus und jeglicher häuslichen Verrichtung. Ein Bauer muß ſich bei der Arbeit möglichſt frei bewegen können, und dieſe Männer gingen in ſtraff anliegenden Hoſen, in eng anſchließenden Leibröcken zum Pflügen oder Dreſchen! Wozu? Um recht behindert zu ſein und vom Sonnenbrande gehörig zu leiden?! Obendrein waren die Hoſen gar noch roth, etwa damit die Stiere eine beſondere Freude daran hätten? Dann das lange Bart- und Haupthaar, und erſt die Waffen! Es ängſtigte ihn um ihretwillen, als er zuſah, wie ſie mit der Flinte über der Schulter auf die Viehweide gingen und zum Nachbar in's nächſte Haus mit dem blitzenden Handbeil am Arme! Wozu, mußte er ſich fragen, wozu dieſer gefährliche Unſinn unter leidenſchaftlichen, leicht erregbaren Menſchen?! Und daß ſie wirklich von dieſem Schlage, bewies ihm ja ſchon ihre Redeweiſe! In der Ebene ſpricht man langſam und in wohlgeſetzten Worten, dieſe Männer aber warfen einander ihre Urtheile und Meinungen nur ſo an den Kopf, ob es nun eine Beule abſetzen mochte oder nicht. Und ebenſo jedem Fremden!

Da konnte es freilich kaum weiter verwundern, daß ſie jeden duzten und auch ſelbſt von Niemand eine andere Anrede erwarteten. Aber damit nicht genug! von Tag zu Tag entdeckte er neue, ſeltſame Dinge. So die Art der Viehzucht! Er begriff ſie nicht, ſie kamen ihm wie Kinder

vor, die ihren Beſitz leichtſinnig verſchleudern. Sorglos ließen ſie ihre Heerden in's Gebirge treiben, drei, oft fünf Meilen weit, und mondenlang blieben ſie droben unter der Obhut einiger halbwüchſiger Burſche. Wozu? — damit auch Bär und Wolf ihre Nahrung fänden? Nun, die holten ſich denn auch, was ihnen beliebte, und andere Stücke ſtürzten in den Felsklüften zu Tode oder verliefen ſich im Bergwald! Minder verſchieden war die Art des Ackerbaus, aber auch dieſe gerade fremdartig genug, um ihn ſtaunen zu machen. Die Beſpannung, das Pfluggeräth, die Zeiten für das Säen, Ernten und Dreſchen, nichts war genau ſo, wie er es gewöhnt worden!

Eine geringere Natur hätte ſich durch Spott über das Fremdartige hinweggeholfen oder leichthin daran gewöhnt. Taras aber begann ernſtlich zu grübeln und zu vergleichen und hatte die Freude, Vieles allmälig als minder ſeltſam oder auch als durchaus vernünftig zu erkennen. Er begriff, daß die Leute von Zulawce den Beginn der verſchiedenen Feldarbeiten anders feſtſetzen mußten, als in der Ebene, weil hier die Witterung eine andere war. Er begriff, daß der podoliſche Schaufelpflug, welcher breit und dünn iſt, nur eben für die ſchwarze, weiche Erde der Ebene paßte, nicht aber für die vielen ſteinigen Felder, aus denen faſt die Hälfte des Ackergrundes in Zulawce beſtand. Die Leute thaten ganz recht, wenn ſie für dieſe Felder ihren ſtarken ſchmalen, keilförmigen Pflug benützten; unvernünftig war

es nur, daß ſie auch ihre fetten Aecker, welche ſich gegen den Pruth hin zur Ebene ſenkten, gleichfalls mit demſelben ſchwerfälligen Geräth bearbeiteten. Aehnlich hielten ſie es mit ihrer Nahrung. Die Podolier können ſich von Kornbrod und Rindfleiſch nähren, die Huzulen müſſen ſich auf Haferbrod und Schaffleiſch beſchränken, und die Leute von Zulawce thaten es ihnen nach, obwohl ihnen die Abwechslung möglich geweſen wäre; denn auf ihren Triften gedieh auch Rinderzucht, auf ihren Aeckern Kornfrucht. Ebenſo erklärte ſich bezüglich ihrer Kleidung und der Gewohnheit, immer die Waffen mit ſich zu führen, das Unvernünftige daraus, weil ſie ganz die Art der Bergbewohner beibehalten. Der Huzule darf die Flinte nicht aus der Hand legen, weil er ſtets der Begegnung mit dem Bären oder dem Räuber gewärtig ſein muß; hier war die Urſache verſchwunden, aber die Sitte geblieben. Am deutlichſten jedoch zeigte ſich dieſe Miſchung von Vernunft und Unſinn in der Art der Viehzucht. Vernünftig war, daß ſie, die herrlichen Triften zu nützen, ihre Heerden in's Gebirge trieben und da monatelang frei weiden ließen, aber unſinnig war's, daß ſie weder für gedeckte Hürden, noch für gehörige Bewachung vorſorgten. Die Huzulen können dies nicht, weil es ihnen an Arbeitskräften fehlt, aber in Zulawce war wahrlich kein Mangel an Knechten und Tagelöhnern!

So klar es ihm auch war, wie ſehr dieſe Einrichtungen einer Verbeſſerung bedurften, er täuſchte ſich doch keinen

Augenblick darüber, daß es unmöglich sein würde, seine neuen Mitbürger etwa durch eifervolle Reden hievon zu überzeugen. Im Gegentheil! es war dies der sicherste Weg, die Trotzigen in ihrer altgewohnten Art zu bestärken und sich selbst in Verruf zu bringen. So hütete er sich denn sorglich vor jedem lauten Tadel, und begnügte sich durch das Beispiel der eigenen Wirthschaft zu wirken, und durch vorsichtige Rathschläge, die er bei guter Gelegenheit Dem oder Jenem ertheilte. Sein wichtigster Bundesgenosse in diesem stillen Werke war der Eigennutz der Einzelnen, an die er sich wandte; wer sich in dem einen Frühling mit Mühe hatte überreden lassen, auf seinen ebenen Feldern die Probe mit dem Schaufelpflug zu machen, kam im Herbste freiwillig, das Geräth nochmals zu borgen, und im nächsten Frühling kaufte er sich selbst einen solchen Pflug. Aehnlich ging es in allen anderen Dingen; die Leute fingen an, es selbstverständlich zu erachten, daß jeder Heerde die nöthige Bewachung mitgegeben werden müsse, ohne darüber zu grübeln, warum ihnen dies plötzlich nothwendig erscheine, während sie es noch vor fünf Jahren als eine Lächerlichkeit verworfen hätten. Taras aber war wahrlich der Letzte, der sie daran erinnerte, wem der Dank hiefür gebühre. Daß sein Bemühen von Jahr zu Jahr reichere Früchte trage, schien diesem Manne der schönste Lohn.

In einem anderen, weit schwierigeren Werke ward ihm dieser Lohn nur sehr kümmerlich zu Theil, aber eben

darum fuhr er all' die Jahre unermüdet fort, ſein Beſtes daran zu ſetzen. Das war ſein Kampf gegen jenen kriegeriſchen Trotz, jenen Hang zur Selbſthilfe, welcher die Männer von Zulawee erfüllte. Geriethen zwei Hausväter in Streit, ſo zeugte es ſchon von beſonderer Mäßigung, wenn ſie dem alten Richter Stefan eine Einmiſchung geſtatteten. Um 'was immer der Streit gehen mochte, um einen Grenzrain oder eine Henne, er fing faſt ſtets damit an, daß ſich der Stärkere mit Gewalt in den Beſitz des beſtrittenen Gutes ſetzte. Gelang es dem Gegner, ihn daraus zu vertreiben, oder brachte der Richter einen Vergleich zu Stande, ſo war es gut; gelang dies nicht, ſo behielt der Stärkere, was er geraubt, und es war auch gut. Denn einen Proceß zu führen, klang ihnen unerhört, und daß der Kaiſer einen Beamten nach Kolomea geſetzt, das Recht zu ſchützen, ſchien ihnen unbekannt; ſie dünkte es von vornherein ein Unglück, mit den „kaiſerlichen Federfuchſern" in Berührung zu kommen. Selbſt die Diebe ihres Dorfes bewahrten ſie zärtlich vor dieſem Schickſal: der Menſch wurde halbtodt geprügelt und durfte dann laufen, ſo weit er wollte. Und nun erſt die Beziehung zum Gutsherrn! Zwiſchen den Bauern und ihrem Grafen oder vielmehr ſeinem Mandatar, dem alten Gonta, war offener Krieg; Siegesgeſchrei durchhallte das Dorf, wenn es ihnen gelungen, ihm etwas von ihrer Schuldigkeit abzutrotzen, und daß er ſeinerſeits den Spieß einmal umdrehen könnte,

machte ihnen wenig Sorge, davor schützten sie ja ihre Beile und Flinten. Das mußte den Podolier, dem durch seine Schicksale die Gerechtigkeit zur Sonne des Lebens geworden, mit Entsetzen und Abscheu erfüllen. Er begriff diese Menschen nicht, bis ihm klar wurde, daß auch bezüglich ihres Charakters die Erklärung darin zu suchen war, weil sie völlig die Eigenart der Bergbewohner bewahrt, in ihren Tugenden, wie in ihren Lastern.

Je häufiger er in den Bergwald kam, je vertrauter ihm die Huzulen wurden, desto verständlicher wurden ihm auch die Leute seines Dorfes. Was Armuth, was Reichthum ist, weiß man in dieser tannengrünen Wüstenei nicht. So kann die Menschen kein Neid trennen; auf Jedem lastet das Leben gleich schwer; der Mangel, die Kälte, das wilde Gethier sind gemeinsame Feinde für Alle. Jeder hat nur insoferne Werth und Geltung, als er diese Feinde aus eigener Kraft zu besiegen, zu verscheuchen vermag. Daher das Bewußtsein der Gemeinsamkeit und Gleichheit Aller. Während die Leute der Ebene sich nur des Sonntags in der Kirche als Kinder Gottes gleich fühlen, ist ihnen der ganze Bergwald eine solche Kirche, in der sie vor Niemand das Haupt beugen, als vor Dem da droben! Darum setzen sie ihre Worte nicht anders für Den und für Jenen, weil sie ja alle Menschen sich selber und unter einander gleich erachten, darum duzen sie Jedermann. Die Männer von Zulawce lebten unter anderen Verhältnissen;

ſie waren Herren oder Knechte, ſie kannten Armuth und Reichthum. Gleichwohl hatten ſie die alte Art beinahe ungetrübt erhalten. Ein wenig Neid, ein wenig Reſpect vor dem Beſitz hatten auch bei ihnen Einzug gehalten, aber noch immer fühlten ſie ſich als Gleiche unter Gleichen, waren zu ſtolz, irgend einem Menſchen die Schleppe zu tragen, und duzten ihren Herrn, wie ihren Hirten. Die Außenſeite war roh, aber der Trieb an ſich gut und löblich. Darum war dies das Einzige, wo Taras ſeine Art aufgab, die ihre annahm, ſo weit es ihm möglich war; auch er duzte Jedermann und beanſpruchte von Niemand eine andere Anrede.

Aber nicht blos der freie Mannesſtolz, auch der Hang zur Selbſthilfe wurzelte leider in dieſem Beharren bei den Gewohnheiten der Väter. Der Huzule iſt auf die eigene Kraft angewieſen. Wer plötzlich dem Räuber im Bergwald gegenüber ſteht, muß ſich wehren oder zu Grunde gehen. Aber auch in anderen Fällen iſt Selbſthilfe nothwendig. Wenn zwei Hausväter am Kamme des Gebirges, fünfundzwanzig Meilen vom Gerichtsort entfernt, über eine Weidetrift in Streit gerathen, was ſoll der Bedrohte beginnen? Soll er ſich an das Kreisamt wenden? Angenommen, daß der arme Mann die Koſten der Reiſe willig auf ſich lädt, ſo dauert es doch vielleicht ein Jahr, bis das Gericht einen Beamten durch volle zwei Wochen entbehren kann, denn ſo lange währt ja zum mindeſten die Hin- und

Rückreiſe und die Aufnahme des Augenſcheins. Und wenn nun ein gerechter Spruch erfolgt iſt, welche Gewalt kann den Verlierenden zwingen, zu gehorchen? Der bloße Name des Kaiſers? Er kennt ihn kaum und kümmert ſich nicht viel um ihn. Oder die Soldaten? Soll man eine Truppe auf unwegſamen Pfaden ſammt dem nöthigen Proviant blos deshalb in dieſes öde Gebirge führen, damit eine Trift, auf welcher vielleicht dreißig Schafe weiden können, dem Stasko zugehöre und nicht dem Wasko? Und ſelbſt wenn wirklich dieſe Execution durchgeführt wird, was iſt damit erreicht? So lange die Soldaten droben ſind, kann ſich Stasko freuen, denn Wasko muß ſie füttern und die Trift abtreten. Aber wenn ſie abgezogen ſind, dann dreht ſich der Spieß fein um und Wasko freut ſich, während Stasko trauert. Ewig kann ja die Truppe doch nicht oben bleiben! So iſt es denn wahrlich kein Frevel, wenn im Bergwald jeglicher Hausvater in jeglicher Sache ſelbſt der Schirmer ſeines Rechtes iſt. Aber als ein furchtbarer Frevel mußte es Taras erſcheinen, daß die ſeßhaften Ackerbauern von Zulawce es gleichfalls ſo hielten. Darum ging er tapfer an's Werk, aber was er anfangs für dieſen Zweck thun konnte, war wenig genug und nur für ſeine eigene Seele bedeutend, weil ſie ſchmerzlich ihres vergeblichen Ringens gedenken mußte. Zweimal brachte er es zu Stande, theils durch eifriges Zureden, theils weil die Betreffenden Wohlthaten von ihm erhalten hatten und ferner

zu erhalten hofften, daß die Streitenden vor den Richter gingen und seinen Spruch pünktlich erfüllten. Unzählige Male jedoch mißlang es ganz und gar. Die Leute hörten ihn, wenn sie gutmüthig waren und seiner bedurften, geduldig an, thaten dann aber doch, wie es ihnen gelüstete, oder sie lachten ihm gleich in's Gesicht: „Du, Lamm der Ebene, bist die Scheere gewöhnt, wir aber sind Bären und gebrauchen unsere Tatzen!"

Gleichwohl fühlten sie es, daß dieses Lamm ein ganzer Mann sei, ehrten in allen anderen Dingen seinen Rath und wählten ihn nach einigen Jahren zum „Aeltesten". Von da ab vermochte er auch immer mehr für den Frieden in der Gemeinde zu thun. Aus geringer Veranlassung kam es stets seltener zum Gebrauch der Waffen. Die Leute sahen allmälig ein, daß sie sich besser dabei standen, wenn sie die Sache dem Richter vortrugen oder, was beinahe zur Regel wurde, dem Taras, denn Stefan war zornmüthigen, ungeduldigen Wesens und wies sie daher, um sich den Aerger zu sparen, meist an ihn. „Podolier", pflegte er zu sagen, „plage Du Dich nun auch gefälligst selbst mit den Kerlen ab, da ja Du eigentlich diesen Unsinn im Dorfe eingeführt. Hätten sie sich vorher die Köpfe blutig geschlagen, so wäre ein Vergleich viel leichter zu Stande gekommen". Nun, diesem Manne war solche Mühe wahrlich die liebste Arbeit, die er verrichten konnte, er sparte weder Zeit noch Kraft, noch endlich —

was am nöthigſten war — Geduld, und hatte auch immer häufiger die Freude, die beiden Streitenden zu überzeugen, daß ſein Spruch gerecht ſei.

Allerdings galt dies nur in kleinen Dingen; in der größten Streitſache, welche in jene Zeit fiel, in dem Hader des „rothen Schymko" mit ſeinem älteren Bruder Waleri um das Weiderecht einer kleinen Trift, gelang es ihm trotz aller Mühe nicht, Blutvergießen zu verhindern. Zuerſt mußte Waleri dem Schymko mit dem Handbeil einen Finger weghauen und Schymko den Waleri durch einen Streifſchuß in die Hüfte verwunden, ehe ſie es zähneknirſchend erlaubten, daß der Richter und die beiden „Aelteſten" ſich in die Sache miſchten. Das Dorfgericht gab ſich die ehrlichſte Mühe, zu erkennen, wer im Rechte ſei, aber weil es eben darum nur zu dem Schluſſe kommen konnte, daß das Weiderecht dem Waleri zuſtehe, ſo griff der rothe Schymko ſofort wieder zur Flinte und lagerte ſich ſammt ſeinen Knechten auf der ſtrittigen Trift. Und ſchließlich löſte ſich die Sache ſo, daß Waleri nachgab und die Trift dem Schymko blieb!

Damals aber hätte den Taras ein gerechtes Wort, beinahe ſeine Würde als „Aelteſter" gekoſtet. Es war nämlich knapp vor der jährlichen Neuwahl, als ſich Schymko mit ſeinen Knechten wieder auf der Trift gelagert, und da rief ihm Taras zu: „Wenn Du mit der Entſcheidung des Dorfgerichts nicht zufrieden biſt, ſo mußt Du eben an das

Kreisamt gehen!" — „Ein Proceß!" lachte der „rothe Schymko". „Ein Proceß!" wiederholten die Andern in einem Tone, als hätte Taras die größte Narrheit vorgebracht, und ſo nachhaltig wirkte die Heiterkeit nach, daß einige Tage ſpäter bei der Neuwahl geſagt wurde: „Taras iſt zwar ſehr gutmüthig, aber ein „Aelteſter" muß doch eigentlich ein vernünftiger Menſch ſein — und er hat dem Schymko zu einem Proceß gerathen!" Daß er trotzdem gewählt wurde, dankte er nur der Fürſprache ſeines Freundes Simeon, der aber auch nur zu ſeiner Entſchuldigung vorzubringen wußte: „Er iſt eben aus der Ebene und weiß es noch nicht beſſer!"

Solche Erfahrungen machten Taras vorſichtig, aber nicht muthlos. Er ſah wohl ein, daß es im beſten Falle dennoch der Arbeit eines ganzen Lebens bedürfe, um hier geordnete Zuſtände zu begründen. Vor Allem mußten die Leute daran gewöhnt werden, die Macht des Dorfgerichts anzuerkennen. Darum ſprach er vorläufig nicht wieder von „Proceſſen", ſondern begnügte ſich mit dieſem nächſten Ziele. Es gelang ihm faſt ebenſo oft, als es mißglückte; er verlor die Geduld nicht. Er war ja in allem Uebrigen ein ſo glücklicher, geſegneter Mann; ſein Hausweſen gedieh und ſein Weib ſchenkte ihm prächtige Kinder; am Himmel war kein Wölkchen und rings um ihn in ſchweren, goldenen Aehren jede gute That, die er ausgeſäet; wie hätte er in dieſem Einen zaghaft werden mögen?!

Wenn er des Abends heimkam, das müde Haupt an seines lieben Weibes Schulter lehnte und sein Bübchen Wassilj auf seinem Knie reiten ließ, dann wußte er sich nichts Schöneres, als den Blick in seine Kinderzeit zurückzulenken und wieder einmal mit den Augen der Seele zu verfolgen, wie das Glück seines Lebens emporgekeimt und erstarkt zu dem stolzen Baume, in dessen Schatten er nun ruhte. „Das ist kein schwächlicher schwankender Strauch", sagte er sich stolz, „sondern ein Tannenbaum, der ja auch um so kräftiger wurzelt, je mühsamer sich einst sein Stämmchen aus steinigem Geklüft emporgedrängt, und keines Menschen Gnade hat ihn getränkt oder am Stäbchen gerade gezogen; nur die Sonne Gottes, die Gerechtigkeit, hat darüber geschienen!" Und kein anderes Gebet wußte er sich in jenen Tagen, als dieses: „Du da droben, lasse mir Alles, wie es ist, ich will nicht mehr und Besseres, aber gönne mir die Kraft, diese Menschen, die ich lieb gewonnen und mit denen ich verbrüdert bin, zu lehren, Deinen strengen, erhabenen Willen zu erkennen. Sieh', da plaudert ihnen der alte, verkommene Martin so viel von Deiner Gnade vor, und nichts von Deiner Gerechtigkeit, wie sollten sie Dich und ihre Pflichten erfassen und begreifen? [illegible]. Für sich selbst hatte er in jenen Tagen nichts zu erflehen.

So war Taras Barabola zur Zeit, da Herr Hajek nach Zulawce kam, einer der wackersten und glücklichsten Menschen, die je gelebt.

Drittes Capitel.

Man erzählt oft, daß eine freudige oder trübe Ahnung räthselhaft unser Herz bewegt, wenn wir zuerst jenem Menschen begegnen, der im Guten oder Bösen unsere Zukunft bestimmen wird. Bei Taras traf dies nicht zu; der neue Mandatar hatte ihm einen günstigen Eindruck gemacht. Aber hievon abgesehen, gebot es ihm schon sein Gerechtigkeitssinn, dem Richter entgegen zu treten, wenn dieser gegen den „neuen Büttel des Herrn" loszog. „Unser Graf Georg", sagte er, „hat seinen Besitz ererbt, wie der Kaiser sein Reich; Beiden hat Gott ihre Macht gegeben, denn es muß eine Ordnung sein auf Erden. Es ist hart, daß wir frohnden müssen, aber so ist es uns auferlegt, und darum dürfen wir den Mandatar, der die Frohnde einhebt, nicht hassen. Er [redacted] seine Pflicht und wir die unsre". Die Bauern widersp[redacted]chen nicht, besonders da Hajek auch bei der Ernte nur dieselbe Robot forderte, wie sein Vorgänger Gonta. Mißtrauisch war der Richter zu ihm gegangen, entschlossen, auf's äußerste zu feilschen; aber er kam nicht

dazu. In wenigen Minuten war die Sache zur Zufriedenheit des Dorfes geordnet.

Erſt im Herbſte, ſechs Monate nach Hajeks Ankunft, entſtand ein Conflict: bei der Leiſtung des Viehtributs. Jeder Hof hatte, je nach ſeiner Größe, zum Feſte Mariä Geburt ein Fohlen, ein Kalb oder eine Gans zu liefern. Unter Gonta war die Leiſtung nie pünktlich eingefordert worden, ſondern dann, wenn ſich eben eine Vermehrung des Viehſtandes ergab. Der Richter und die Aelteſten gingen zum Mandatar, gaben die Friſten an, zu welchen jeder Hausvater ſein Stück liefern wolle, und damit war es gut. So dachten ſie es auch diesmal zu halten. Der alte Stefan, Taras und der andere Aelteſte, Simeon Pomenko, begaben ſich am Sonntag vor dem Feſte in's Schloß, und der Richter trug die Sache vor.

Herr Hajek hörte ihn ruhig an, ruhig und freundlich. Dann aber erwiderte er: „Zu Mariä Geburt iſt der Tribut fällig. Sollte er da nicht pünktlich geleiſtet werden, ſo müßte ich ihn zwangsweiſe einheben laſſen".

„Herr Mandatar", rief Stefan heftig, „ändere den alten Brauch nicht!"

„Es iſt ein Mißbrauch!"

„Ein Mißbrauch ſollte es ſein, was die Natur gebietet?"

„Ihr hättet Euch eben früher vorſehen müſſen!"

„Der Rath iſt gut", erwiderte der Richter mit grimmigem Hohne. „Vielleicht ſtimmt er auch mit Deinen

Erfahrungen in der Viehwirthſchaft, Herr Mandatar! Vielleicht kalben in Böhmen die Kühe auf des Gutsherrn Befehl! Aber hier leider nicht!“

Herr Wenzel wurde bleich und roth, jedoch die Ruhe verließ ihn nicht. „Ich muß meines Herrn Recht wahren!“ ſagte er und ging in's Nebenzimmer.

Erregt kehrten die Bauern heim, und wie ein Laufeuer eilte die ſchlimme Kunde durch's Dorf. Als ſich die Leute zwei Stunden ſpäter zur Verſammlung vor der Schänke einfanden, vernahm man überall zornige Reden. Entrüſtet trug der Richter die Sache vor. „Wir müſſen auf den alten Brauch beſtehen!“ rief er. „Und was die Gewalt betrifft, mit der er droht, ſo mag er zuſehen, wie weit er damit kommt! Flinten, Pulver und Blei haben wir Gottlob auch!“

„Urrahah!“ riefen ihm die Männer zu und ſchwangen ihre Waffen. Nur Einer blieb ruhig: der Aelteſte Taras. Er ließ den erſten Sturm vertoſen, dann meldete er ſich zum Worte.

„Es trifft uns hart“, begann er. „Wir haben uns nicht vorgeſehen! Der alte Brauch war billig und vernünftig; wer könnte daran zweifeln? Aber ſo peinlich uns die Sache ſein mag, wir müſſen doch erwägen, wer im Rechte iſt! Und das geſchriebene Recht, ihr Leute, ſpricht für den Herrn!“

„Wer hat es denn aufgezeichnet?“ unterbrach ihn

Stefan. „Des Kaisers Schreiber! Was verstehen die von der Wirthschaft!“

„Wenig genug!“ gab Taras zu. „Aber dieselben Schreiber haben auch festgestellt, daß wir keine Leibeigenen mehr sind und auch Rechte gegen den Herrn haben. Wer das Eine will, muß das Andere befolgen!“

„Aber wo sollen wir plötzlich Fohlen und Kälber hernehmen?“

„Das findet sich. Einiges kann ich aus meinem Viehstande leihen, vielleicht thun Andere das Gleiche. Auch bin ich bereit, mich für jeden braven Hausvater zu verbürgen, wenn er sein Tributstück in der Nachbarschaft kaufen will und das Geld nicht bar besitzt. Das ist Nebensache. Aber Recht muß Recht bleiben, um unsretwillen!“

Die ruhigen, festen Worte machten tiefen Eindruck; die Männer begannen die Sache ernster und nüchterner zu erwägen. Mehreren nahm auch das Anerbieten des Taras die Sorge vom Herzen. Schließlich widersprach nur noch der Richter. „Seid nur geduldig wie die Lämmer!“ rief er, „und Ihr werdet bald geschoren sein!“ Aber die große Mehrzahl entschied sich für das Nachgeben, und damit war die Gesammtheit gebunden.

Der Tribut wurde pünktlich geleistet, freilich nicht ohne schwere Opfer des Taras. Viele bedurften seiner Hilfe wirklich, Andere nützten die gute Gelegenheit, zu einem Darlehen zu kommen, welches sie nie zurückzahlen konnten

oder wollten. So war es in der That vornehmlich das Verdienſt des Podoliers, wenn am Morgen des Feſttages kein einziger Hausvater mit ſeiner Leiſtung im Rückſtande blieb.

Das erkannte auch Herr Hajek an, als ihm Taras ſein Stück, ein Fohlen übergab. „Es war brav von Dir", ſagte er, „daß Du die Leute zur Vernunft gebracht! Du haſt mir gleich beſonders gut gefallen; ich ſehe mit Freude, daß mich mein Blick nicht getäuſcht!" Der Bauer verbeugte ſich tief. Aber was er erwiderte, war kein demüthiger Dank, ſondern das ernſte Wort: „Recht muß Recht bleiben!"

Das war im September geweſen. Vier Wochen ſpäter ließ Hajek den Richter und die Aelteſten zu ſich entbieten.

„Ihr habt", ſagte er ihnen nach freundlicher Begrüßung, „von Allerſeelen bis zum Sonntag Judica täglich acht Mann zur Waldrobot zu ſtellen. Nicht wahr, die Verpflichtung beſteht? Nun denn, ſo theilt Euch die Sache ein und gebt mir dann das Verzeichniß der Arbeiter für jeden Tag der Woche. Am Morgen nach Allerſeelen haben die Erſten anzutreten".

„Die Verpflichtung beſteht", erwiderte der Richter. „Aber da der Graf keinen Wald mehr hat, ſo hört auch die Woldrobot auf. Oder ſollen vielleicht gar mitten im Winter neue Pflanzungen angelegt werden?"

„Nein“, ſagte Hajek. „Aber Kräfte, die mir rechtlich gebühren, darf ich nutzen, wo ich will. Ich habe die Waldrobot des Dorfes an den Forſtmeiſter in Prinkowce vermiethet“.

„Das war Unrecht, Herr!“ fuhr der Richter auf. „Nur unſerem Grafen gilt die Verpflichtung und nur für ſeinen eigenen Beſitz!“

Herr Wenzel that, als hätte er die Worte nicht gehört. Er ſtrich das Papier, mit dem er während der Unterredung geſpielt, ſorglich glatt und wendete ſich zur nächſten Thür. „Alſo am Tage nach Allerſeelen die erſten acht!“

„Das gibt Blut“, rief der Richter, „wenn Du uns zwingſt!“ Aber der Mandatar war bereits im Nebenzimmer.

Verſtört gingen die Männer von dannen.

„Richter“, begann Taras auf dem Wege, „das iſt eine bittere Sache. Wir müſſen der Verſammlung vorſchlagen, was Rechtens iſt. Aber eben darum müſſen wir ſelbſt vorher die Papiere prüfen, die Du bewahrſt; der Pfarrer wird uns helfen!“

„Podolier!“ rief Stefan wüthend, „führe hier keine neuen Sitten ein! Gegen Unrecht“ — er riß die Piſtole aus dem Gürtel — „iſt das hier ein Beweisſtück!“

Taras blickte traurig zu Boden. „Willſt Du das Blut auf Dein Gewiſſen nehmen?“ fragte er dann ruhig.

„Willst Du das Unrecht auf Dein Gewissen nehmen?“ entgegnete der Richter.

„Nein!“ betheuerte Taras. „Aber erstens gibt es gegen Unrecht nur eine Waffe: die Klage beim Kreisamte, und zweitens müssen wir erst aus den Papieren ersehen, ob wir im Rechte sind!“

Lange sträubte sich Stefan dagegen. Da jedoch auch Simeon der Ansicht des Taras war, so holte er endlich die Amtsschriften aus der Truhe hervor, und die drei Männer begaben sich zum Pfarrer.

Se. Hochwürden Herr Martin Sustenkowicz waren ein braver Mann, der gern Jeden und Alles auf Erden gelten ließ, den Schnaps ausgenommen, den er überall vertilgte. Auch hatte er über jede Sache seine eigene Ansicht und brachte sie mit großer Entschiedenheit vor; aber es war stets jene des Menschen, den er zuletzt angehört. So konnte denn sein Beirath auch diesmal nicht erheblich zur Klärung der Sache beitragen. Es war dies umsomehr zu beklagen, als die Frage keineswegs leicht zu entscheiden war. In dem Erlasse des Guberniums stand nämlich blos kurz und bündig: die Gemeinde Zulawce habe der Herrschaft die Waldrobot zu leisten.

„Seht Ihr!“ rief Stefan triumphirend. „Der Herrschaft, dem Besitzer von Zulawce, und für dieses Dorf, also nicht in Prinkowce!“

„Natürlich nicht in Prinkowce“, bestätigte der Hoch-

würdige. „Sonſt könnte er Euch gar nach Wien vermiethen! He! he! lächerlich!“

„Der Herrſchaft?“ meinte Taras bedächtig. „Wenn wirklich kein Beiſatz bezüglich des Ortes ſteht, ſo darf er vielleicht ſagen: ‚Ich vermiethe die Kraft, für die ich keine Verwendung habe!‘“

„Natürlich!“ rief Herr Martin. „Um den Wald iſt er gekommen, ſoll er auch noch auf die Waldrobot verzichten?! He! he! lächerlich!“

„Ohne Wald keine Waldrobot!“ rief Stefan dagegen.

„Freilich“, beſtätigte der Hochwürdige, „das muß ja ein Kind einſehen! — he! he! — wo iſt der Wald, in dem er Euch roboten laſſen will? He! he!“

„Nun“, meinte Taras, „in Prinkowce iſt Wald genug!“

„Sehr viel Wald“, nickte der Pfarrer eifrig. „Ueber Berg und Thal — zwei Meilen weit, theils Buchen-, theils Tannenwald. Und in welchem Walde Ihr robotet, kann Euch doch eigentlich gleichgiltig . . .“

„Pfarrer!“ fiel ihm der Richter zornig in's Wort. „Eure heiligen Weihen in Ehren, aber der Schnaps hat Euch offenbar um Euer Reſtchen Verſtand gebracht!“

Da auch dies eine entſchiedene Behauptung war, ſo widerſprachen Se. Hochwürden nicht, ſondern meinten nur ſchüchtern: „Der Avrumko rollt jeden Monat ein Fäßchen,

in's Haus — ſo ein Jud' — weiß Gott, was er damit will . . ."

So mußten die Männer den Pfarrhof verlaſſen, ohne in's Klare gekommen zu ſein. Nun verſuchte es Simeon, eine Einigung zwiſchen den Beiden herbeizuführen. Er ſchlug vor, die Entſcheidung des Kreisamtes anzurufen. Lange ſträubte ſich der Richter, endlich willigte er doch ein. „Sein Recht behaupten", rief er, „und Jeden niederſchießen, der daran greift — das iſt Huzulenart! Doch meinetwegen, verſuchen wir es mit den Federfuchſern!"

Aber auch dazu war Taras nicht zu bringen. „Das Amt des Kaiſers", meinte er, „darf nur Jener anrufen, der das klare Bewußtſein ſeines Rechtes hat. Ich habe es nicht! Ich weiß nicht, ob wir im Recht oder im Unrecht ſind. Und darum — Gott mag mir verzeihen, wenn es eine Sünde iſt, aber ich kann nicht anders — ich werde der Gemeinde vorſchlagen, die Waldrobot in Prinkowce zu leiſten".

„Bruder!" rief Simeon, „das ſollſt Du nicht! Erwäge wohl, daß Du nicht mehr in der Ebene lebſt! Wir Männer von Zulawce beugen unſeren Nacken nicht gerne!"

Taras erröthete. „Der Vorwurf iſt nicht ganz gerecht!" erwiderte er ſanft und feſt. „Es iſt wahr: wir Podolier ſind friedfertiger und demüthiger, als Ihr. Das

macht, weil wir geknechteter ſind. Aber was Recht und Unrecht iſt, wiſſen wir ſo genau, wie irgend andere Menſchen, ja vielleicht noch genauer, weil uns wenig Recht widerfahren und viel Unrecht. Ihr erkennt es vielleicht mehr mit dem Verſtande, wir jedoch fühlen es mit dem Herzen. Und eben darum iſt uns das Recht ſo heilig!"

„Nun, ſo wahre es auch diesmal!"

„Das kann ich nicht! Mein Verſtand kennt ſich in dieſer Sache nicht aus, und mein Herz ſchweigt. Darum werde ich nicht zu des Kaiſers Schreibern gehen, ſondern zum Nachgeben rathen!"

So that er auch am nächſten Sonntag in der Verſammlung der Hausväter unter der Linde. Die Männer hörten ihn ſchweigend an, ohne einen Ruf der Zuſtimmung oder Ablehnung. Dann trat Simeon auf und wollte ſeinen Antrag vorbringen. Aber kaum hatte er das Wort „Kreisamt" ausgeſprochen, als ihn höhniſches Lachen unterbrach. „Wir wollen keinen Proceß!" riefen die Männer. Nun endlich entſchloß ſich der Richter, die Erbitterung über die letzte Niederlage zu verwinden und ſeinen Vorſchlag zu machen. Einige riefen Beifall, die Meiſten ſchüttelten das Haupt. „Taras!" riefen ſie endlich, „erkläre es noch einmal, warum Du uns zum Nachgeben räthſt!" Er wiederholte ſeine Gründe ruhig und gemeſſen. Wieder folgte tiefes Schweigen, es war ungewiß, wofür ſich die Männer entſcheiden würden.

Der Richter ſchritt zur Abſtimmung. „Ihr Männer“, ſagte er, „vor Allem gilt es, jenen Rath zu verwerfen, der für das Dorf ſchädlich iſt. Wer für den Vorſchlag des Taras iſt, erhebe die Hand“. Es war die Mehrzahl. Der Richter traute ſeinen Augen nicht, und in der That war dieſe Entſcheidung höchſt überraſchend. Denn ſie ging ja gegen die Intereſſen, gegen die wilde Art dieſer Männer. Aber ſeit Taras zu Mariä Geburt ſo ſchwere Opfer für die Geſammtheit gebracht, galt ſein Wort im Dorfe wie ein Evangelium.

Der Greis weinte vor Zorn und Schmerz, als er den Beſchluß verkünden mußte, und legte dann ſeine Würde ſofort nieder. Nur durch flehentliche Bitten bewogen ihn die Männer, noch ferner Richter zu bleiben. „Aber zum Hallunken im Schloſſe gehe ich nicht wieder“, ſchwor er.

Das mußte Taras auf ſich nehmen und mit Herrn Wenzel die Reihenfolge der Leute vereinbaren. Als ſie damit fertig waren, klopfte ihm dieſer leutſelig auf die Schulter. „Du haſt Dich wieder einmal als trefflicher Unterthan erwieſen“, ſagte er. Aber diesmal verbeugte ſich Taras nicht mehr; er trat einen Schritt zurück, blickte dem Mandatar feſt in's Auge und ſagte laut: „Unſer Gewiſſen iſt ruhig — ich will hoffen, daß Du, Herr, daſſelbe von Dir ſagen kannſt . . .“

Die Waldrobot in Prinkowce wurde geleiſtet, pünktlich, Tag um Tag. Aber das Verhältniß zwiſchen Stefan

und Taras war nun für immer getrübt. Es hatte ſich in den acht Jahren, da der Podolier als Gatte der Anuſia im Dorfe lebte, allmälig doch ganz herzlich geſtaltet. Nach ſchweren Kämpfen war es dem Greiſe gelungen, den Stolz und die ſchmerzliche Enttäuſchung ſeines Herzens zu bezwingen und dem Fremdling ebenſo warm zu begegnen, wie es alle Anderen thaten. Aber dieſe Freundlichkeit ſchlug nach jener Abſtimmung wieder jählings in ſchroffe Abweiſung um. Er wendete den Blick ab, wenn er Taras zufällig begegnete, und mußte er in Sachen des Dorfes mit ihm ſprechen, ſo geſchah es in kurzen, ſchroffen Worten. Alle Verſuche, den Greis zu verſöhnen, ſcheiterten an ſeiner Feſtigkeit. „Taras iſt ein braver Mann“, entgegnete er den Vermittlern, „und ich ſelbſt habe ihn hierher gebracht. Aber wenn dieſes Lamm nun auch die Bären zu ſeinesgleichen macht, ſo iſt dies unrecht von ihm! Das ſchwerſte Unrecht! Ich kann es nicht ändern, aber ich meinerſeits will ein Bär bleiben!“

Dabei blieb er. Als die Männer der Gemeinde um die Mitte des December unter Führung des Richters zur Bärenjagd auszogen, um ſich für den Weihnachtsabend den gebräuchlichen Braten zu erſchießen, ward Taras nicht eingeladen. „Entweder er oder ich!“ erklärte der alte Stefan. Drei Tage pflegt dieſe Jagd zu währen, und trotz aller Entbehrung und Todesgefahr iſt dieſe Friſt für den Huzulen die hohe Zeit des Jahres. Aber diesmal kehrten die

Männer ſchon am zweiten Tage zurück, betrübt und ſchweigend. Denn wohl brachten ſie zwei rieſige Bären heim, aber auch einen todtwunden Mann: Stefan, den Richter. Er hatte ſich in ſeiner ungeſtümen Art zu weit vorgewagt, ſein Gewehr hatte verſagt und er war der Beſtie unter die Pranken gerathen. Das Thier ſtürzte bald im Kreuzfeuer zuſammen, aber die Wunde, welche es dem Greiſe beigebracht, war ſo ſchwer, daß die Leute kaum hofften, ihn noch lebend in's Dorf zu bringen. „Eilt Euch", hatte der Verwundete auf dem Wege geſtöhnt, „ich darf nicht hier im Walde ſterben, ich habe noch im Dorfe eine Pflicht zu erfüllen!"

Die Bauern wußten nicht, was er meinte; ſie begriffen es erſt, als er vor dem Hauſe des Taras halten ließ. Schluchzend ſtürzte dieſer hervor und ſank an der Bahre in die Kniee.

„Weine nicht", flüſterte der Sterbende, „höre mich an! Du haſt mir einſt das Leben gerettet, biſt der rechtlichſte Mann im Dorfe, haſt meine Bruderstochter glücklich gemacht, und dennoch habe ich Dir gezürnt. Es war nicht, weil Du mir meine Hoffnung vernichtet, bei Gott! nein! es war nur um des Dorfes willen! Und in dieſer heiligen Sache habe ich Dir noch ein Wort zu ſagen, ehe ich ſterbe. Du wirſt Richter werden nach meinem Tode. Ich kann es nicht verhindern; könnte ich es, ich thäte es! Nicht aus Groll gegen Dich, ſondern aus Sorge

für die Gemeinde und für Dein eigenes Schickſal, Taras. Es kann nicht gut enden, wenn der Richter, der Führer aller Männer, von anderem Schlage iſt, als ſie. Das iſt aber nun einmal nicht zu ändern. Sie werden Dich wählen, Du wirſt die Wahl annehmen. So will ich Dir nur noch das Eine ſagen: glaube nicht, daß es unter uns Menſchen anders zugeht, als droben im Walde unter den Thieren. Der Starke will immer den Schwächeren freſſen, der Böſe den Guten; es kommt nur darauf an, ob er es kann! Wer ſich nicht wehrt, iſt verloren! . . . Aber — Du verſtehſt mich doch nicht, Du glaubſt mir nicht! So will ich mich mit dem begnügen, was Du verſtehen und mir verſprechen kannſt. Halte feſt an unſeren Rechten, wahre ſie gegen den Dränger, dulde nicht, daß uns freien Männern ein Joch auf den Nacken gelegt wird. Verſprich mir, nicht friedfertig zu bleiben, wo es gilt, das Recht zu erſtreiten!“

Er erhob mühſam die Hand; Taras umfaßte ſie mit ſeiner Rechten.

„So iſt es gut“, ſeufzte der Sterbende. „Dein Wort wirſt Du halten!“

Weinend trugen ſie den Todten in ſein Haus. Auf ſeinem Antlitze lag der Ausdruck ruhiger Zuverſicht. Und wahrlich! im rechten Glauben iſt er geſtorben! Denn nie iſt ein Verſprechen ehrlicher eingehalten worden, als jenes, welches er in ſeiner letzten Stunde erhalten . . .

Viertes Capitel.

Es war wieder Frühling geworden in den Bergen. Wohl blinkte noch auf den Gipfeln der weiße Schnee im Strahl der Aprilſonne, aber in den Gärten von Zulawce blühten ſchon die erſten Blumen; auch im großen Garten der Todten am Abhang gegen Prinkowce, wo ſie den alten Richter zur Ruhe gebettet. Sein Grab war wohlgepflegt und mit einem ſchönen Steinkreuze geziert, wie es Taras angeordnet, der neue Richter. Denn Haraſim, des Stefan Sohn, hatte ſich nicht darum bekümmert; er verkam immer mehr, und wenn ſein Anweſen gleichwohl in leidlicher Ordnung blieb, ſo dankte er dies einzig ſeinen Verwandten, der Anuſia und ihrem Gatten. Taras hatte auch dieſe Sorge auf ſich geladen, obwohl ihm ſein Leben ohnedies nicht leicht wurde. Denn immer klarer ward ſeine Erkenntniß, welch bitteres Amt es war, Richter von Zulawce zu ſein, während als Vertreter des Grafen Wenzel Hajek auf dem Schloſſe ſaß und gebot. Oft, ſehr oft mußte er der Worte des Sterbenden gedenken . . .

Der Mandatar hatte die Kunde von der Wahl des Taras freudig aufgenommen; dieſer ſanfte Podolier, der immer zum Nachgeben gerathen, ſchien ihm der rechte Mann für ſeine Pläne. Darum ward er doppelt erbittert, als er ſeinen Irrthum einſah. Denn wohl wagte der „treffliche Unterthan“ nie ein heftiges Wort oder gar eine Drohung, aber jeder unberechtigten Forderung ſetzte auch er ein ſtarres „Nein“ entgegen, welches um ſo wirkſamer war, weil es ruhig, faſt demüthig ausgeſprochen und begründet wurde. Nur einmal hätte ihn ſeine Ruhe ſchier verlaſſen; das war in jenem Momente, als ihm Hajek auf die Schulter klopfte und mit ſchlauem Augenblinzeln ſagte: „Stelle mir doch künftig zwei Mann mehr; es wird nicht Dein Schade ſein, wir werden uns vertragen!“ Da ſah er den Schurken mit einem Blicke an, daß dieſer erbleichte und zwei Schritte zurückwich. . .

Von dieſer Stunde ab geſtaltete ſich das Verhältniß zwiſchen den beiden Männern immer feindſeliger; je mehr der Eine forderte, deſto mehr mußte der Andere verweigern. Während jedoch Taras auch nun ſeine Ruhe bewahrte, brauſte der Mandatar oft in ungezähmtem Zorne auf. So begab es ſich auch am erſten Sonntag im April und aus geringer Veranlaſſung; Hajek forderte aus dem Gemeindewalde junge Setzlinge für den herrſchaftlichen Garten und Taras mußte ſie ihm abſchlagen. „Dazu ſind wir nicht verpflichtet!“ ſagte er ruhig.

Der Mandatar ging raſchen Schrittes und anſcheinend in größter Erregung auf und nieder. Ein ſchärferer Beobachter hätte freilich bemerken können, daß dieſer Zorn zum guten Theil erheuchelt ſei. „Treibet mich nicht zum Aeußerſten!“ rief er. „Wollt Ihr mir das Bischen Strauchwerk nicht geben, welches Euch werthlos, mir nützlich iſt, ſo werde ich es mir ſelbſt nehmen!“

„Das wirſt Du nicht wagen, Herr“, erwiderte Taras, noch immer gleich ruhig.

„Meinſt Du, daß ich mich vor Euren Flinten und Beilen fürchte?“ Er rief es mit kreiſchender Stimme, die von Wuth erſtickt ſchien, aber ſein Blick ruhte ſcharf und lauernd auf dem Antlitz des Bauers.

„Nein, Herr“, erwiderte dieſer. „Ich meine das Kreisamt! Zur Gewalt werden wir nie greifen, ſelbſt wenn Du den Anfang machen ſollteſt!“

„Du heuchelſt!“

„Ich heuchle nicht!“ erwiderte Taras und richtete ſich ſtolz auf. „So lang ich lebe und Richter bin, wird ſich die Gemeinde, wenn auch noch ſo ſchwer gereizt, nie und nimmer an Recht und Ordnung verſündigen! . . . Aber was ſollen dieſe bitteren Reden?! Haſt Du ſonſt noch etwas zu befehlen, Herr?!“

„Du kannſt gehen!“ murmelte der Mandatar. Nachdem die Thüre in's Schloß gefallen, wandelte ſich blitzſchnell der Ausdruck ſeiner Züge. „Das wollen wir uns

merken", murmelte er mit behaglichem Lächeln. „Dieſer Mann iſt wirklich kein Heuchler . . . Und ich", fuhr er vergnügt fort, „ich wollte Dir ſchon böſe werden, mein guter Taras! Nein! der erſte Eindruck iſt immer der richtigſte! — Das Dorf hätte unmöglich eine beſſere Wahl treffen können!"

In trüben Gedanken ging der Richter heim. Nur ſein eigenes Gewiſſen lohnte ihn für dieſe widrigen Kämpfe; die Bauern wußten ihm geringen Dank für ſeine Mühe. Ihnen ſchien er viel zu nachgiebig gegen die Herrſchaft, und ſie hatten in der That von ihrem Standpunkte einigen Grund zu dieſer Klage. Severin Gonta und der alte Graf hatten, um des lieben Friedens willen, nie die genaue Erfüllung aller Leiſtungen begehrt, Hajek hingegen forderte haarſcharf Alles, was der Herrſchaft nach dem Buchſtaben der Gubernial-Verordnung zukam; er gab keine Stunde Friſt und ließ ſich keine Metze Weizen entgehen. Ihm darin nicht entgegen zu treten, gebot dem Taras ſeine Pflicht, und daher konnten die Leute mit Recht klagen, daß der neue Richter ſie zur Leiſtung ſchwererer Pflichten verhalte, als ſein Vorgänger. Nur die ungemeine Liebe und Achtung, welche ſich der Podolier im Dorfe erworben, bewahrte ihn vor offenem Mißtrauen und ernſtlicher Anfeindung. Denn er ſtand allein, Niemand klärte die Leute auf; auch jener Mann nicht, deſſen Pflicht dies zunächſt geweſen wäre. In ſeliger Verſchollenheit ſaß der

hochwürdige Martin auf seinem Pfarrhofe, wie auf einer Insel, und weil ihm dieser merkwürdige Avrumko in letzter Zeit nicht blos ein, sondern sogar zwei Fäßchen monatlich vor die Thür rollte, so trank er auch das doppelte Quantum pünktlich, obwohl er es nicht gleich pünktlich bezahlte.

Gleichwohl blieb Taras tapfer und ergeben und tröstete sein Weib, wenn diesem bange wurde um die Zukunft. „Recht muß Recht bleiben", sagte er ihr immer wieder. „Noch lebt Gott im Himmel und der Kaiser in Wien!"

„Gott ist hoch und der Kaiser ist weit!" erwiderte sie bekümmert.

„Nicht so hoch und weit", rief er, „daß sie uns nicht hören könnten, wenn wir sie anrufen müßten. Aber dazu wird es nicht kommen. Unrecht thun und Gewalt brauchen, das wird auch ein Mandatar nicht wagen!"

Er irrte; Herr Hajek wagte Beides. Es war etwa drei Wochen nach jener letzten Unterredung, in der ersten Frühe. Taras stand vor seinem Hofe und ordnete eben seine Knechte, Sefko und Jemilian, auf seinen Acker ab, die Frühlingssaat zu bestellen. Da vernahm er plötzlich einen dumpfen, jähen Ton in den Lüften, zwei, drei ähnliche Schläge folgten rasch.

„Flintenschüsse!" rief er erbleichend.

„Wohl eine Jagd!" meinte Sefko.

„Nein!" rief Jemilian. „Es kommt von der Niederung her. Vielleicht gar der „grüne Giorgi" mit seinen

Leuten!“ So hieß ein berüchtigter Räuber, der damals die Berge unſicher machte, ein Urlauber, Georg Czumaka, der immer ein grünes Wamms trug.

„Unſinn!“ erwiderte Taras und eilte auf die Straße. „Bei hellem Tage wagt ſich ... Was iſt geſchehen?“ unterbrach er ſich entſetzt. Denn ihm entgegen die Dorfſtraße empor, kam eben verſtört ein junger Burſche gerannt, Waſſilj Soklewicz.

„Hilfe! Hilfe!“ ſchrie er gellend. Sein Antlitz war todtenbleich, das Gewand zerriſſen.

„Was gibt's?“ rief Taras, ſprang auf ihn zu und faßte ihn am Arme.

„Hilfe!“ ſtöhnte der Burſche, „ſie haben meinen Bruder Dimitri erſchoſſen!“

„Wer? Wo?“

„Der Mandatar“, ſtammelte Waſſilj, „auf dem Gemeindeacker! Wir waren in aller Frühe gekommen, mein Bruder und ich, und die beiden Söhne des Dubko, um den Acker zu beſtellen, ganz wie Du befohlen, Richter. Bis zur Mittagsſtunde wollten wir arbeiten und dann zur Jagd gehen, darum hatten wir unſere Flinten mit ſcharfer Ladung mit. Kaum hatten wir die Ochſen vor die Pflüge geſpannt, da kam der Mandatar mit einem Haufen Knechte, Alle bewaffnet. „Hinweg“, rief er, „hier iſt gräflicher Boden!“ — „Hinweg Du!“ rief ihm mein Bruder Dimitri zu und ergriff ſeine Flinte, die er abgelegt, und alſo thaten

wir drei Anderen. „Hier iſt des Dorfes Acker, ſeit die Welt ſteht, und wer ſeinen Fuß darauf ſetzt, wird erſchoſſen!“ Da ſprang der Mandatar zurück, ſeinen Knechten aber befahl er: „D'rauf, Ihr Leute!“ Und ſie drangen auf uns ein mit Flinten und Senſen. Da ſchoſſen wir, und der Vorderſte unter den Knechten, der rothe Hritzko, that einen Sprung, drehte ſich wie ein Kreiſel in der Luft und fiel auf's Antlitz; eine unſerer Kugeln hatte ihn getroffen. Nun feuerten jene, und mein Bruder fiel hin, todt, mitten durch's Herz getroffen! . . . Wir Anderen wurden umzingelt, und ſie ſtießen und ſchlugen uns, aber wir riſſen uns los und entrannen! . . .“

So erzählte der Burſche, wirr, fliegenden Athems, und in wenigen Minuten hatte ſich der Kreis um ihn auf fünfzig Köpfe vermehrt. Von den Feldern her, aus den Hütten kamen die Männer zu des Richters Hauſe geſtürzt, Alle bewaffnet, voll furchtbarer Erregung im Herzen und Antlitz. Denn der gemeinſame Acker iſt das Heiligthum jeder ſlaviſchen Gemeinde; wer dieſen antaſtet, führt den Streich nicht blos gegen ihr Vermögen, ſondern auch gegen ihr Herz, und keine Frevelthat ſcheint dieſen Männern verruchter.

Auch Taras war in tiefſter Seele entrüſtet, aber er dämmte ſeinen Zorn zurück; er kannte ſeine Leute. „Bewahre ich nicht meine Ruhe“, ſagte er ſich mit Recht, „ſo fließt heute das Blut in Bächen!“ Darum ſtellte er ſich

den Männern entgegen, die nach dem Orte der Frevelthat drängten. „Halt!“ befahl er. „Wir gehen Alle hin! Berufet die Aelteſten und die Männer!“

Der Befehl war überflüſſig, ſie kamen ungerufen mit ihren Weibern und Kindern. Wilder Zornruf durchbrauſte die Luft; dazwiſchen das Jammern der Weiber, das Kreiſchen der Kinder. Auch die Mutter des Erſchoſſenen, die Witwe Xenia, ſtürzte herbei; ſie hatte jammernd das Tuch vom Haupte geriſſen, das graue Haar fiel wirr um ihr entſtelltes Antlitz. „Räche mein Kind!“ rief ſie dem Richter zu und umfaßte ſeine Kniee.

Er hob ſie auf und ſuchte ſie zu beruhigen. „Ordne den Zug!“ rief er dann dem Aelteſten Simeon zu. „Nur die Hausväter! Weiber und Burſche bleiben hier!“

„Warum?“ ſchrie ihm Xenia entgegen.

„Warum?“ wiederholte die erregte Menge. „Es ſoll mitgehen, wer ein Gewehr tragen kann!“

„Es geſchieht, wie ich befehle!“ rief Taras und richtete ſich hoch auf. „Meinen Kopf zum Pfande, daß ich meine Pflicht thun werde!“ Das Wort wirkte, die Leute traten zurück und ließen Raum für den Zug, den Simeon bildete.

Da aber drängte Anuſia durch die Reihen, ihr jüngſtes Kind an's Herz gepreßt, in der Rechten eine Flinte ſchwingend. „Nimm!“ rief ſie ihrem Gatten zu, „es iſt meines Vaters Flinte und trägt weit!“

„Geh' heim", bat Taras, „das iſt keine Weiberſache. Ich nehme keine Waffe!"

„Warum?" ſcholl rings der Ruf; ſie aber ſtürzte auf ihn zu und faßte ihn an den Schultern; ſie war in wildeſter Erregung. „Taras!" ſchrie ſie gellend, „Laß mich nicht bereuen, daß ich in jener Nacht nicht ertrunken! Einem Manne hab' ich mich zu Eigen gegeben und keiner Memme!"

„Halt ein!" rief Simeon erſchreckt dazwiſchen. „Du faſelſt, Weib!" Sie aber fuhr fort: „Wer noch den Frieden will, nachdem Blut gefloſſen, iſt kein Mann! Oder willſt Du Dich wehrlos hinſchlachten laſſen, Du Lamm?"

Hoch aufgerichtet ſtand Taras da, todtenfahl war ſein Antlitz, die Augen wie erloſchen. Stürmiſch hob und ſenkte ſich ſeine Bruſt, aber kein Wort drang aus ſeiner Kehle. So, ſchweigend, ſtreckte er die Hand gegen das Weib, und es gehorchte dem Wink und taumelte entſetzt beiſeite.

„Ihr Männer", begann er endlich langſam, laut, aber mit einer Stimme, die Niemand als die ſeine erkannt hätte, ſo rauh klang ſie, „es iſt nicht Zeit, von dem Schimpfe zu ſprechen, den mir mein Weib bereitet; ich werde es ſpäter thun, gleichfalls vor der ganzen Gemeinde. Jetzt aber frage ich Euch wollt Ihr mir als Eurem Richter gehorchen oder nicht? Noch einmal: meinen Kopf zum Pfande, daß ich meine Pflicht thue!"

„Ja!" erſcholl es.

„Dann kommt!“ Der Zug ſetzte ſich in Bewegung, voran Taras mit Simeon und dem neuen Aelteſten Alexa Sembrow, hinter ihnen ſechzig verheirathete Männer. Die Anderen blieben zurück.

Der Gemeinde-Acker von Zulawce war damals ein längliches, unregelmäßiges Viereck, welches ſich den Bergabhang hinabzog. Seine untere Grenze bildete der Pruth, die obere ein Wäldchen, welches gleichfalls Eigenthum der Gemeinde war. In der Mitte erhob ſich ein großes, ſchwarz bemaltes Kreuz.

Als die Männer aus dem Wäldchen traten, vermochten ſie das ganze Feld zu überblicken. Neben dem ſchwarzen Kreuze lagerte der Mandatar mit ſeinen Knechten; er mußte viele hinzugedungen haben, es waren etwa vierzig Köpfe. Weit hinter ihnen, drunten am Fluſſe, pflügten zwei Knechte langſam mit einem Geſpann Ochſen; ein anderes ſtand an das Kreuz gebunden. Dicht am Wäldchen aber, zu Füßen der Männer, lag der Leichnam des Dimitri; die Knechte mußten ihn wohl zur Höhe emporgeſchleift haben. Als die Bauern den todten Genoſſen erſahen und drunten die bewaffnete Schaar, da ward ihre Empörung zur wilden Wuth. „Urrahah!“ brach der donnernde Ruf aus ihren Kehlen, und ſie ſtürmten den Abhang hinab.

Aber vor ihnen Taras. Flugs hatte er dem Simeon die Piſtole aus dem Gurt geriſſen und gegen ſeine eigene

Stirne gekehrt. „Halt!“ ſchrie er mit mächtiger Stimme, „noch ein Schritt und ich tödte mich vor Euren Augen!“

Sie ſtutzten, hielten ... Einige, die vorwärts gerannt, kehrten zurück.

Inzwiſchen hatten ſich die Reihen der Knechte um das Kreuz zum Kampfe geordnet. Der Mandatar war unſichtbar geworden, er hatte ſich in die letzte Reihe geſtellt. Für ihn trat der Maier des Schloſſes hervor, ein rieſiger Mazure aus der Bochniaer Gegend, Boleslaw Stipinski mit Namen. „Was wollt Ihr?“ rief er. „Kampf oder friedliche Unterredung?“

„Wir wollen unſer Recht wahren!“ rief Taras zurück.

„Euer Unrecht!“ erwiderte Boleslaw. „Aber gleichviel, wir ſtehen auf gräflichem Boden und weichen nicht, ſo lange Einer von uns lebt. Wollt Ihr dies von dem gnädigen Herrn Mandatar ſelbſt hören, ſo iſt er bereit, den Richter und die Aelteſten zu empfangen!“

Taras trat vor, Alexa und Simeon folgten ihm. Sie fanden Hajek auf einem Feldſtein ſitzend, hinter ihm hielten einige Knechte die Gewehre in Anſchlag. „Laß die Büchſen wegthun, Herr“, ſagte Taras ruhig. „Du brauchſt nicht ſo zu zittern; hätten wir Kampf gewollt, wir wären raſcher dageweſen“.

„Alſo wollt Ihr Frieden?“ fragte Hajek.

„Wenn Du Dein Unrecht einſiehſt und Buße leiſteſt!“

„Und wenn nicht?“

„Dann klagen wir beim Kreisamt!"

Der Mandatar athmete auf, er konnte wieder lächeln. „Hoffentlich kommt es nicht einmal dazu", ſagte er. „Du biſt ein rechtlicher, vernünftiger Mann, Taras, und wirſt die Sache raſch begreifen. In der Gutsbeſchreibung, welche unter Kaiſer Joſeph von Amtswegen aufgenommen wurde, heißt es ausdrücklich: „Der Gemeinde-Acker reicht vom Wäldchen bis zum „ſchwarzen Kreuz", hingegen gehört das Stück vom Kreuz bis zum Ufer dem Grafen". Ich war alſo vollkommen berechtigt, die Hälfte des Ackers, vom Kreuz bis zum Ufer, wieder für meinen Herrn in Beſitz zu nehmen!"

„Nein!" rief Taras, „denn damals und bis vor fünfzehn Jahren ſtand das „ſchwarze Kreuz" dicht am Ufer, und dem Grafen wurde blos deshalb der Landſtreifen von zwei Schritten Breite zugeſprochen, damit ſein Fiſchereirecht im Pruth unzweifelhaft ſei. Als das alte Kreuz morſch wurde, richteten wir ein neues in der Mitte des Ackers auf. Das, Herr, iſt die Wahrheit!"

„Möglich!" erwiderte Herr Hajek lächelnd. „Darüber kann ja das Gericht entſcheiden! Ich muß mich daran halten, was meine Augen ſehen. Darum forderte ich die fremden Leute, die ich vor zwei Stunden hier vorfand, auf, ſich zu entfernen. Sie erwiderten mit Schüſſen und tödteten einen meiner Knechte. Darauf mußte auch ich ſchießen laſſen, das wirſt Du einſehen, und die beiden Ge-

ſpanne bleiben natürlich als Pfand für den bisher angerichteten Schaden in meinem Beſitze. So — damit ſind wir fertig!"

„Noch nicht!" erwiderte Taras und entblößte ſein Haupt. „Ich rufe Gott den Allmächtigen zum Zeugen an, daß uns hier Unrecht geſchehen! Und ich lege Verwahrung dagegen ein, daß wir es etwa jetzt oder in Zukunft für Recht halten! Nur aus Ehrfurcht vor dem Herrn Kaiſer und aus Ehrfurcht vor Gottes Geboten haben wir unſere Waffen nicht genützt. Und dieſe Beiden, Gott und der Herr Kaiſer, werden uns auch zu unſerem Rechte verhelfen!"

„Schön! Sehr ſchön!" ſagte der Mandatar lächelnd. „Der hochwürdige Herr Suſtenkowicz weiß gar nicht, welchen gefährlichen Nebenbuhler er im Dorfe hat. Eine ſo erbauliche Anrede habe ich noch nie von ihm vernommen!"

Taras wollte heftig erwidern, aber er bezwang ſich. Schweigend kehrte er mit den beiden Aelteſten zu ſeiner Schaar zurück.

„Nun?" riefen ihm die Männer erwartungsvoll entgegen. „Gibt er nach? Oder erlaubſt Du jetzt endlich, daß wir ihm beweiſen, wer im Rechte iſt?"

„Nein!" erwiderte Taras. „Ihr kommt jetzt Alle mit zur Linde, wir wollen Verſammlung halten. Vorher jedoch müſſen wir den Todten in ſeiner Mutter Haus tragen und Du, Simeon, gehe zum Pfarrer und bitte ihn, mit dem Allerheiligſten zur Verſammlung zu kommen".

„Wenn er aber betrunken wäre?“ wendete der Aelteſte ein.

„Gleichviel! ſeine Weihen bleiben deshalb doch heilig!“

Eine Stunde ſpäter waren ſämmtliche Hausväter um die Linde vor der Schänke verſammelt. Auch Vater Martin hatte ſich eingefunden: im vollen Ornate und mit dem Sanctiſſimum in der Hand. Da es noch früh am Morgen war, ſo hatte ſich die Beſorgniß des Simeon zum Glück als unbegründet erwieſen.

Ehe Taras die Verſammlung eröffnen konnte, hatte er noch eine häusliche Sache abzuthun. Sein Weib ſtürzte ihm zu Füßen, und wie früher der Zorn dieſer leidenſchaftlichen Natur grenzenlos geweſen, ſo nun ihre Reue. „Zertritt mich!“ ſchluchzte ſie, „verſtoße mich, ich verdiene es nicht beſſer!“ Taras zog ſie empor und küßte ſie. „Ich verzeihe Dir“, ſagte er. „Einmal, aber nie wieder!“

Dann legte er den Leuten den Sachverhalt klar. „Unſer Recht“, ſchloß er, „iſt zweifellos und darum auch die Hilfe des Kreisamtes. Selbſthilfe jedoch führt nur zu Blut und Thränen, ohne zu nützen. Ich will noch heute zum Kreisamt reiten und die Klage anbringen. Ihr aber müßt mir beim Allerheiligſten ſchwören, daß Ihr in meiner Abweſenheit nicht zu den Waffen greifet!“

Vater Martin erhob die Monſtranz, und ſie leiſteten knieend den Schwur . .

Eine Stunde ſpäter war Taras auf dem Wege. Er

hatte ſein beſtes Pferd gewählt und entlieh am Abend ein anderes. Gleichwohl war er erſt am Mittag des nächſten Tages in der elf Meilen entfernten Stadt. Aber vor ihm war bereits eine Eſtafette Hajek's an den Kreishauptmann Herrn Franz von Bauer eingelaufen.

Darum empfing der alte, bequeme Mann den Richter nicht gerade gnädig und wollte kein Protocoll mit ihm aufnehmen laſſen. „Ich weiß ohnehin Alles!“ verſicherte er. Als aber Taras darauf beſtand und der Beamte nun dieſelbe Sache in ſo grundverſchiedener Darſtellung vernahm, ward er doch recht nachdenklich und ging eine Weile brummend und kopfſchüttelnd in ſeinem Bureau auf und ab. Dann blieb er vor Taras ſtehen und muſterte ihn ſcharf. „Sprichſt Du die Wahrheit?“ fragte er barſch.

Der Bauer hielt den Blick ruhig aus. „So wahr mir Gott helfe!“ ſagte er feierlich.

„Hm! hm!“ Eine andere Antwort gab der alte Herr vorläufig nicht. Wieder durchmaß er kopfſchüttelnd die große Amtsſtube. Endlich blieb er wieder vor Taras ſtehen. „Der Teufel hole Euch Beide!“ brach er los, „Gutsherrn und Bauern. Könnt Ihr denn gar nicht Frieden halten?! Das iſt ein ſchönes Loos, auf ſeine alten Tage Kreishauptmann in Galizien zu ſein“. In dieſer Tonart ging es noch eine Weile fort. „Geh' heim!“ ſchloß er endlich ſanfter. „Von hier aus kann ich nicht entſcheiden, wer im Rechte iſt. Ich ſchicke nächſtens einen

Commiſſär. Die Todten könnt Ihr inzwiſchen jedenfalls begraben laſſen, die machen auch wir nicht mehr lebendig!“

Beruhigt kehrte der Richter heim. Der Friede war nicht geſtört worden, trotz des wilden Ingrimms der Bauern, als ſie zuſehen mußten, wie der Mandatar das geraubte Feld ruhig durchpflügen und beſäen ließ. Die andere Hälfte, die ihnen geblieben, beſtellte Taras ſelbſt mit ſeinen Knechten. „Des Kaiſers Schreiber muß ja bald kommen“, tröſtete er ſich und die Anderen, „und dann wird Alles wieder gut!“

Der Beamte erſchien denn auch, wenngleich erſt zwei Wochen ſpäter, aber gut wurde dadurch wenig. Es war dies der k. k. Kreiscommiſſär Ladislaus Kapronski, den ſeine Collegen theils ſeines biederen Charakters, theils ſeiner Bewegungsweiſe wegen nur die „Schlange“ zu nennen pflegten. So viel ſtand feſt: vor einem Vorgeſetzten war dieſer Mann noch niemals gegangen, er hatte ſich immer gewunden, und vielleicht verdankte er dieſer immerhin intereſſanten Eigenthümlichkeit ſein Avancement, vielleicht auch der Zahl ſeiner Dienſtjahre, aber ſchwerlich ſeinen Verdienſten um den Staat. Man konnte dem widrigen Menſchen, der hinter einem linkiſch unterwürfigen Weſen große Heimtücke verbarg, mit Recht Vieles vorwerfen, aber wer ihm nachgeſagt hätte, daß er ſeine Amtspflichten mit Verſtändniß und Tüchtigkeit erfülle, wäre einer Lüge ſchuldig geworden. Und da dieſer allgemein beliebte Mann zudem

in dem Rufe ſtand, vor dem Schatten einer Henne zu erſchrecken, geſchweige denn vor einer erregten Menge, ſo war er ſicherlich in jeder Beziehung der rechte Mann für dieſe Miſſion!

In der That machte er auch hier ſeinem Rufe keine Schande. Zunächſt ſchaffte er die Unterſuchung wegen Mordes in einer Art aus der Welt, die dem weiſen Daniel alle Ehre gemacht hätte. „Beiden Parteien iſt je ein Mann getödtet worden. Nehmen wir an, daß der Dimitri den Hritzko erſchoſſen und der Hritzko den Dimitri. Gegen Todte kann keine Unterſuchung geführt werden. Baſta!“ Ebenſo bündig entſchied er den Streit um den Acker. „Ich finde die Herrſchaft“, erklärte er den Bauern, „im Beſitze des ſtrittigen Feldes; ſie vermag ihren Rechtstitel aus der Gutsbeſchreibung zu erweiſen; ich muß ſie daher im Beſitze ſchützen!“

„Und hätten wir Gewalt mit Gewalt vergolten“, rief Taras bitter, „hätten wir Menſchenblut vergoſſen, dann wären wir im Beſitze geſchützt?!“

„Nun“, erwiderte Herr Kapronski haſtig, „es war ja ſehr brav von Dir, Gewaltthat zu vermeiden. Auch iſt Beſitz nicht Eigenthum. Wenn das Feld wirklich Euch gehört, ſo müßt Ihr den Grafen Borecki beim Kreisamte auf Herausgabe klagen. Aber bis dieſe Klage entſchieden iſt, darf ſein Beſitz nicht geſtört werden!“

Die Bauern murrten. Taras wies ſie zur Ruhe.

„Iſt dies Alles, was Du uns zu ſagen haſt?“ fragte er den Commiſſär.

„Oh! noch etwas!“ rief dieſer eifrig. „Ihr ſollt erkennen, daß ich unparteiiſch bin. Die beiden Geſpanne Ochſen, welche der Herr Mandatar gepfändet, werden Euch noch heute zurückgeſtellt! Ich habe es ſo angeordnet — ich bin gerecht! Aber, ich wiederhole, des Grafen Beſitz darf nicht angetaſtet werden, oder Ihr begeht ein Verbrechen!“

Dieſe letzten Worte rief er bereits vom Wagenſitze herab. Dann fuhr er raſch von dannen. Es war ihm unter den Bauern recht ſchwül geworden und er athmete tief auf, als er das Dorf im Rücken hatte.

Nur einige Stunden war Taras troſtlos, dann richtete er ſich wieder auf. Er trat vor die Verſammlung. „Recht muß Recht bleiben!“ rief er den Männern zu. „Ich vertraue auf Gott und den Herrn Kaiſer! Wir müſſen eben den Proceß führen!“

Aber nun war die Zeit vorbei, da ſein Wort gebot und entſchied. „Du haſt Alles verſchuldet!“ riefen ihm die Leute zu, „ſo trage Du die Verantwortung! Wir Männer von Zulawce führen unſeren Streit mit Flinten, nicht mit Federn! Die eine Hälfte des Ackers iſt durch Dein Zagen verloren gegangen, wir wollen keinen Proceß, der uns noch die andere koſtet! Willſt Du den Proceß, ſo führe ihn auf Deine Koſten“.

„Ich bin dazu bereit“, erwiderte Taras. „Wer eine

gerechte Sache vertritt, muß ihr zum Siege verhelfen, und wenn er ſelbſt daran zu Grunde gehen müßte!“

Wieder ritt er zur Stadt; wieder ſuchte er den Kreishauptmann auf. Aber diesmal wies ihn der Beamte kurzweg ab. „Geh' zum Advocaten!“ rief er. „Das Amt hat ſeine Pflicht gethan!“

„Das verſtehe ich nicht“, erwiderte Taras beſcheiden, aber feſt. „Ich will unſer Recht, und der Herr Kaiſer hat Dich ja hiehergeſetzt, das Recht zu wahren!“

„Dummkopf!“ brauſte der alte Brummbär auf. Aber im ſelben Augenblicke reute ihn das heftige Wort. Er erhob ſich, trat auf Taras zu und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Ich will es Dir erklären!“ ſagte er nachdrücklich. „Wenn Du den Mandatar erſchießeſt, oder der Mandatar Dich, ſo geht das uns an, auch wenn Niemand gegen Dich oder ihn Klage führt. Das iſt ein Verbrechen. Wenn Ihr hingegen behauptet, daß ein Acker, welchen der Graf beſitzt, Euer Eigenthum iſt, ſo geht das uns nur dann an, wenn Ihr die Klage einbringet. Das iſt eine Streitſache. Alſo — geh' zum Advocaten und laß Dir die Klage machen. Verſtehſt Du mich nun?!“

„Nein!“ erwiderte Taras. „Recht bleibt Recht, ob es nun um Leben oder Eigenthum geht. Der Gemeinde-Acker iſt der Gemeinde ſo heilig, wie mir mein Leben! Auf Recht iſt die Welt gebaut; wer Unrecht thut, ſtürzt die

Weltordnung um! Und das ſollte den Kaiſer und ſeine Schreiber nicht kümmern?“

„Ach ja!“ ſeufzte der Beamte, „was ſag' ich immer! — lieber Diurniſt in Wien, als Kreishauptmann in Galizien! Ihr ſeid ja Wilde, Ihr habt ja gar kein Rechtsgefühl! Aber mit Dir wenigſtens will ich mich nicht ärgern! Geh' mit Gott!“

Taras that, wie ihm geheißen. Als er draußen vor der Thür ſtand, überkam ihn das Weh der Enttäuſchung, der ohnmächtigen Empörung ſo heftig, daß er alle Kraft zuſammennehmen mußte, um nicht aufzuſchreien wie ein verwundetes Thier.

Dann aber faßte er ſich wieder und erfragte das Haus des einzigen Advocaten der Kreisſtadt. Er hieß Dr. Eugen Starkowski. Der kluge Mann erfaßte den Sachverhalt raſch und ſchüttelte das Haupt. „Es war unvorſichtig“, meinte er, „ein Grenzzeichen zu verrücken! Uebrigens, ich will mein Möglichſtes thun“.

„Wann kann eine Entſcheidung kommen?“

„Früheſtens im Herbſte“.

„So ſpät?“ rief Taras erſchreckt.

„Wahrſcheinlich noch ſpäter!“ meinte der Advocat. „Es liegt nicht an mir, aber die Herren beim Gerichte pflegen es ſich gerne bequem zu machen!“

„Bequem zu machen!“ wiederholte Taras mechaniſch und ſtarrte ihn an, faſſungslos vor Erſtaunen. „Bequem

zu machen!“ rief er noch einmal, aber diesmal wild und laut. „O Herr! das ist nicht gut! Das Recht sollte so allgemein und leicht erreichbar sein, wie Luft und Wasser! Denn bitterer als das Dürsten fällt es dem Menschen, wenn er nach dem Rechte lechzen muß!“

Der Anwalt blickte ihm prüfend in's Auge, zuerst lächelnd, dann mit warmer Theilnahme. „Noch einmal“, versprach er, „ich werde mein Möglichstes thun!“ Es klang diesmal anders, als früher.

In der That bot er seinen ganzen Einfluß auf, die Sache zu beschleunigen. Während sonst in der Regel ein halbes Jahr verging, ehe das Gericht der Gegenpartei die Klage behändigte, erhielt Herr Hajek dieselbe nach wenigen Tagen. Aber nun stand ihm die Frist dreier Monate offen, die Einrede einzubringen, und er machte vollen Gebrauch von dieser Frist. Wozu er dieselbe nützte, sollte den armen Bauern später klar werden. Erst am letzten Tage, der ihm noch hiefür gegönnt war, reichte er seine Schrift beim Kreisamte ein. Er führte darin dieselben Gründe an, welche er dem Taras mitgetheilt, und erbat, gleich den Klägern, die Absendung einer gerichtlichen Commission zur Vernehmung von Zeugen.

Der Anwalt des Taras las die Schrift mit Erstaunen. Er hatte jenen Antrag gestellt, weil die eidliche Aussage der Bauern das einzige Rechtsmittel war, um erweisen zu können, daß in der That vor fünfzehn Jahren eine Ver-

ſetzung des Grenzkreuzes ſtattgefunden. War dem nun wirklich ſo, dann gebot dem Mandatar ſein Intereſſe, dieſe Vernehmung zu vereiteln, den Proceß durchwegs ſchriftlich zu führen und ſich blos darauf zu berufen, daß die Gutsbeſchreibung und der Augenſchein für ihn ſprächen. Was konnte ihn nun bewegen, jenes Mittel zu begehren, welches er verhüten mußte? Vergeblich grübelte der Anwalt darüber nach. „Hajek handelt unſinnig", dachte er, „wenn er nicht wirklich im Rechte iſt oder wenn er nicht etwa die Zeugen beſtochen hat!" Aber beide Vermuthungen ſchienen ihm gleich unwahrſcheinlich; gegen die erſte ſprach die feierliche, erſchütternde Art, in welcher der Richter ſeine Hilfe angerufen; gegen die zweite die Achtung, welche ſich Hajek in der Kreisſtadt erworben. Denn hier wußte man ja nichts von ſeinen Pariſer Freuden und Leiden; er galt als liebenswürdiger, gebildeter Mann von achtungswerthem Charakter.

Das Gericht willfahrte natürlich dem Begehren beider Parteien. Derſelbe Commiſſär, der im Mai den Criminalfall in Zulawce ſo trefflich entſchieden, wurde nun im September als Civilrichter hingeſendet. „Unterſuchen Sie die Sache recht gründlich!" trug ihm der Kreishauptmann auf. „Vernehmen Sie ſämmtliche Zeugen, welche die Parteien führen, reden Sie den Leuten ernſt in's Gewiſſen! Noch einmal, Herr Kapronski, nehmen Sie ſich Zeit und fürchten Sie ſich nicht!"

Der Commiſſär verbeugte ſich ehrfurchtsvoll und ging dann lächelnd zum Wagen. „Der alte Querkopf!“ murmelte er. „Als ob es auf die Zeit ankäme und nicht auf die Geſchicklichkeit! Mich darf die Vernehmung keine zwei Stunden koſten. Je länger man mit dieſem Pöbel ſpricht, deſto wilder wird er ja! Alſo höchſtens zwei Stunden!“

In der That brachte er dies Kunſtſtück zu Stande. Als er am nächſten Tage um die zehnte Vormittagſtunde vor der Schenke eintraf, empfing ihn eine überaus zahlreiche Verſammlung. Alle Bauern von Zulawce ſtanden im Feſtkleide da; Männer, Weiber und Kinder. Ferner der hochwürdige Martin, welcher diesmal, um den ſeltenen Beſuch ſeinerſeits auch durch eine Seltenheit zu ehren, völlig nüchtern war. Und endlich kam auch auf die Kunde von dem Eintreffen des Beamten Herr Hajek herbei, hinter ihm Boleslaw Stipinski mit einer zahlreichen Schaar von Knechten. Der Commiſſär ſprang vom Wagen, lüpfte ſeinen Hut zum Gegengruß und ließ dann einen Tiſch unter die Linde bringen.

„Das iſt mein erſtes Inſtrument“, ſagte er zu Herrn Hajek, „das zweite habe ich mir mitgebracht“. Er deutete auf den dicken Kanzliſten, der eben mit einem rieſigen Tintenfaß und einem ſchweren Pack Papier beladen vom Wagen herabkletterte und auf den Tiſch zuhinkte. „Und das dritte wird leicht zu requiriren ſein: ein Crucifix!“

Es wurde raſch aus dem nächſten Hauſe herbeigeholt und auf den Tiſch geſtellt.

„Eigentlich ſollten wir", flüſterte ihm der Kanzliſt zu, „auch zwei brennende Kerzen . . ."

„Wozu?" unterbrach ihn der Commiſſär lächelnd. „Ich werde den Leuten ſelbſt ein Licht aufſtecken!" Aber als er nun zu reden begann, klang ſeine Stimme etwas unſicher: „Ihr wißt, warum ich gekommen bin. Ich habe zu erkunden, wo das ſchwarze Kreuz, welches heute in der Mitte des Gemeindeackers ſteht, vor ſechzehn Jahren geſtanden iſt. Alles Andere kümmert mich nicht und ich nehme es nicht zu Protocoll. Wer alſo nichts über dieſe Sache zu ſagen hat, entferne ſich! — habe die Güte, ſich zu entfernen!" verbeſſerte er ſich raſch.

Nur einige Tagelöhner aus der Ebene traten bei Seite, die Anderen Alle behaupteten ihren Platz; ein ſolches Schauſpiel war eben nicht alle Tage zu ſehen.

„Die eine Partei", fuhr Herr Kapronski fort, „behauptet, daß das Kreuz vor fünfzehn Jahren umgeſtellt wurde. Sowohl daran, als auch an das Gegentheil, kann ſich nur Derjenige genau erinnern, der ſchon damals zurechnungsfähig war, alſo heute wenigſtens dreißig Jahre alt iſt. Wer jünger iſt, möge — hm! — möge ſo freundlich ſein, zu gehen!"

Noch immer regte ſich dieſe lebende Mauer nicht: Herr Kapronski blickte wie Hilfe ſuchend um ſich und der

Richter erbarmte ſich ſeiner. „Habt Ihr nicht gehört?!“ rief er mit weittönender Stimme. „Wer noch nicht ſein dreißigſtes Jahr erreicht, hat hier nichts zu ſuchen!“

Der Zuruf übte ſofort ſeine Wirkung. Zuerſt liefen die Mädchen kichernd davon, dann die Weiber und Kinder, endlich die jungen Burſche. Aber es blieben noch immer an zweihundert Menſchen feſtgeballt vor dem Gerichtstiſche ſtehen.

„Und nun gebt Acht!“ fuhr der Commiſſär fort. „Wer ſich nicht genau daran erinnert, wo das Kreuz vor ſechzehn Jahren ſtand, hebe die Rechte auf!“

Nur zwei Hände ſtreckten ſich empor: die der Führer beider Parteien. „Ich bin erſt ſeit anderthalb Jahren im Dorfe“, ſagte der Mandatar. „Und ich ſeit zehn Jahren“, bemerkte der Richter.

„Thut nichts!“ erwiderte Herr Kapronski. „Ich bitte Sie dennoch, hier zu bleiben, weil dieſe Menſchen ſonſt vielleicht — hm!“ Er räuſperte ſich verlegen und ſetzte dann laut hinzu: „Alſo — der Unparteilichkeit wegen! Treten Sie an den Tiſch zur Rechten, Herr Mandatar, und Ihr, Herr Richter, zur Linken!“

„Nun höret abermals!“ wandte er ſich wieder an die Menge. „Wer ſich genau erinnert, daß das Kreuz auch vor ſechzehn Jahren in der Mitte des Ackers ſtand, wie heute, trete zur Rechten, alſo auf jene Seite, wo der Herr Mandatar ſteht. Wer ſich aber genau daran erinnert,

daß das Kreuz vor sechzehn Jahren noch dicht am Flusse stand und erst ein Jahr später von dort entfernt und an seiner heutigen Stelle aufgerichtet wurde, trete zur Linken, dorthin, wo der Richter steht . . ."

Die Scheidung vollzog sich unter dumpfem Gemurmel, aber als sie vollendet war und nun beide Parteien einander getrennt gegenüberstanden, da erhob sich wilder Zornruf, Schimpf und Verwünschung. „Ihr Hunde!" riefen die Bauern und schwangen die Beile. Denn drüben standen nicht blos, wie sie erwartet, die Knechte, Maier und Sassen der Herrschaft, sondern auch einige der Ihren, Tagelöhner und herabgekommene Hausväter, Lumpe und Schelme. Welch' schlimmer That man sie auch sonst fähig gehalten, Niemand hätte ihnen offenen Verrath an ihrem Dorfe zugetraut. Denn das erscheint den Ruthenen als schlimmste Schandthat: das Band der Gemeinde gilt ihnen heiliger, als jedem anderen Volke. Aber tiefer und schmerzlicher, als diese Niedertracht des besitzlosen Gesindels, empörte es die Männer, daß sie den Sohn ihres einstigen Richters gleichfalls im Feindeslager erblicken mußten. Auch Harasim Woronka war nach rechts getreten. Was bei den Anderen das Geld bewirkt, hatte bei ihm der Rachedurst vollbracht; nun endlich konnte er dem tödtlich gehaßten Fremdling einen bösen Streich spielen. Denn je grimmer ihm sein Laster an Kraft und Vermögen zehrte, desto fester war seine Ueberzeugung geworden: „Ohne den Taras wäre ich

heute Richter, der reichſte Mann des Dorfes und der Gatte der Anuſia!“ Und alle Gutthat, welche ihm der Edle erwieſen, hatte nur ſeinen Grimm und Groll gemehrt. Zu feig, um dem Verhaßten an Leib und Leben zu greifen, hatte er ſich vom Mazuren Boleslaw zu dieſer Art der Rache überreden laſſen. Aber als er nun das Verſprechen erfüllen mußte, da regte ſich doch ſein Gewiſſen und er zitterte an allen Gliedern.

„Elendes Mannweib!“ ſchrien ihm die Männer zu, „du ſchändeſt Deinen Vater im Grabe!“ Haraſim wurde todtenfahl und griff, wie ein Ertrinkender, mit den Händen in der Luft herum; es iſt der furchtbarſte Vorwurf, der einem Sohne dieſes Volkes gemacht werden kann. Vielleicht wäre er im nächſten Momente zurückgekehrt in die Reihen der Menſchen, zu denen er nach Blut und Schickſal gehörte. Aber Boleslaw erſah ſein Schwanken, ergriff den Zitternden mit mächtiger Fauſt und ſchob ihn hinter ſich.

„Gewalt!“ heulten die Bauern auf und drangen auf den Rieſen ein. Es ſchien, als müßte die nächſte Secunde Mord und Entſetzen bringen.

Mit verſchiedenen Empfindungen blickten die Männer am Tiſche auf die wilde Scene. Der Commiſſär war todtenbleich geworden, er fühlte ſich einer Ohnmacht nahe. Anders Herr Hajek; er hatte Mühe, ſeinen Triumph zu bergen, und zwang ſich eine Trauermiene auf, als er zu dem Beamten ſagte: „Nun werden Sie mir wohl gerne glauben, wie

ſchwer es iſt, gegen ſolche Menſchen ſein gutes Recht zu behaupten!“ Der Treffliche hätte viel darum gegeben, wenn eines dieſer geſchwungenen Beile auf das Haupt des Haraſim niedergeſauſt wäre.

Es kam nicht dazu, Dank der Entſchloſſenheit des Richters. Wohl hatte der Verrath des Haraſim ihn noch tiefer empört, als all' die Anderen, aber kaum einen Athemzug lang gab er ſich dieſer Empfindung hin, dann raffte er ſich auf und that ſeine Pflicht. „Zurück!“ rief er. „Zurück!“ wiederholten die Aelteſten ſeinen Ruf, und ſo drängten die drei Männer die Wüthenden langſam nach links, daß wieder der Raum frei wurde zwiſchen den beiden Haufen.

Herr Kapronski zitterte noch immer an allen Gliedern; die bleichen Lippen zuckten, aber er brachte keinen Laut hervor. Ein lächerlicher und doch im Grunde trauriger Zwiſchenfall kam ihm zu Hilfe und lenkte die Aufmerkſamkeit von ſeinem jämmerlichen Zuſtande ab. Nachdem nämlich die Leute wieder geſchieden ſtanden, da gewahrte man erſt, daß ein Mann keine Partei ergriffen, ſondern fein in der Mitte ſtand: der hochwürdige Martin Suſtenkowicz. Freilich ſah das Wort Gottes von Zulawce in dieſem Momente nicht gerade ſo aus, wie ein Mann, der ruhigen Gemüthes, imponirend und vermittelnd, zwiſchen zwei Streitenden ſteht — im Gegentheil, recht ängſtlich und kleinmüthig blickte er drein, ſchielte nach rechts

und nach links, und dann wieder hilfesuchend zu dem Gerichtstische hin.

„Hochwürdiger!“ rief der Maier, „was soll das heißen?! Du hast mir gestern zugeschworen, daß die Herrschaft im Rechte . .“

„Hm! — ja! — gestern!“ stammelte der Pfarrer, warf einen scheuen Blick auf die Bauern und trippelte nach rechts.

„Halt! Väterchen!“ rief der Aelteste Alexa und faßte ihn am Kaftan, „hast Du mir nicht vor einer Stunde gesagt: ‚Euer ist der Acker, denn ich selbst habe das neue Kreuz vor fünfzehn Jahren eingesegnet?!‘“

„Hm! — ach! — eingesegnet!“ wiederholte der Bedrängte in maßloser Verwirrung, blieb stehen und wischte sich die schweren Schweißtropfen von der Stirne.

Der Mandatar erbarmte sich seiner Noth. „Kommen Sie hieher, Herr Pfarrer“, sagte er, „an meine Seite! Oder noch besser“, fügte er mit bitterem Spotte hinzu, „hinter den Tisch, dicht an das Crucifix. Wir haben keine Kerzen, so mag denn das Licht, welches von Ihrem ehrwürdigen Gesichte strahlt, alle Zeugen erbauen und erschüttern!“

Der Commissär hatte sich mühsam gefaßt. Er konnte wieder sprechen, wenn auch mit umflorter Stimme. „Wir schreiten nun zum Eide“, sagte er, „denn die Aussage habt Ihr bereits abgelegt, indem Ihr Euch dahin oder dorthin gestellt. Wer seine Aussage nicht beeiden will, erhebe die Hand!“

Niemand rührte ſich.

Herr Kapronski gerieth wieder in große Bedrängniß. Er hätte die Sache ſo raſch als möglich abthun mögen, aber dieſe unerhörte Sachlage legte ihm ja eine Ermahnung als gebieteriſche Pflicht auf. „Liebe Leute!“ ſagte er haſtig, „ein Meineid iſt kein Kinderſpiel! Denket an Gott! Und dann — hm! die irdiſche Strafe! Es kann ja — hm! nur eine der beiden Parteien im Rechte ſein. Alſo noch einmal: wer will — hm! nicht ſchwören?“

Auch dieſe ebenſo würdige als erſchütternde Ermahnung übte keine Wirkung. Der Einzige, deſſen Hand empor zuckte, Haraſim Woronka, ließ ſie wieder ſinken, als ihm der Mazure in's Ohr flüſterte: „Memme! willſt Du, daß Dein Freund Taras auch ferner die Naſe hoch trage?!“

Dem Commiſſär trat der Angſtſchweiß auf die Stirn: dieſes Reſultat konnte er dem geſtrengen Herrn Kreishauptmann denn doch nicht gut vorlegen. „Das iſt ein ſchwerer Fall!“ ſeufzte er, zum Mandatar gewendet. „Wünſchen Sie vielleicht, daß ich die Leute durch den Pfarrer zur Wahrheit ermahnen laſſe?“

„Gewiß!“ erwiderte Hajek mit ernſthafter Miene, „ich halte dies für ein ebenſo wirkſames als würdiges Mittel!“

Aber Taras ſchüttelte das Haupt. „Herr Commiſſär“, ſagte er, „es iſt ein rechtes Unglück für die Gemeinde einen ſolchen Pfarrer zu haben! Wie er iſt, haſt Du ſelbſt geſehen. Aber was ſollen wir armen Bauern thun? Wir

müſſen uns bemühen, ſeine heiligen Weihen zu achten, da wir ihn ſelbſt nicht achten können. Darum vermeiden wir jede Gelegenheit, wo er uns lächerlich erſcheinen muß, denn es thut nicht gut, wenn die Leute ſich daran gewöhnen, ihren Pfarrer zu verſpotten. Beim allmächtigen Gott, Herr Commiſſär, es thut nicht gut! Und nun entſcheide Du, ob es ſchicklich iſt, daß er jetzt eine Predigt an die Leute halte. Ich meine: ein Schwur iſt eine ernſte Sache, eine furchtbar ernſte, Herr Commiſſär!"

Kapronski athmete erleichtert auf. Die Bauern waren ja die Kläger; wenn es ihnen erwünſcht war, daß eine fernere Ermahnung unterbleibe, ſo war er jedenfalls außer Verantwortung. Er trat vor. „Wir ſchreiten alſo zur Vornahme der Eide!" Die Leute entblößten ihr Haupt, er that desgleichen. Dann ſagte er den Bauern noch einmal vor, was ſie beeiden ſollten. Und hierauf traten ſie der Reihe nach vor das Crucifix, gaben ihren Namen an, erhoben mit den Worten: „Ich ſchwöre", die drei Finger der Rechten und konnten wieder gehen. Dann kamen die Anhänger des Mandatars an die Reihe und waren gleichfalls im Handumdrehen fertig.

Der Commiſſär zog ſeine Uhr. „Eine Stunde vierzig Minuten!" murmelte er triumphirend. Dann lüpfte er abermals den Hut zum Gruße, beſtieg haſtig ſeinen Wagen und fuhr davon.

Fünftes Capitel.

Der Herbſt pflegt in dieſen Vorbergen die ſchönſte Jahreszeit zu ſein, die einzig ſchöne. Denn der Winter iſt lang, bang und ſchaurig, der Frühling kühl und von kurzer Dauer, der Sommer übermäßig heiß und faſt täglich durch Gewitter getrübt. So zeigt die Natur in dieſem Anland des Waldgebirgs nur im Herbſte ein mildes, freundliches Antlitz; die Sonne ſcheint ſtetig und warm, die Lüfte ſind faſt unbewegt und von unſäglicher Klarheit, und dieſes ſanfte Prangen dauert lange, oft bis tief in den November hinein. In jenem Jahre war es anders; ſchon um Mariä Geburt zogen die Vögel von dannen, die Erde wurde jählings kahl und fahl, die Sonne verbarg ſich hinter ſchwerem Dunſtgewölk, und ſchon vierzehn Tage nach jenem Feſte, am Tage der heiligen Thekla, ſchwammen die erſten Schneeflocken in der trüben, grauen Luft. Dann kamen einige heitere, aber bitter kalte Tage und wieder ein Schneefall, Stunde um Stunde, Tag um Tag; die graue Dämmerung ſchien nicht enden zu wollen. Bang und miß-

muthig ſaßen die Leute in ihren Hütten; der frühe Winter erſchreckte ſie, noch mehr die Erzählungen der alten Leute von dem grauſamen Winter, der mehr als vierzig Jahre vorher, 1792, dieſe Landſchaft heimgeſucht und gleichfalls ſchon an jenem Feſttage begonnen. Damals war die Kälte im Gebirge ſo hoch geſtiegen, daß die Menſchen kaum mehr in's Freie zu treten wagten, weil ihnen jeder Athemzug ſchmerzhaft in die Lungen ſchnitt und die Glieder nach wenigen Minuten ſo erſtarrt waren, daß Mehrere auf dem Wege von dem einen Ende des Dorfes zum andern niederſanken und elend verkamen. Und ſo hoch hatte ſich damals der Schnee gethürmt, daß die Leute in den Einſchichten ſelbſt dann, wenn die Kälte zeitweilig nachließ, ſich den Weg zur Kirche und Schänke nicht bahnen konnten; es war das Gräßliche geſchehen, daß ein altes kinderloſes Ehepaar in ſeiner Einſamkeit verhungerte. So ſteht es in den Chroniken geſchrieben, aber die Greiſe von Zulawce waren eben nicht anders, als die Greiſe der übrigen bewohnten Welt, und ſtellten ihre Erlebniſſe noch viel furchtbarer dar, als dieſelben ohnehin geweſen. Die Geſpenſter der Furcht wurden wach in den niedrigen Hütten und legten ſich laſtend auf die Gemüther.

Aber das waren nicht die einzigen böſen Gäſte, die mit dem Winter gekommen; auch die Noth hatte ihren Einzug gehalten. Der Ertrag ihres Gemeinde-Ackers war ja den Leuten zur Hälfte geraubt worden, und ſchon dieſer Entgang

hätte ſie ſchwer genug getroffen. Nun war noch zudem die Ernte eine kümmerliche geweſen, und die furchtbare Kälte drohte die Winterfrucht zu zerſtören. So geſellte ſich zu der Bedrängniß des Augenblicks die Sorge um die Zukunft. Wäre ſolcher Kummer über Bewohner der Ebene gekommen, ſie hätten ſtill geklagt und das Haupt demüthig vor Gott gebeugt. Anders die wilden, trotzigen Männer von Zulawce; in ſtarken Naturen ſchlägt der Kummer leicht in Zorn um. Grimmig und grollend lehnten ſie ſich gegen ihr Geſchick auf und ſuchten nach einem Opfer, dem ſie die Verantwortung aufbürden konnten. Es war leicht gefunden, denn wer anders, meinten ſie, habe den Verluſt des Ackers verſchuldet, als Taras der Richter?

Das waren ſchwere Tage für den wackeren Mann, und kaum hätte er ihren Druck zu ertragen vermocht, wenn ihn nicht die felſenfeſte Ueberzeugung beſeelt hätte, daß jeder nächſte Tag die günſtige Entſcheidung des Kreisamtes bringen werde, bringen müſſe. So gewann er die Kraft, Tag um Tag ſeine harte Pflicht zu erfüllen. Der Mandatar forderte erbarmungslos, was ihm irgend zukam; die Gemeinde konnte oder wollte es nicht leiſten. Sprach Taras den Leuten gütig zu, die Waldrobot zu thun, die auch diesmal an den Forſtmeiſter von Prinkowce vermiethet war, ſo entgegneten ſie ihm finſter: „Das iſt nicht unſere Schuldigkeit, und wohin es führt, wenn man gegen den Böhmen nachgiebig iſt, ſollteſt Du wiſſen! Auch können wir nicht arbeiten.

die Entbehrung hat uns schwach gemacht. Hätten wir die Frucht zu verzehren, die zwischen Kreuz und Fluß gewachsen, wir wollten nicht klagen". Erklärte er ihnen darauf, daß er das Amt nun nicht weiter führen könne, so lachten sie höhnisch: „Unser Väterchen Stefan, der leider im Grabe ruht, war Richter für gute und böse Tage; willst Du es nur für die guten sein?" Diese Worte wirkten auf ihn tiefer, als die leidenschaftlichen Beschwörungen seines Weibes; er beschloß auszuharren, und da es nicht anders ging, so ließ er die Waldrobot durch seine Knechte leisten oder durch Tagelöhner, die er aus eigenem Gelde bezahlte.

„Wir sind ja wohlhabend", tröstete er sein Weib, „und wenn ich die Schuldigkeit für die Gemeinde abtrage, so greife ich dadurch nicht die Mitgift an, welche Du mir zugebracht; ich habe sie ehrlich durch eigenen Fleiß gemehrt. Auch werde ich mit Recht Ersatz fordern dürfen, wenn bessere Tage kommen. Gott muß ja ein Einsehen haben und diese Drangsal wieder von uns nehmen, wie er sie geschickt. Und auch des Kaisers Schreiber müssen die Sache endlich entscheiden und dem Dorfe zusprechen, was ihm gebührt".

Aber diese Entscheidung wollte noch immer nicht kommen. Die Wochen verrannen langsam, in Noth und Mißmuth, auch das Weihnachtsfest wurde trübselig genug begangen. Denn stetig währten die Schneestürme fort, und

wenn ſich zeitweilig der Himmel klärte, ſo brach auch die Kälte doppelt bitter ein.

Endlich, am Dreikönigstage 1837, nahm wenigſtens dieſe Unbill des Wetters ein Ende. Schon in der erſten Frühe wurden die Leute durch ein ſeltſames Brauſen in den Lüften erweckt, und als ſie beſtürzt in's Freie eilten, da ſchlug es ihnen warm entgegen; es war der Südwind, den ſie ſo ſehnſüchtig erhofft. Er währte nicht lange genug, um die ungeheuren Schneemaſſen zum jähen Schmelzen zu bringen, kaum zwei Stunden hindurch, aber auch nachdem er verſtummt, hob ſich die Kälte nur unmerklich wieder, kaum über den Gefrierpunkt.

In freudiger Erregung ging Alt und Jung zur Kirche; Männer, die ſeit Jahren durch Feindſchaft geſchieden geweſen, nickten einander fröhlich zu, wenn ſich ihre Blicke begegneten; auch den Taras begrüßten überall ſo heitere Mienen, ſo herzliche Worte, wie ſie ihm ſeit jenem traurigen Apriltag nicht geworden. So ſtark und allgemein war dieſes Gefühl der Entlaſtung, der Dankbarkeit für Gottes Erbarmen, daß es ſelbſt den Pfarrer erfaßte und aus jenem traurigen Zuſtande emporhob, in den er ſeit lange gerathen. Denn nachdem er die Meſſe geleſen und ſich die Leute nun entfernen wollten, weil er ihnen ja ſeit Jahren regelmäßig die Predigt ſchuldig geblieben, da geſchah das Unerwartete, daß er ſie zu verweilen bat, die Kanzel beſtieg und zu reden begann. Sie war kein Meiſterwerk, dieſe

Rede, aber sie gab jener Empfindung Ausdruck, die Aller Herzen erfüllte, und darum rührte sie alle Herzen . . .

Es war eine gute Stimmung unter den Leuten, als sie aus der Kirche traten und, wie gewöhnlich, auf dem Platze vor derselben zusammenstanden. Das Wetter wurde beredet, die Predigt, der Proceß. „Wer weiß", hörte man selbst diejenigen sagen, die dem Taras das Leben am schwersten gemacht, „vielleicht wird noch Alles wieder gut".

Am fröhlichsten war Taras selbst. Er ging unter den Männern umher, gab und empfing freundliche Worte. „Wir wollen auf Gott vertrauen", sagte er. „Wie er die tödtliche Kälte von uns genommen, so wird er auch das Unrecht abwenden. Mir sagt es mein Herz! Die Entscheidung ist gewiß schon unterwegs und wird sehr bald eintreffen".

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als sich etwas begab, was in Komödien sehr häufig, im Leben sehr selten zu geschehen pflegt: die sofortige Erfüllung seines Wunsches. Vom Pruth her, die Dorfstraße empor, kam ein kleiner Schlitten, dessen Gespann ein Bauer lenkte, während auf dem Rücksitze ein runder, dicht zusammengerollter Ballen Pelzwerk lag. Von einem Menschen war nichts zu gewahren, bis der Schlitten mitten unter den Bauern anhielt. Da begann sich der Ballen zu bewegen, wälzte einen riesigen Schafpelz ab, dann einen Fuchspelz, bis endlich der Kern erkennbar wurde: ein kleiner, buckliger, ältlicher Mann in ärmlicher städtischer Tracht. Er richtete sich

auf und fragte sehr herablassend: „He! Ihr Leute, ist nicht der Richter unter Euch?!“

Die Männer lachten über das putzige Männchen; Taras trat zum Schlitten. „Was wünschest Du?“ fragte er lächelnd.

Der Fremde gab vorerst keine Antwort. Er zog aus der Tasche ein Futteral heraus, aus diesem eine mächtige Brille. Die setzte er sich würdevoll auf das gerümpfte Näschen und sagte dann, des Gekichers nicht achtend, das immer lauter erscholl, gemessen und feierlich: „Zu mir sagt man „Herr!“ Ich heiße Herr Michael Stupka und bin Beirath des Herrn Dr. Eugen Starkowski . . .“

Bebend stürzte Taras auf ihn zu und faßte ihn am Arme. „Der Proceß ist entschieden?“ stammelte er. „Du bringst die Schrift vom Advocaten?“

Die Bauern drängten heran. „Gottlob!“ riefen sie, „wir haben den Acker wieder! . . . Hoch der Richter! Es mußte ja so kommen! . . . Leset die Schrift vor!“

Der Schreiber wand sich unter dem eisernen Griffe, der seinen Arm gefaßt hielt. „Laß los!“ stöhnte er. „Freilich ist der Proceß entschieden, aber . . .“ Er stockte verlegen, die erregte Menge machte ihn bangen.

Taras wurde fahl. Mit starker Faust faßte er das Männchen an der Brust, hob es vom Schlitten empor und stellte es dicht vor sich hin. „Gewonnen?“ rief er, „er muß ja gewonnen sein?!“

„Ich bin nicht ſchuld daran!“ jammerte der Kleine. „Bin ich unter Wilde gerathen? Laß los! . . . Ich bin ja nur Beirath oder eigentlich nur Schreiber! . . . Der Herr Doctor hat ſich alle Mühe gegeben! . . . Uebrigens iſt ja das Judicium primae instantiae nicht entſcheidend . . .“

Die letzten Worte hatte Taras ſicherlich nicht verſtanden, aber wohl ebenſowenig die früheren. Sein Antlitz war verzerrt, er wankte, wie ein Trunkener. „Verloren?“ rief er; das Wort entrang ſich nur in heiſerem Flüſtern ſeiner zuſammengepreßten Kehle. Aber um ſo lauter riefen es die Bauern und drängten ungeſtüm heran.

Der Schreiber hatte inzwiſchen zwei Briefe hervorgezogen. „Da! das Urtheil des Kreisamtes und ein Schreiben des Herrn Doctors“.

Taras hatte ſich mühſam gefaßt. „Wir können nicht leſen“, ſagte er dumpf. „Du mußt uns ſagen, was in den Schriften ſteht. Wem iſt der Acker zugeſprochen?“

Es ſchien Herrn Stupka nicht klug, auf dieſe Frage zu antworten. Er brach das Amtsſiegel. „Ja, ja, liebe Leute“, verſicherte er eifrig, „ſehr gerne will ich es Euch vorleſen und überſetzen . .“

Aber Taras fiel ihm in's Wort. „Wem?“ wiederholte er ſeine Frage.

„Nun, allerdings“, ſtotterte der Schreiber, „ſo gewiſſermaßen — der Herrſchaft!“

„Du lügſt!“ rief Taras wild und gellend. Aber die anderen Männer lachten höhniſch auf: „Uns haſt Du es nicht glauben wollen, daß ein Proceß vergeblich iſt, ſo glaube es doch dem Urtheil!“

Wüthend, ſeiner Sinne nicht mehr mächtig, ballte der Richter ſeine Fäuſte gegen die Spötter. Aber die beiden Aelteſten traten hinzu und hielten ihn zurück. „Faſſe Dich“, bat Simeon, ſein treueſter Freund. „Was etwa zu geſchehen hat, wollen wir ſpäter erwägen. Höre vorerſt das Urtheil an!“

Der Schreiber entfaltete das Document. „Im Namen des Kaiſers!“ begann er laut und feierlich die Eingangsformel zu überſetzen. Die Bauern entblößten ehrfurchtsvoll das Haupt, nur Taras rührte nicht an ſeine Pelzmütze. Simeon machte ihn leiſe darauf aufmerkſam, aber er ſchüttelte finſter das Haupt. Der Freund blickte ihn ſcheu an und trat einen Schritt von ihm zurück. Die Anderen jedoch bemerkten es nicht, ſie horchten dem Urtheil.

Es war ein langes, gründliches, wohlmotivirtes Actenſtück, natürlich in deutſcher Sprache verfaßt, welche ja damals die allgemeine Gerichtsſprache in Oeſterreich war. Es war nicht leicht, den ſonderbar gewundenen Curialſtyl in ſchlichtes Ruthenisch zu überſetzen; aber Herr Michael Stupka wußte als gewiegter, praktiſcher Juriſt dieſe Schwierigkeiten mühelos zu bewältigen. Das Urtheil wies die Klage der Gemeinde ab, weil ſie ihre Anſprüche nicht

zu begründen vermocht. Der Titel des factiſchen Beſitzes und der Wortlaut der Gutsbeſchreibung ſprächen für die Herrſchaft, gegen dieſelbe nur die Eide der Bauern. Aber dieſe ſeien durch Gegeneide entkräftet. Das Kreisamt habe in dieſer civilrechtlichen Sache nicht des Näheren zu verfolgen, ob eine der Parteien einen bewußten, böswilligen Meineid geſchworen; wohl aber ſei es ihm Pflicht geweſen klarzuſtellen, welchem der Eide höhere Glaubwürdigkeit und Beweiskraft beizumeſſen ſei. Die Entſcheidung müſſe zu Gunſten der Herrſchaft lauten. Denn erſtlich ſei es höchſt auffallend, „daß ſich dem Protocoll zufolge gerade der Richter des Dorfes gegen eine Vermahnung durch den Pfarrer ausgeſprochen . . .“

Bis zu dieſer Stelle hatte Taras ſchweigend und regungslos gehorcht. Nun aber überlief ein Zittern ſeinen Körper; die Fäuſte ballten ſich. „Ihr Schlangen“, keuchte er, „Ihr giftigen Schlangen!“

„Schweige!“ bat ihn Simeon flehentlich und legte den Arm um den Wankenden. Aber dieſer brachte ohnehin keinen Laut mehr hervor; ſeine Augen ſchloſſen ſich, er ſchien einer Ohnmacht nahe.

Zweitens aber, fuhr der Schreiber zu erläutern fort, ſeien unter Jenen, welche für die Herrſchaft geſchworen, auch Hausväter des Dorfes, alſo Männer, die hiedurch ihren eigenen Vortheil geſchädigt. Um ſo höher ſei ihr Eid anzuſchlagen. In Anbetracht all dieſer Gründe werde

die klägeriſche Partei abgewieſen und in die Koſten verurtheilt — „von rechtswegen!“

„Von rechtswegen!“ wiederholten die Männer höhniſch. Nur Taras blieb ſtumm. Er griff ſich an's Herz und ſchlug zu Boden, plump und ſchwer, als hätte ihn ein Blitzſtrahl gefällt.

Lange Stunden lag er in tiefſter Ohnmacht. Sie hatten den Betäubten in ſein Haus getragen; weder das Jammern ſeines Weibes, noch die Mittel, welche ſie anwendeten, ſchienen ihn wieder erwecken zu können. Und als er endlich die Augen aufſchlug, da ſprach er ſo wirre Worte, daß die Umſtehenden erſchraken. „Nun muß die Erde einſtürzen!“ rief er immer wieder, „das Heiligſte iſt geſchändet!“ Dann überkam ihn, in deſſen Augen noch Niemand Thränen geſehen, ein heftiger Weinkrampf; er beklagte ſein Loos und verlangte ſchluchzend nach ſeinen Kindern, um Abſchied von ihnen zu nehmen. So ſtürmiſch wiederholte er dieſen Wunſch, daß man ihm willfahren mußte. Von Mitleid und Grauen erfüllt, verließen die Nachbarsleute die Stube; nur Simeon Pomenko durchwachte die Nacht am Lager des Kranken; die Anderen aber trugen die Nachricht in's Dorf hinaus, daß der Richter wahnſinnig geworden.

Herr Hajek vernahm es erſt am nächſten Morgen, bei ſeiner Heimkunft aus Zablotow, wo er die Nacht mit den Huſaren-Offizieren am Pharao-Tiſche verbracht. Der

Maier Boleslaw dachte ihm dadurch eine rechte Freude zu machen und war ſehr erſtaunt, als der Mandatar eine finſtere Miene zog. Es war dies keine Heuchelei; Graf Georg hatte ſeinen Bekanntenkreis in Paris neuerdings ſtark vermehrt und zu den Wucherern endlich auch die Gerichts-Executoren gefügt; Herr Hajek brauchte Geld für ihn und nicht minder für ſich ſelbſt; da nun die eine Unthat geglückt war, ließ ſich ja bei nächſter Gelegenheit vielleicht eine andere ausführen. Und für dieſes Vorhaben mußte es ſehr werthvoll ſein, wenn ein Richter im Dorfe gebot, der ſein eigenes Leben einſetzte, um Gewaltthat zu verhüten.

„Wahnſinnig?“ fragte er darum mit aufrichtiger Betrübniß. „Es wird hoffentlich nicht ſo ſchlimm ſein! Geh' zu ſeinem Weibe und ſage, ich ſei gern bereit, den Phyſicus aus Kolomea auf meine Koſten holen zu laſſen“.

Der Mazure blickte ihn verblüfft an. „Herr“, ſagte er dann, „mit einem Dutzend Bauern will ich es aufnehmen, und meinetwegen mit dem Teufel ſelbſt, aber was dieſe Anuſia betrifft — Herr! das iſt eine Huzulin! Ich habe nämlich auch nur zwei Augen zu verlieren!“

Unwillig fügte er ſich dem wiederholten Befehle und ſchlich zaghaft dem Hauſe des Richters zu. Als er jedoch in die Stube trat, hellte ſich ſeine Miene auf; am Lager des Taras weilten nur die beiden Aelteſten, Simeon und Alexa. Sie ſprachen dem Kranken Troſt zu. Aber noch immer hatte ſich jenes Gewitter nicht ausgetobt.

welches ſeine Seele durchwühlte und ſein Weſen ſcheinbar gänzlich verwandelte. Noch immer ſchluchzte der ſonſt ſo ſtandhafte Mann faſſungslos, wie ein Kind. Seine Freunde überlief ein Grauen, als er ſtets von neuem klagte: „Ich habe mein Leben in Ehren geführt und muß es nun in Schmach vollenden! Was ſoll aus meinen Kindern werden, wenn ich ausführe, was mir nun mein Herz gebietet?“

Als der Maier eintrat, verſtummte er und das helle Blut ſtieg ihm in die bleichen Wangen. Simeon erhob ſich haſtig, den unwillkommenen Beſuch abzuweiſen, aber Taras wehrte es ihm. „Komm' nur heran, mein Freund Boleslaw!“ rief er bitter. „Welch' freudige Nachricht haſt Du mir zu verkünden?“

Der Maier trat näher und richtete verlegen ſeinen Auftrag aus.

„So! einen Arzt!“ wiederholte Taras. „Nun, ich bin nicht erſt ſeit heute überzeugt, daß der Herr Mandatar ein braver Mann iſt“. Dann ſchloß er die Augen und lag lange ruhig, wie ein Schlummernder.

Unſchlüſſig ſtand der Maier da. „Soll ich —“ begann er, zu dem Aelteſten gewendet. Aber bei dem Klange ſeiner Stimme ſchlug Taras die Augen wieder auf. „Geh!“ rief er ſo laut, ſo befehlend, daß der Rieſe zuſammenfuhr und ſchleunigſt die Thür ſuchte.

Mit ſeltſamem Lächeln blickte ihm Taras nach.

„Gottlob!“ ſagte er, „dieſe Botſchaft iſt mir zur rechten Zeit gekommen. Euer Zureden, Freunde, hat nichts gefruchtet, aber der Hohn des Feindes gibt mir meine Kraft wieder. Ich will gegen mein gräßliches Geſchick kämpfen, ſo lange ich vermag!“

„Welches gräßliche Geſchick?“ fragte Simeon begütigend. „So beſinne Dich doch! Du haſt eine gerechte Sache geführt und biſt in Ehren unterlegen. Das iſt Alles!“

„Alles!“ beſtätigte der Richter. „Aber eben darum, weil die Sache eine gerechte iſt — doch wozu davon ſprechen! . . . Ihr habt mich wohl für krank oder wahnſinnig gehalten, als ich ſo faſſungslos jammerte?“ Die Männer blickten verlegen vor ſich hin. „Nun“, fuhr er mit zitternder Stimme fort, „ich will hoffen, daß niemals die Stunde kommt, wo Ihr erkennet, wie klaren Geiſtes ich da war! Möget Ihr nie meine Thränen verſtehen lernen! . . . Aber“, ſetzte er hinzu, „damit ſich dieſer Wunſch erfülle, muß ich meine Kraft wieder zuſammennehmen. Iſt noch der Schreiber hier?“

„Nein!“ erwiderte Simeon. „Das Männchen hat mir, nachdem Du hingeſunken, haſtig die beiden Schriften in die Hand gedrückt und iſt davongefahren, ſo raſch die Pferde laufen konnten. Es hat an allen Gliedern gezittert und geſchworen, ſolche Aufträge übernehme es ſein Leben lang nicht wieder!“

Taras lächelte. „Da muß der Pfarrer den Brief

vorleſen", ſagte er. „Tretet vor die Hausthür, ich mache mich gleich zurecht".

„Schone Dich noch!" bat Simeon.

„Es gilt mein Geſchick!" brauſte Taras auf, und die Männer verließen die Stube.

„Was hältſt Du davon?" fragte Alexa ſeinen Gefährten, als ſie vor der Thür harrten.

„Das mag Gott wiſſen", erwiderte Simeon bekümmert, „Ich muß nur immer daran denken, daß er ſein Haupt nicht entblößte, als das Urtheil verleſen wurde".

Aus dem Flur vernahmen ſie die Stimme der Anuſia, ſie wollte ihren Gatten nicht gehen laſſen. „Du fällſt ja um!" jammerte ſie. Aber Taras, obwohl bleich im Antlitz, ſchritt ganz feſt einher.

Die drei Männer begaben ſich zu Vater Martin. Als ſie die Thür des Pfarrhofs öffneten, kam ihnen ſeine Wirthſchafterin mit verweinten Augen entgegen. Es war dies ein ältliches Mädchen aus dem Dorfe, Praxenia, welches den kleinen Haushalt verſah, ſeit die Gattin des Popen verſchieden war.

„Ach", ſchluchzte ſie, „wie freue ich mich, Richter, daß wenigſtens Du nicht verrückt biſt! Nämlich, eben war die alte Hania da und hat mir erzählt: ‚Denke nur, der Richter iſt ganz um ſeinen Verſtand gekommen!' Ach, habe ich erwidert, was ſind das für böſe Zeiten! Zuerſt eine ſo grimmige Kälte und dann werden gar an einem

Tage zwei Männer im Dorfe verrückt! Und was für Männer! — der Pfarrer und der Richter! Denn, lieber Taras, bei Dir scheint zwar, so viel ich sehe, wieder Alles in Ordnung, aber mein Hochwürdiger ist wirklich seit gestern Mittag verrückt, ganz verrückt!"

„Es wird nicht so schlimm sein", tröstete Taras, „er hat wohl wieder einmal zu viel getrunken".

„Ach nein", schluchzte Praxenia, „das wäre ja nicht beängstigend, das ist ja alle Tage vorgekommen; es hat ihm geschmeckt und Alles war gut. Aber seit gestern, Richter, hat er keinen Tropfen mehr getrunken, der arme, alte Mann, der es so gewohnt ist, sondern starrt nur immer vor sich hin und spricht dummes Zeug!"

„Hm", meinte Simeon, „ich kenne ihn seit zwanzig Jahren, das ist allerdings sehr bedenklich".

„Nicht wahr? Ach, das habe ich ja eben der Hania gesagt und mit ganz denselben Worten, Simeon, so wahr Gott meiner Seele gnädig sei. Wißt Ihr aber, wie das Unglück entstanden ist? Durch die Predigt! Wirklich nur durch die Predigt! Höret nur! Gestern Morgens trete ich zu ihm in die Stube und sage ihm, ich dummes Ding — aber warum hätte ich es ihm eigentlich nicht sagen sollen? — „Väterchen!" sag' ich, „die Kälte hat sich gebrochen und es ist großer Jubel im Dorfe!" — „Ei! Ei!" sagt er, „das freut mich sehr!" und nimmt sich kaum Zeit, seinen Morgen-

ſchnaps zu trinken, dann ſchlüpft er in ſeinen Kaftan und läuft auf die Gaſſe. Nach einer halben Stunde iſt er ſchon wieder da, ganz aufgeregt, ſeine Augen leuchten. „Väterchen!“ ſage ich zornig, „Du biſt beim Avrumko geweſen, ich ſehe es Dir an den Augen an, und das iſt gar nicht hübſch von Dir — vor der Meſſe thut man ſo etwas nicht“. Er aber ſchwört, daß ich ihm Unrecht thue, nur die Freude hat ihn ſo aufgeregt. „Ach, Praxenia!“ ſagt er, „welch' ein ſchöner Tag! Wo man hinhorcht, wird Gott geprieſen! Das hat mich ſo erfreut, Praxenia, ich muß heute eine Predigt halten!“ — „Väterchen!“ ſage ich ſtreng, „das wirſt Du bleiben laſſen. Du bringſt es nicht mehr zu Stande, und die Leute lachen nur, wie vor fünf Jahren ... weißt Du noch?!“ — „Ich weiß“, ſagt er, „aber heute wird es beſſer gehen“, und läßt es ſich wirklich nicht ausreden, ſondern geht in die Stube, riegelt ſich ein und läuft da unter lautem Gerede auf und ab, bis die Glocken läuten. Bekümmert gehe ich zur Kirche, und wie er wirklich die Treppe zur Kanzel emporſteigt, denke ich mir: „Steige nur, Väterchen, Du wirſt es bald bedauern, daß Du Deiner Praxenia ungehorſam warſt“. Er aber — nun, Ihr wart ja auch dabei und wißt, wie ſchön er geſprochen hat, ohne zu ſtottern, ohne ſich zu ſchneuzen, ohne ſich hinter dem Ohr zu kratzen — die erbaulichſten Worte, als hätte ſie ihm Gott ſelbſt in den Mund gelegt! Alle waren gerührt, Alle! Und ich, ich gehe alſo ganz ſtolz heim, das Eſſen

anzurichten. Heute, denk' ich, wirſt Du nicht mit ihm zanken, ſelbſt wenn er gleich zum Avrumko geht und erſt Nachts heimkommt. Aber wie ich die Thür öffne, ſitzt er ſchon in ſeiner Stube und die Thränen rinnen ihm wie Bäche über die Wangen. „Ach! Praxenia!" ſchluchzt er, „Gott iſt barmherziger, als ich verdiene, da läßt er mich alten, verſoffenen Lumpen noch ſo eine Freude erleben!" Ich weiß nicht, was ich darauf erwidern ſoll, gehe in die Küche, trage das Eſſen auf und ſtelle die Karaffe mit Schnaps daneben. „Komm, Väterchen!" rufe ich hinein, und er ſetzt ſich auch gehorſam zu Tiſche, rührt aber keinen Biſſen an, ſondern ſtarrt nur ſo vor ſich hin. „So trinke wenigſtens ein Gläschen!" bitte ich. — „Nein!" ſagt er ganz entſchieden. „Nein! Nein!" Da erſchrecke ich ſehr und denke mir gleich: er iſt krank oder ſein Verſtand iſt verwirrt! Und ſo war es auch, Leute! Von Mittag bis in die tiefe Nacht lief er in ſeiner Stube auf und ab und ſprach ſo allerlei heilige Sachen vor ſich hin, und wenn ich fragte: „Was machſt Du, Väterchen?" ſo erwiderte er nur: „Laß mich!" oder: „Die Predigt muß ja fertig werden!" Erſt um neun Uhr flößte ich ihm etwas Suppe ein und brachte ihn zu Bette, was nicht ſchwer war, denn wohl iſt er kaum ſechzig Jahre alt, aber wenn er keinen Schnaps im Leibe hat, könnte ihn ein Kind bewältigen. „Nun ſchlafe!" befahl ich; aber wieder gehorchte er mir nicht, ſondern lag mit offenen glänzenden Augen da und flüſterte immer vor ſich

hin. Und so liegt er noch jetzt — ich fürchte, es geht mit ihm zu Ende!"

Die Männer tröſteten die Klagende, aber als ſie in die Stube traten und ſich über das Lager des Kranken beugten, da erkannten ſie gleichfalls, daß er ſich während dieſer kurzen Friſt erſchrecklich verändert. Das Antlitz war bleicher und ſchmaler geworden, die Furchen tiefer, und die Augen blickten wirr und unheimlich.

Den Taras erkannte er doch ſofort. „Ach! der Richter!" flüſterte er. „Und er war ſiebzig Jahre ein gerechter Richter im Lande! . . . Die Glocken läuten, ich muß predigen gehen . . . Was willſt Du?"

„Ich wollte nach Deinem Befinden fragen und Dich bitten, mir einen Brief vorzuleſen".

„Einen Brief?" fragte der Pope. „Ach ja! der Brief Pauli an die Korinther . . . „Wenn ich mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht" . . . „Die Liebe glaubt Alles und hofft Alles und duldet Alles". . . . Er war wieder in ſeinen Fieberphantaſien.

Unverrichteter Dinge gingen die Männer von dannen. „Es iſt ſeltſam", ſagte Simeon mit trübem Lächeln, „unſer Pope hat bei geſundem Verſtande nie ſo erbauliche Dinge geſprochen, wie jetzt . . . Du meinſt wohl auch, daß er ſterben wird?"

Taras gab keine Antwort. „Ich muß zur Stadt", ſagte er dann, wie aus tiefen Gedanken emporfahrend.

„Was kann in einem Briefe ſtehen? Ich muß mit dem Advocaten ſelbſt ſprechen, ſo raſch als möglich".

Er ſagte es ſo entſchloſſenen Tones, daß ſie ihm nicht zu widerſprechen wagten. Auch Anuſia mußte ihn gewähren laſſen, ſo ſchwer es ihr fiel. „Laß' die Sache ruhen!" bat ſie. „Und wenn Du ſchon ein Opfer bringen willſt, ſo gib der Gemeinde zum Erſatz den Acker, den wir vor zwei Jahren angekauft. Aber wirf doch wenigſtens unſer gutes Geld nicht den Federfuchſern in den Rachen!"

Er umarmte und küßte ſie. „Du biſt ein treffliches Weib", ſagte er, „aber dieſe Sache verſtehſt Du nicht. Es handelt ſich ja nicht blos um das Recht der Gemeinde, ſondern um mein, Dein und der Kinder Loos!"

„Was ſprichſt Du da?" rief ſie angſtvoll. Er aber erwiderte nichts mehr, beſtieg den Schlitten und fuhr zur Kreisſtadt.

Als er am nächſten Tage in das Vorzimmer des Advocaten trat, fuhr Herr Stupka mit einem Angſtſchrei vom Stuhle auf und ſtürzte in das Zimmer ſeines Chefs. „Herr Doctor!" hörte ihn Taras angſtvoll ſtöhnen. „Ein Geſpenſt . . der todte Richter ſteht draußen!"

Lächelnd trat der Advocat ſeinem Beſucher entgegen und begrüßte ihn herzlich. „Ich dachte mir gleich", ſagte er, „daß mein Schreiber übertrieben. Dich hat wohl nur die ſchmerzliche Enttäuſchung einen Augenblick hinge-ſchmettert?"

„Nein!“ erwiderte Taras. „Es war mehr; es war das Bewußtſein, daß dieſes Urtheil auch über meine Zukunft entſcheidet, falls es nicht abgeändert werden kann. Dies zu erfragen, bin ich gekommen. Vielleicht ſteht es in Deinem Briefe, Herr Doctor, ich kann nicht leſen —“

„Im Briefe ſtehen nur die Koſten verzeichnet“, erklärte Dr. Starkowski. „Hundertzwölf Gulden. Ich ſage es nicht, um Dich zu mahnen, Du kannſt die Zahlung nach Bequemlichkeit leiſten. Von einem weiteren Rechtsmittel ſteht nichts darin. Denn zur Fortführung eines Proceſſes pflege ich nur dann zu rathen, wenn Ausſicht auf Erfolg iſt . . .“

„Herr Doctor“, ſagte der Richter langſam, mit tonloſer Stimme, „überlege wohl, was Du ſagſt! Es ſteht viel auf dem Spiele!“

Dieſer Ton und das entſtellte Antlitz des Mannes befremdeten den Anwalt. „Ich kann mich ja irren“, ſagte er. „Aber die Vernehmung, auf die ich große Hoffnungen geſetzt, hat ſchlimmen Erfolg für uns gehabt, obwohl ſie, nach dem Protocoll zu ſchließen, ſehr gewiſſenhaft durchgeführt wurde“.

„Gewiſſenhaft!“ rief Taras und erzählte dann ruhigen, gehaltenen Tones die Scene vor der Schänke und wie man im Dorfe den Kaufpreis nenne, welchen der Mandatar jedem der Lumpe und Schelme für ihren Eid bezahlt. „Hilf mir, Herr, in meiner Noth!“ ſchloß er.

Die schlichten Worte, fast tonlos geflüstert, wirkten auf den Advocaten stärker, als jede Beschwörung. Vielleicht hatte den alten, wackeren Herrn die Ueberzeugung von der Heiligkeit seines Berufes nie vorher so tief ergriffen, als bei der Erzählung dieses Bauers, vielleicht niemals war sein Wunsch heißer, ein Helfer zu werden! Er versprach dem Richter, sofort den Recurs an das Gubernium zu richten und eine nochmalige Vernehmung zu beantragen. „Wohl stünde uns", erklärte er ihm, „noch ein anderes, rascheres Rechtsmittel zu Gebote: Du könntest die Anzeige wegen Meineids erstatten. Aber wenn uns der Wahrheitsbeweis nicht gelingt, so kommst Du als Verleumder selbst in den Kerker. Dieser Gefahr mag ich Dich nicht aussetzen und wähle darum den andern Weg".

„Thue, wie Dir recht scheint!" erwiderte Taras „Ich glaube allen Deinen Worten. Aber was ist das für eine Welt, wo man in den Kerker kommen kann, wenn man die Wahrheit behauptet?! Ist nicht Alles auf Recht und Wahrheit gegründet? Kann die Erde noch bestehen, wenn Lüge und Unrecht siegen?!"

Der Advocat wußte sicherlich die rechte Antwort auf diese Frage, eine traurige, bittere Antwort, aber er wagte sie diesem Manne nicht zu verkünden. So begnügte er sich denn, ihm nochmals treueste Verwendung für die Sache zu versprechen und entwarf wirklich schon am nächsten Tage, von einer Empfindung gedrängt, deren er sich selbst kaum

für fähig gehalten, die Berufung an das Obergericht, während Taras mit seinem Knechte wieder der Heimat zufuhr.

Als die Beiden am Abend in die Nähe des Pruth kamen, vernahmen sie vom Dorfe her das Geläute der Glocken und sahen am Abhang gegen Prinkowce rothen Lichtschein durch den Nebel schimmern. „Feuer!“ rief der Knecht erschreckt und hielt die Rosse an.

Taras spähte hin, dann zog er die Mütze vom Haupte und bekreuzte sich andächtig. „Fahr zu!“ befahl er. „Es ist Fackelglanz vom Friedhofe. Sie begraben unsern Popen!“

So war es auch. Vater Martin war am Morgen verschieden, und schon am Abend betteten sie ihn zur Ruhe, wie dies damals allgemeiner Brauch war in den Bergen. Man vernahm kaum eine Klage an seiner Bahre, wohl nur der Schmerz der Praxenia war ein aufrichtiger. „Ach, Ihr Leute!“ schluchzte sie immer wieder, „an der Predigt ist er gestorben, und nicht, wie der Arzt sagte, an Altersschwäche“. Aber die Bauern glaubten weder dem Arzte, noch der Wirthschafterin, sie hatten ihre eigene Meinung. „Der schlechte Schnaps des Avrumko“, sagten sie, „läßt die Leute nicht alt werden. Würde er gutes, starkes, ungewässertes Getränk ausschänken, wir könnten Alle hundert Jahre leben, gleich unseren Vorvätern“.

Wie gering auch die Trauer um den alten Herrn war, sie lenkte doch die Aufmerksamkeit der Leute von dem

verlorenen Proceſſe ab, und noch lebhafter beſchäftigte alle Gemüther die Frage, welchen Weſens ſein Nachfolger ſein würde. Es war dies wahrlich nicht bloße Neugier; ein Seelſorger jener Landſchaft bedeutet für ſeine Pfarrkinder ein gut Stück ihres Schickſals, und ſie müſſen auch dieſes thatlos erwarten; ein Einfluß auf die Wahl ſteht ihnen nicht zu. Aber die Bewohner von Zulawce hatten nicht lange zu harren und konnten mit der Entſcheidung wohl zufrieden ſein.

Schon nach drei Wochen zog in das verödete Haus ein junger Pope ein, Leo Woronczuk mit Namen, der bis dahin in Borkowka, einem Dörfchen der Ebene, als Vicar gewirkt. Es ſprach ſehr für ihn, daß ihm die Männer von Borkowka fünf Meilen weit das Geleite gaben, bis zur Pruthbrücke, wo ihn Taras an der Spitze der Bauern empfing. Und noch mehr gewann es ihm die Herzen, daß der junge, ſtattliche Mann nicht allein kam, ſondern mit einer blühenden, runden Gattin und drei rothen, dicken Bübchen. Gegen einen ledigen Pfarrer, einen Witwer oder einen Mönch des Baſilianer-Ordens, haben die Bauern in Oſtgalizien immer ein Vorurtheil; ſie meinen, das ſei ein halber Menſch, der Anderer Leid und Glück, Sorgen und Gedeihen nicht recht verſtehen könne. Vater Leo verſtand dies Alles, und nicht blos deshalb, weil er Weib und Kind hatte. Er war kein Ausbund von Gelehrſamkeit, dieſer arme Dorfpfarrer, keine Muſterkarte

aller Tugenden, er war ein Menſch mit menſchlichen Schwächen, aber er hatte ein warmes Herz, und wenn auch der Kreis ſeiner Anſchauungen nicht allzuweit über den ſeiner Bauern hinausreichte, ſo beherrſchte er doch dieſe kleinen, engen Verhältniſſe mit ſcharfem Verſtande. Nur zögernd hatte er die neue Stelle angetreten, dem Zwange der Verhältniſſe gehorchend, weil das kärglich beſoldete Vicariat die wachſende Familie nicht mehr ernähren konnte. Was vielleicht eine höher geartete, eine Apoſtelnatur gelockt hätte: der ſchlimme Ruf, den die Männer von Zulawce in der Ebene hatten, ſchreckte ihn; er fühlte nicht den unwiderſtehlichen Drang, gutzumachen, was Vater Martin verſchuldet; ihm wäre es weit lieber geweſen, wenn er der Führer einer Gemeinde hätte werden können, in welcher nicht ein ſo furchtbares Zeichen ſittlicher Fäulniß ſichtbar geworden, wie es der gemeinſam abgelegte Meineid vieler Menſchen war. Aber nachdem er ſich dem Wunſche ſeiner Vorgeſetzten gefügt, ſtand der eherne Entſchluß in ihm feſt, auch hier ſeine Pflicht zu thun, ohne Rückſicht darauf, daß ſie hier ſchwerer war, als anderwärts.

Vor Allem mühte er ſich, die Aufgabe zu erkennen, die er zu löſen hatte, feſtzuſtellen, wie breit und tief jene ſittliche Verderbniß wurzle. Er that dies ſtill und geräuſchlos, ohne um das Vertrauen der Leute zu buhlen, ohne ihnen eindringlich Himmel und Hölle auszumalen.

Auch seine Predigten waren schlicht, fast alltäglich. „Das könnte ja ein Bauer auch!“ meinten die Zuhörer, weil er auf der Kanzel weder schluchzte, noch donnerte. Aber allmälig erkannten sie doch, daß sich aus diesen prunklosen Reden manches gute Wort mitnehmen ließ, während auch er sich bald zu seiner Freude sagen konnte, daß diese Menschen weitaus besser seien, als ihr Ruf. Denn neben dem Hauptlaster, welches in jener Gegend so allgemein ist, wie Luft und Wasser, der Trunksucht, befleckte sie doch eigentlich nur ihr Hang zu trotziger Gewaltthat. Gewissenlos fand er sie nicht, ihr Rechtsgefühl war ein reges, wenn auch etwas getrübt durch den ungezähmten, egoistischen Instinct des Naturmenschen. Welche Partei im September des Vorjahres den rechten Eid, welche den Meineid abgelegt, war dem Pfarrer bereits nach wenigen Wochen klar, obwohl er es vermied, jeden Einzelnen aufzugreifen und ihm in's Gewissen zu sprechen. Es war freilich nur eben eine moralische Ueberzeugung, gleichwohl war ihm zu Muthe, als könnte er selbst einen Eid darauf ablegen, daß das schwarze Kreuz erst im Sommer 1821 in der Mitte des Gemeinde-Ackers aufgerichtet worden. Aber wie stark auch sein ehrliches Herz die Empörung über den Frevel empfand, der hier geschehen, den doppelten Frevel am Eigenthum und an der Gewissensruhe armer, roher, leicht zu mißleitender Menschen, so dämmte er doch sein Empfinden zurück und verrieth dem

Mandatar mit keinem Worte, mit keiner Miene den tiefen Abscheu, den er gegen ihn empfand. Nicht etwa dem schlauen Eigennutz entsprang diese Zurückhaltung, sondern der klugen Erkenntniß, daß er dem Rechte und dem Frieden in der Gemeinde vorläufig weit mehr nützen konnte, wenn er den rücksichtslosen Schurken durch sein Benehmen zwang, den Schein der Wohlanständigkeit festzuhalten.

In der That ließ sich Herr Hajek täuschen. Er hielt den Popen für einen biederen, aber überaus beschränkten Mann und behandelte ihn danach, indem er ihn mit Schmeicheleien überhäufte, ihm in kleinen Dingen einen vermittelnden Einfluß gönnte. Wenn Vater Leo im Schlosse erschien, um den Aufschub oder die Erleichterung irgend einer Abgabe für die Gemeinde zu erwirken, gab Herr Hajek gerne nach. „Ich habe ja nur immer den Frieden gewollt", betheuerte er. Denn so lange der Proceß währte und damit auch die Gefahr einer neuen Vernehmung, kam es ihm viel darauf an, von dem Popen für einen edelmüthigen Mann gehalten zu werden, dem nicht einmal Härte zuzutrauen war, geschweige denn offene Gewaltthat und Verleitung zum Meineid.

So gewann Taras an dem Popen unvermuthet einen Helfer und allmälig noch mehr: einen ehrlichen Freund. Der verdüsterte Mann hatte auf dieses Glück kaum mehr zu hoffen gewagt und gab sich demselben nur zaghaft hin-

Das Verhältniß zwiſchen den beiden gleich achtungswerthen, aber grundverſchiedenen Männern geſtaltete ſich bei aller Innigkeit ganz eigenthümlich; das letzte, tiefſte Wort blieb unausgeſprochen, weil jedem der Beiden im Grunde doch das volle Verſtändniß für die Eigenart des Anderen fehlte.

Je näher der Pope dem Richter trat, deſto größer war ſeine Freude darüber, daß er auch einem ſolchen Menſchen auf Erden begegnen durfte, ſo ohne Falſch und Makel und eigennützige Regung, nur vom eigenen Rechts- und Pflichtgefühl in ſeinem Handeln geleitet, dem Glauben an eine ſittliche Weltordnung mit grenzenloſem Vertrauen hingegeben. „Das iſt ein echter Chriſt!“ dachte der Pope, aber zuweilen überkam ihn auch, ihm ſelbſt unerklärlich, der ketzeriſche Gedanke: „Dieſer Menſch brauchte nicht einmal den Glauben an ein künftiges Leben, um ſo zu ſein, wie er iſt!“ Zweifelnd ſchwankte er zwiſchen dieſen Gedanken, aber unerſchütterlich blieb ſeine Freude an dem reinen Menſchen und der Wunſch, ihm hilfreich zu ſein. Darum ſuchte er ihm die ſchwere Laſt des Verkehrs mit dem Mandatar nach Kräften zu erleichtern, indem er als Vermittler auftrat, darum ward er nicht müde, die Männer des Dorfes aufzuklären, wie rechtlich ſich allzeit ihr Richter benommen. Es war in der Art, wie der junge Pope für ſeinen älteren Freund eintrat, etwas von der Zärtlichkeit des Vaters für ſein Kind. In der That erſchien ihm Taras oft nur wie ein guter, unverdorbener

Knabe. „Ich würde ihn ganz verſtehen", dachte er, „wenn er erſt vierzehnjährig wäre!" Größer als ſein Wohlwollen war ſein Staunen darüber, wie dieſer Mann noch immer der Welt Lauf und der Menſchen Weſen ſo wenig kannte. Wenigſtens glaubte er dies aus allen ſeinen Handlungen ſchließen zu ſollen, was nun freilich ein Irrthum war. Dem Richter fehlte nicht die Fähigkeit, die Dinge zu ſehen, wie ſie waren, wohl aber die Fähigkeit, dieſe Erkenntniß irgendwie zu nützen. Er gehörte zu den ſeltenen Menſchen, denen vom Schickſal auferlegt iſt, nur dem Zwange ihrer eigenen Natur folgen zu müſſen, zu den Menſchen, welche eben darum durch keine Rieſenhand gebeugt, aber oft mit lächerlich geringer Mühe gebrochen werden können. Trauriges geſchieht oft, Tragiſches ſelten; die wenigen reinen, echten Trauerſpiele, welche das Schickſal auf Erden dichtet, haben ſtets ſolche Menſchen zu Helden . . .

Auch Taras verſtand ſeinen neuen Freund nicht ganz. Er hätte die Stunde, da Leo in's Dorf gekommen, auch dann geſegnet, wenn ihm dieſer fremd geblieben wäre. Denn ſchmerzlicher als die anderen Bauern hatte er die unwürdige Führung des Todten empfunden, weil ſein Inſtinct für das Rechte und Gute ſchärfer war. Er wußte, daß mancher Pope der Landſchaft ſeine Pflichten nicht beſſer erfüllte, als der ſelige Martin, gleichwohl empfand es ſein Herz als etwas Entſetzliches, daß der Richter eines Dorfes aus Ehrfurcht für die Heiligkeit des Eides eine Ermahnung des

Seelsorgers hatte vereiteln müssen! Nun war mindestens diese Last von ihm genommen, im Pfarrhofe saß ein verständiger, pflichteifriger Mann, und als sich dieser Wackere ihm zudem in Wort und That herzlich erwies, da steigerte sich sein Dank zu grenzenloser Ergebenheit. Aber auch er empfand trotz alledem ein leises Staunen über des Andern Art. Wenn der Pope einen verlotterten Menschen vermahnte, so pflegte er ihm stets nur einen bestimmten Fehler vorzurücken: „Du bist in Allem ein braver Mann; aber Du vergeudest Dein Gut beim Avrumko; lege dies ab!“ Das ist ja eine Lüge, dachte Taras, der Mensch ist noch durch viele andere Laster befleckt, der Pope weiß es so genau, wie ich; darf ein Mann lügen, wenn auch um eines guten Zweckes willen?! Schlichtete Vater Leo einen Streit zweier Hausväter, so legte er Beiden eindringlich das Wort der Bergpredigt an's Herz: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen!“ Er mühte sich, einen Vergleich zu ermöglichen, auch wenn der Eine der Streitenden nur aus Irrthum oder gar aus bösem Willen des Andern Gut begehrte; darf ein Mann, fragte sich Taras, Unrecht herbeiführen, wenngleich in reinster Absicht? Wollte der Pope von dem Mandatar eine Begünstigung für die Gemeinde erlangen, so hörte er nicht blos geduldig das reiche Selbstlob des Schurken an, sondern fügte noch gern ein Wort aus Eigenem hinzu; darf man aus Barmherzigkeit heucheln? fragte sich der Richter. Und als

ſie eines Tages von einem ſolchen ſchweren Gange heimkehrten, da trat ihm dieſe lang und bang im Herzen gehegte Frage laut auf die Lippen.

Der Pope lächelte. „Es ſteht", erwiderte er, „im Evangelium geſchrieben: „Seid klug wie die Schlange".

„Und ohne Falſch, wie die Taube!" rief Taras, „das ſteht dort gleichfalls geſchrieben!"

„Gewiß!" ſagte der Pope, „und ich handle danach. Falſch iſt, wer einen Andern trügt, um ihn zu ſchädigen! Das thue ich niemals; ſtets will ich das Gute fördern, das Schlimme bekämpfen; aber weil ich leider nicht mit Engeln zu thun habe, ſondern mit Menſchen, ſo wende ich eben menſchliche Mittel an".

Taras ſchüttelte den Kopf. „So wäre Trug", ſagte er, „doch zuweilen ein erlaubtes Mittel, einer guten Sache zu nützen?"

„Niemals!" erwiderte der Pope. „Aber wenn ich einen Schlechten dadurch vom Böſen abhalte, zum Guten wende, daß ich ihn nicht verachtungsvoll, ſondern freundlich behandle, ſo ſchädige ich ihn nicht, noch trüge ich ihn — im Gegentheil, ich nütze ihm!"

Der Richter ging lange ſchweigend neben dem Freunde her, dann ſagte er leiſe, aber feſt: „Verzeih', Trug bleibt Trug! Ich verſtehe Dich nicht!"

„Leider!" erwiderte der Pope und blickte voll zärtlichen Mitleids zu dem Rieſen empor . . „Das große Kind!"

dachte er. Aber welche Schatten ſchon damals über dem Manne lagen, das wußte auch Leo nicht. Nur zuweilen überkam ihn die Ahnung, daß dieſes kindlich reine Herz hilflos im Banne dunkler Gewalten liege. Er ſchloß es aus äußeren Zeichen: Taras lächelte ſelten, verſank, wenn er ſich unbeachtet glaubte, in ſtarres Brüten, und in ſein kräftiges Antlitz gruben ſich früh die Furchen der Sorge. Auch kam zuweilen Anuſia in's Pfarrhaus und klagte da ihr Leid: „Er ſchläft kaum mehr, grämt ſich bei Tag und Nacht und kommt um die Kräfte".

„Aber was kann es ſein?" fragte der Pope.

„Nun, der verdammte Proceß!" ſchluchzte das leidenſchaftliche Weib und ballte die Fäuſte: „Ich wollte, ich könnte den Mandatar erwürgen und des Kaiſers Schreiber dazu!"

Der Pope verwies ihr die Rede, hielt auch ihre Vermuthung für irrig. „Der Proceß kann es nicht ſein" ſagte er. „Taras ſpricht ruhig darüber und hofft mit Zuverſicht auf ein günſtiges Urtheil des Guberniums. Was ihn bedrückt, kann nur das getrübte Verhältniß zum Mandatar und der Gemeinde ſein, und dieſes beſſert ſich jetzt zuſehends — durch mein Zuthun", fügte er mit einigem Selbſtgefühl hinzu.

Der brave Mann ahnte nicht, daß er dem Freunde nur eine äußerliche Laſt erleichterte, jene, die dieſem gleichſam nur auf den Schultern lag und die er ohnehin hätte

ertragen können, während dem ſtillen Dulder eine andere, ſchwerere Laſt ſchier das Herz abdrückte. Denn Taras ſchwieg gegen Jedermann, auch gegen ſeinen Seelenhirten, weil er wohl fühlte, daß der Widerſtreit ihrer Naturen eine Verſtändigung über tiefgeheimſte Empfindungen unmöglich mache. „Er würde traurig werden", dachte er, „traurig und zornig, aber überreden könnte er mich nicht. Das könnte überhaupt kein Menſch, vielleicht nicht einmal Gott. Denn wenn er ruhig zuſieht, wie auf Erden Unrecht geſchieht, dann muß er auch die Folgen geſchehen laſſen!"

Es ſtand ſchon damals ſchlimm um Taras, ſehr ſchlimm. Er war äußerlich ruhig geworden, aber der furchtbare Gedanke, der ihn bei der Verkündigung jenes Urtheils ſo faſſungslos niedergeworfen, blieb in ihm lebendig. Dieſer Gedanke wuchs nicht an in den langen, ſchweren Monden, die nun folgten, aber er minderte ſich auch nicht. Während er ſo Tag um Tag ſeine Pflicht erfüllte und des Beſcheides aus Lemberg harrte, war ihm zu Muthe wie einem Wanderer, der in dumpfer Gewitterſchwüle über die endloſe Haide zieht. Bleiern und unbewegt iſt die Luft, dicht hangen die ſchweren, dunklen Wolken hernieder, bange ſchreitet der Wanderer durch die unheimliche Oede, dem losbrechenden Wetter, dem tödtlichen Blitzſtrahl entgegen. Nirgendwo ein ſchützendes Obdach, er muß durch die Schwüle weiter haſten, vielleicht dem Tode zu — ſeine einzige Hoffnung iſt, daß ſich urplötzlich der Oſtwind erhebe und die Wolken verjage . .

Aber wie ſoll er auf dieſen rettenden Windſtoß hoffen, während die heiße, ſtille Luft ſich ermattend um ſeine Glieder ſchmiegt und die Wolken ewig drohend zu ſeinen Häupten ſtehen?! So zieht er gebeugten Hauptes ſeinen Pfad, müde, hoffnungslos, der Gefahr entgegen . . .

Sechſtes Capitel.

Der Herbſt war gekommen, wieder nur ein kühler, unfreundlicher Herbſt. Taras hatte geduldig ausgeharrt; aber ihm bangte es vor ſich ſelbſt, wenn er daran dachte, auch die troſtloſe Dämmerzeit des Winters in dieſem ſtumpfen Hinbrüten zubringen zu müſſen. So begab er ſich denn zum Popen und bat ihn, in ſeinem Namen eine Anfrage an den Anwalt zu ſchreiben.

Vater Leo blickte ihn prüfend an; das Antlitz des Mannes war ruhig. „Du denkſt zu viel an den Proceß!“ ſagte er gleichwohl.

„Nicht mehr, als nöthig“, erwiderte Taras. „Was etwa darüber zu grübeln war, habe ich mir bereits ausgedacht“.

Der Pope ſchrieb den Brief; die Antwort kam nach einer Woche. Er habe, theilte der Advocat mit, bereits im Auguſt um Beſchleunigung des Verfahrens, insbeſondere um Anordnung der neuen Vernehmung gebeten. Eine Antwort ſei bisher nicht erfolgt.

Taras ſeufzte tief auf, als ihm der Pope dieſen Brief mittheilte. „Das wird ein harter Winter werden", klagte er leiſe.

Der Pope nahm die Worte nicht ſchwer. „Deine Pflicht haſt Du gethan", ſagte er, „das muß Dich tröſten".

„Tröſten kann es nicht", erwiderte Taras, „aber ſtark machen. Wer ſeine Pflicht zu thun begonnen, muß ſie auch ferner erfüllen, bis an's Ende".

Es wurde wirklich ein harter Winter für den Harrenden, aber je ſchwerer die Laſt auf ſeiner Seele wuchtete, deſto ſorgſamer ſchien er ſie den Anderen verbergen zu wollen. „Er ſeufzt nicht mehr vor ſich hin", erzählte Anuſia erfreut ihrer dicken, behäbigen Freundin, der Frau Popadja. „Auch findet er jetzt Gefallen an einem Vergnügen, dem er bisher ſelten nachgegangen iſt: er iſt ein eifriger Jäger geworden!"

In der That ſtrich Taras in jenem Winter wochenlang in den Bergen umher, den Bären zu erlegen. Allerdings wußten jene drei Burſche, die ihn regelmäßig begleiteten, weil ſie in faſt abgöttiſcher Liebe an ihm hingen, die beiden Söhne ſeines greiſen Freundes Simeon, Hritzko und Giorgi Pomenko, dann jener Jüngling, deſſen Bruder auf dem ſtrittigen Acker erſchoſſen worden, Waſſilj Soklewicz, wenig von beſonderer Luſtigkeit des Richters zu erzählen. „Er iſt im Walde noch viel ſchweigſamer, als im Dorfe", berichteten ſie, und die Jagd ſcheint ihm

nur deshalb Vergnügen zu machen, weil er ein trefflicher Schütze ist. Er freut sich nicht an dem lustigen Leben unter den Tannen, nicht an der Aufregung, wenn das Thier getrieben wird, sondern nur an dem guten Schuß, mit dem er es niederstreckt".

Noch war dieser Winter nicht zu Ende und Taras eben wieder auf der Jagd im Bergwald, als eines Tages, im März 1838, dem Popen ein dickes Schreiben aus der Kreisstadt zukam. Es kam vom Advocaten und enthielt außer dem Urtheil des Guberniums einen Brief an Vater Leo. „Ich wende mich", schrieb Dr. Starkowski, „an Sie, hochwürdiger Herr, weil ich aus Ihrem Schreiben im vorigen Herbste entnommen habe, daß auch Sie für den Richter Barabola lebhafte Sympathie empfinden. Theilen Sie ihm den Inhalt des beifolgenden Urtheils schonend mit. Wie ich den Mann kenne, wird er gebrochen zusammensinken und für lange verstört bleiben. Die Rechtsmittel sind erschöpft, der Advocat ist mit seiner Weisheit zu Ende, nun hat der Seelsorger seine schöne Pflicht zu erfüllen".

Der Pope gerieth in Erregung, und diese steigerte sich, als er von Simeon erfuhr, wie tief Taras durch das erste Urtheil gebeugt worden. „Das arme, große Kind", seufzte er, „es wird wohl ernstlich krank werden".

So trat er denn, nachdem Taras von der Jagd zurückgekehrt, betrübt vor den Freund hin und suchte ihn durch eine lange, salbungsvolle Rede auf die schlimme

Kunde vorzubreiten. Aber Taras benahm sich anders, als der Pope gefürchtet. Er wurde bleich, die drohende Furche zwischen den Brauen trat deutlicher hervor, doch zitterte seine Stimme kaum, als er fragte: „Das Gubernium hat also gleichfalls die Klage abgewiesen?!“

„Ja!“ sagte Vater Leo kleinlaut. „Aber Du darfst es Dir nicht zu Herzen nehmen, Du hast ja redlich“ —

„Was steht im Urtheil?“ unterbrach ihn Taras ruhig wie früher, nur daß er sich fester auf den Tisch stützte, neben dem er stand.

Der Pope zog das Schriftstück hervor, verlas und erläuterte es. Das Gubernium lehnte eine neue Vernehmung ab, weil kein Grund hiezu vorliege; wie aus dem Protokolle ersichtlich, sei die erste in aller Form Rechtens erfolgt. Im Uebrigen wiederholte es die Gründe des Kreisamtes und bestätigte dessen Entscheidung.

Taras horchte bis zum letzten Worte mit derselben starren Miene. „Ich danke Dir!“ sagte er dann tonlos. „Aber nun laß' mich allein. Auch Du, Anusia. Ich muß das Weitere überlegen“.

„Was willst Du noch darüber grübeln?“ wendete Vater Leo schüchtern ein. „Der Anwalt schreibt mir, daß alle Rechtsmittel erschöpft sind. Beuge Dich dem Rathschlusse Gottes!“

„Davon später“, erwiderte Taras mit einem Lächeln, welches den Popen tief erschreckte. „Du sollst um deine

Predigt nicht kommen! Aber nicht jetzt . . . nicht jetzt!“ wiederholte er heftig.

Unschlüssig blieb Leo stehen. Da kam ihm Anusia zu Hilfe. Schluchzend war sie bisher auf der Ofenbank gesessen, nun richtete sie sich auf. „Bleib', Pope“, flehte sie und ergriff des Gatten Hand. „Mann!“ rief sie schrill. „Tobe, jammere, prügle den Schurken im Schlosse blau und gelb, wenn es Dir das Herz erleichtert, aber verbirg Deine Wuth nicht in Dir! Sei nicht so ruhig, Mann — ich sterbe vor Angst! Ich weiß, warum Du uns aus der Stube schickst. Du willst Dir ein Leid anthun!“

„Nein!“ betheuerte Taras feierlich. „So wahr mir Gott gnädig sei!“ Dann ließ er die Hand sinken und um seinen Mund spielte wieder jenes furchtbare Lächeln. „Beruhige Dich, Weib! Nie habe ich meinen gesunden Leib nöthiger gehabt, als jetzt!“

Sie mußten ihm den Willen thun und die Stube verlassen; angstvoll lauschend blieben sie vor der geschlossenen Thür stehen. Sie hofften, daß er nun sein bedrängtes Herz durch Klagen erleichtern werde. Aber was sie vernahmen, war nur der Hall seiner festen, ruhigen Schritte. Endlich verstummte auch dieser, und es wurde still in der Stube.

„Komm!“ flehte das Weib und führte den Popen zu einem Fensterchen hin, von dem sie den Raum übersehen konnten. Taras saß auf der Ofenbank, die Arme auf die

Kniee geſtützt, das Antlitz in die Hände vergraben. Er regte ſich nicht. „Laſſen wir ihn ungeſtört!“ rieth Vater Leo. „Er hat ein ſtarkes Herz und wird es überwinden“.

Aber das Weib ließ nicht von ihrem Poſten am Fenſter. „Ich traue ihm nicht“, flüſterte ſie unter heißen Thränen. „Er iſt ja ſonſt wie ein Kind und ſagt Jedem, was er auf dem Herzen hat. Und nun ſchweigt er ſogar gegen uns!“

Wieder verſuchte es der Pope, ſie zu tröſten. Aber es gelang ihm ſchlecht, auch ſein Herz war ja bekümmert genug. Endlich ging er fort, in die Nachbarſchaft, einen Kranken zu beſuchen. Aber ſchon nach einer Stunde war er wieder zur Stelle.

Annſia war von dem Fenſterchen nicht gewichen. „Er hat ſich nur einmal geregt“, erzählte ſie, „und da war er unheimlich anzuſchauen. Wie ich ſo athemlos lauſche, vernehme ich plötzlich ein leiſes Geräuſch, und als ich mir die Thränen aus den Augen wiſche, um beſſer zu ſehen, gewahre ich, wie er ſich langſam aufrichtet und die Schwurfinger der Rechten gegen Himmel erhebt. Sein Antlitz iſt ſtarr, während er dies thut, ganz ſtarr, aber aus den Augen brechen ihm ſchwere Thränen und rollen über die Wangen hinab . . . Ach, Hochwürdiger, es muß ein ſehr finſterer Eid geweſen ſein, den er da ſich ſelbſt geſchworen hat. . . Und nun ſitzt er wieder regungslos und ſtarrt vor ſich hin . . .“

„Das thut nicht gut!“ murmelte der Pope, öffnete geräuſchvoll die Thür und trat ein. Er war entſchloſſen, nicht zu weichen, wenn ihn Taras etwa mit heftigem Worte hinwegweiſen würde. Aber auch diesmal kam es anders, als er geglaubt.

Der Richter erhob ſich und trat ihm mit ruhigem, faſt heiterem Antlitz entgegen. „Du haſt Recht, Hochwürdiger“, ſagte er. „Alles Grübeln nützt nichts! Wie habe ich mir eben meinen armen Kopf zerquält, und bin doch nicht klüger, als ich ſchon vor einem Jahre war!... Nur um Eins möchte ich Dich noch fragen: der Advocat ſchreibt, daß die Rechtsmittel erſchöpft ſind? Es ſteht ganz deutlich im Briefe?“

„Ganz deutlich!“

„Und doch muß es ein Irrthum ſein! In meinem Heimathsdorfe Ridowa führte mein Vormund, der Richter, durch fünf Jahre einen Erbſchaftsproceß mit ſeinem Vetter. Das Kreisamt ſprach ihm die Felder zu, das Gubernium dem Gegner. Da wendete ſich mein Vormund an ein beſonders heiliges Gericht in Wien und erwirkte ſein Recht. Es muß alſo dort Richter geben, welche noch mächtiger ſind, als die in Lemberg“.

„Taras“, mahnte Anuſia, „Du wirſt doch nicht in Wien einen Proceß führen wollen?! Bedenke die Koſten!“

„Weib“, erwiderte er, „wüßteſt Du, wie die Sache ſteht, Du würdeſt mich auf den Knieen anflehen, den Proceß

in Wien zu führen, auch wenn wir dadurch zu Bettlern würden. Aber es ist fraglich, ob ich es kann. Der Advocat ist ehrlich und tüchtig, warum sollte er eine Lüge schreiben?! Gleichviel, ich werde ihn mündlich darüber befragen".

Er konnte die Reise nicht sofort antreten, weil vorher die Frühlingsrobot der Gemeinde mit dem Mandatar zu vereinbaren war. Das ging nicht so glatt wie im Herbste, denn Herr Hajek hatte jetzt keine Untersuchung mehr zu befürchten und zeigte daher sein richtiges Antlitz. Nun war auch Vater Leo nicht mehr „ein Salomo an Weisheit", sondern ein „sonderbarer Herr, der immer der Bauern Sache führt". Nur unter schweren Opfern gelang endlich die Vereinbarung und Taras konnte nach der Kreisstadt fahren. In seinem Ledergurt führte er den ganzen Barschatz seiner Truhe mit: alle Thaler und Ducaten, die er von dem alten Iwan ererbt oder selbst zusammengespart.

Als er in die Kanzlei trat, erschrak der aufgeklärte Herr Stupka nicht mehr, wohl aber diesmal der Anwalt selbst. „Mann!" rief er, „du bist ja um zehn Jahre gealtert! Ist es nur der Kummer um den Proceß? Bedenke, Du bist nicht blos Richter, der für sein Dorf einzutreten hat, sondern auch Gatte und Vater!"

„Es war ein böses Jahr", erwiderte Taras. „Aber Herr Doctor, ich will Dich nicht durch Klagen beläſtigen,

ſondern zwei Geſchäfte abthun. Zum Erſten, was bin ich Dir ſchuldig?"

Der Anwalt ſchlug eines ſeiner Bücher auf und nannte die Summe, es waren an zweihundertfünfzig Gulden. „Der Advocat des Grafen", bemerkte er zur Entſchuldigung, „hat ſeine Rechnung hoch geſtellt".

„Daran liegt nicht viel!" erwiderte Taras gleichmüthig, griff in ſeinen Gurt und zählte die Summe auf den Tiſch. „Und nun das Zweite! Du haſt unſerem hochwürdigen Herrn Woronczuk geſchrieben, daß nichts mehr in der Sache zu machen iſt. Gibt es denn nicht in Wien höhere Richter?"

„Für dieſe Sache nicht", erklärte Dr. Starkowski. „Es gibt einen Oberſten Gerichtsſenat in Wien, aber er darf nur angerufen werden, wenn Kreisamt und Gubernium verſchiedene Entſcheidungen gefällt haben!"

„Das iſt ſchlimm! Doch haſt Du ja im vorigen Jahre noch ein anderes Mittel erwähnt, die Anzeige wegen Meineids?"

„Dazu rieth ich damals nicht", erwiderte der Anwalt eifrig, „und möchte Dich auch heute beſchwören, davon zu laſſen. Sieh', freiwillig wird Niemand ſein Verbrechen eingeſtehen, und nur einigen Wenigen wirſt Du durch ihre unvorſichtigen Aeußerungen beweiſen können, daß ſie einen falſchen Schwur gethan. Dieſe drei oder vier Leute, wahrſcheinlich die Aermſten und Verächtlichſten im Dorfe,

werden in den Kerker wandern. Du aber wirſt als Verläumder mit ihnen gehen müſſen, dafür werden die Anderen ſorgen, bei denen Dir der Beweis nicht gelungen. Und der Acker wird ſchließlich natürlich doch dem Grafen Borecki bleiben".

„Dann will ich nicht weiter daran denken", erwiderte Taras. „Ich heiſche nicht Rache, ſondern mein Recht". Er gab ſich offenbar übermenſchliche Mühe, um gefaßt zu bleiben. Gleichwohl löſten ſich die nächſten Worte nur noch ſtammelnd von ſeinen Lippen: „Alſo gibt es — keine — Hilfe mehr?"

„Keine! Höchſtens etwa die Gnade des Kaiſers! Aber —"

„Des Kaiſers!" fiel ihm der Bauer jubelnd in's Wort und richtete ſich hoch auf. So jäh war der Uebergang von der tiefſten Verzweiflung zur freudigſten Zuverſicht, daß der Mann wankte, als hätte er plötzlich einen berauſchenden Trank genoſſen. „Des Kaiſers!" wiederholte er jauchzend.

„Hm!" meinte der Advocat, „eigentlich — hm! — der Kaiſer —"

Aber Taras achtete nicht darauf. „O Herr!" rief er und wehrte den Freudenthränen nicht, die jäh aus ſeinen Augen brachen und ihm die Wangen netzten. „Da nennen mich die Leute einen geſcheidten Mann und ich war ſolch' ein Thor! Wie habe ich mich gequält und gehärmt, und

Alles um ein Nichts! Ich habe an den Herrn Kaiſer gedacht, ſo lange keine Gefahr war, aber als nun die Wolken aufzogen, da vergaß ich, daß ja doch die Sonne hinter ihnen ſteht, und zürnte ihr, daß ſie nicht ſcheine. Ja, ſo thöricht war ich, dem Herrn Kaiſer zu zürnen um ſeiner Schreiber willen! Aber jetzt habe ich meinen Verſtand wieder. Der Herr Kaiſer muß ja helfen, ſobald er nur davon erfährt — es iſt ja ſeine Pflicht, die ihm von Gott auferlegt iſt! Seine Schreiber mögen irren, er aber wird die Wahrheit erkennen, ſeine Schreiber mögen nach Laune urtheilen, er aber iſt gerecht und verſteht Alles.... Ach, Herr, verzeihe, wenn ich tobe wie ein Trunkener und weine wie ein Kind! Aber wenn Du wüßteſt, wie mir zu Muthe war, als ich vorhin vor Dir ſtand und vernahm daß keine Hilfe mehr ſei! ... Doch, Gott ſei gelobt, es iſt Dir noch rechtzeitig eingefallen, rechtzeitig, Herr! Denn wenn Du etwa erſt eine Woche ſpäter auf dieſen Gedanken gekommen und mir ihn durch einen Brief mitgetheilt hätteſt — es wäre zu ſpät geweſen!“

„Warum?“ fragte der Advocat erſtaunt.

„Frage nicht, Herr“, rief Taras und wiſchte ſich die Thränen von den Wangen. „Ich ſelbſt will es vergeſſen, als wäre Alles ein wüſter Traum geweſen. Welch' ein Thor war ich! Die finſterſten Gedanken habe ich ausgebrütet, und gerade auf jene Hilfe bin ich nicht gekommen, die ſo nahe liegt, wie das Gebet! Denn wer iſt uns am

nächſten? Gott und der Herr Kaiſer! Gott iſt überall und hört unſer Flehen, aber weil er nicht jeden Augenblick mit eigenem Arm hinabgreifen will auf die Erde, hat er einem erhabenen Menſchen die Macht gegeben, an ſeiner ſtatt zu richten und zu helfen. Freilich kann man den Herrn Kaiſer nicht überall anrufen, wie Gott, man muß nach Wien gehen und ihm die Sache erzählen. Das will ich auch thun, Herr, und damit er nochmals Alles gut überleſen kann, wirſt Du mir eine Schrift aufſetzen!"

So ſchluchzte und jubelte der Bauer, wirr, faſſungslos, und bückte ſich nach der Hand des Advocaten, um dieſe zu küſſen. Haſtig wich der alte Herr zurück und trat an's Fenſter; er war in großer Erregung und Rathloſigkeit. Faſt gedankenlos hatte er des Kaiſers erwähnt, nur um eben etwas zu ſagen, und war nun tief erſchreckt und erſchüttert durch die Wirkung dieſes einzigen Wortes. Denn daß ein Majeſtätsgeſuch keinen Erfolg haben werde, haben könne, war ihm klar. Wohl ſtand ſeine Ueberzeugung feſt, daß den Bauern ſchweres Unrecht geſchehen, aber wie ſollte dies der Kaiſer erkennen und entſcheiden?! Jeder Heller, den der Richter auf die Reiſe verwendete, jede Minute Zeit war nutzlos geopfert! „Es darf nicht ſein", dachte er, „ich muß es ihm ausreden". Aber da fiel ihm die Erwägung auf's Herz, ob es nicht eine ſchwerere Verſündigung ſei, dem armen Manne die letzte Hoffnung zu rauben, an die er ſich noch klammerte. Wenn er ſich jene Worte

in's Gedächtniß zurückrief, welche Taras vor Jahresfrist gesprochen, und das heutige Bekenntniß dazu, dann ahnte er zwar noch immer nicht, welcher verzweifelte Entschluß in dieser verdüsterten Seele reif geworden war, er verstand es nur so, daß Taras nun mit Gewalt den Acker für die Gemeinde zurückerobern wolle, aber auch dies war schlimm genug, um mit aller Macht verhütet zu werden!

Nur einen Ausweg ersah er sich in diesem Widerstreit der Empfindungen. „Höre, Taras", sagte er nach einer Weile, „so wollen wir uns denn an den Kaiser wenden! Ich schreibe Dir das Gesuch und schicke es nach Wien. Du aber kehre ruhig in Dein Dorf zurück. Du darfst Dich Deinem Amte, Deiner Wirthschaft, Deiner Familie nicht so lange entziehen. Auch wäre es überflüssige Mühe. Der Kaiser wird schon aus der Schrift erkennen, um was es sich handelt, und danach entscheiden!" Damit ist Zeit gewonnen, dachte er, der erregte Mann beruhigt sich und vernimmt dann nach Jahren den abschlägigen Bescheid fast gleichgiltig.

Aber er hatte die kluge Rechnung gemacht, ohne das Wesen dieses Mannes zu erwägen. „Nein", erwiderte Taras mit eiserner Festigkeit. „In Allem will ich Deinem Rathe folgen, aber darin nicht. Mein und der Meinen Loos steht auf dem Spiele, da verlasse ich mich auf keinen Zufall. Ich selbst gehe nach Wien, spreche mit dem Herrn Kaiser und überreiche ihm die Schrift".

„Aber, ſo bedenke doch nur!“ bat der Anwalt. „Welcher Zufall iſt da zu befürchten? Ich ſchicke das Schreiben mit der Poſt nach Wien und laſſe es durch einen verläßlichen Mann überreichen . . .“

„Das iſt es eben“, fiel ihm Taras in's Wort. „Der Brief kann auf der Poſt verloren gehen. Oder der Wagen wird von Räubern überfallen. Oder Dein Freund in Wien iſt ſchon todt. Aber wenn dies Alles nicht wäre, wird Dein Freund ſo für mich reden, wie ich ſelbſt?! Er wird aus Gefälligkeit für Dich dem Herrn Kaiſer ſo einige Worte ſagen, aber meine Sache kann nur ich gut vertreten!“

„Aber Kaiſer Ferdinand ſpricht ja nicht Ruthenisch!“ rief der Anwalt.

„Das iſt nicht wahr!“ erwiderte Taras. „Das heißt: verzeih', es muß Dich eben irgend ein Wicht angelogen haben. Denn daß der Herr Kaiſer unſere Sprache verſteht, lehrt ja ſchon die Vernunft, darüber braucht man ja gar keine beſondere Nachricht. Der Herr Kaiſer iſt ein Vater ſeiner Völker, wir Ruthenen gehören dazu — wie ſollte ein Vater die Sprache ſeiner Kinder nicht verſtehen? . . . Alſo, es bleibt dabei, ich gehe nach Wien. Habe die Güte, die Eingabe zu ſchreiben, in einer Woche bin ich wieder hier und nehme ſie mit. Denn ſo lange wird es wol dauern, bis ich meine Angelegenheiten daheim geordnet habe“.

Dabei blieb er, trotz allen Zuredens. Und als er, nach Zulawce heimgekehrt, seinen Entschluß verkündete, da blieben auch alle Einwendungen seines Weibes und des Popen fruchtlos. Beide jubelten über die sichtliche Wandlung, die sich mit Taras begeben, aber Beide stemmten sich mit gleicher Kraft gegen seinen Plan, wenn auch aus verschiedenen Gründen. Anusia zweifelte nicht daran, daß der Herr Kaiser helfen würde, aber die Reise nach Wien schien ihr kaum minder abenteuerlich und gefährlich, als etwa eine Reise in's Jenseits. „Was kann da Alles geschehen?“ klagte sie der Frau Popadja. „Man wird von Räubern erschlagen, oder verhungert in der Einöde, oder man geräth unter Zauberer und vergißt der Heimkehr. Aber selbst wenn dies Alles nicht wäre, auf einer so ungeheuren Reise kann ja ein Mensch auf der Straße verloren gehen und weiß selbst nicht, wie . . .“ Vater Leo war nun freilich nicht ganz derselben Ansicht, obgleich auch er sich die Gefahren einer solchen Reise schreckhaft genug ausmalte, aber hauptsächlich befürchtete er, daß sie fruchtlos sein werde. „Der Kaiser“, sagte er dem Freunde, „kann beim besten Willen nicht nach Zulawce kommen, um zu untersuchen, wann das schwarze Kreuz aufgerichtet worden. Er kann also höchstens seine Beamten fragen, wie die Sache steht, und die werden doch nicht eingestehen wollen, daß sie aus Lässigkeit schweres Unrecht geübt“.

Aber Taras hatte auf Alles eine Antwort. „Du

fürchteſt Dich weniger vor Zauberern", erwiderte er der Anuſia, „als vor Zauberinnen!" Und dem Popen ſagte er: „Du biſt ein kluger und gelehrter Herr, aber was ein Kaiſer Alles kann, wirſt Du doch nicht ſo genau wiſſen".

Am nächſten Sonntag berief er die Verſammlung der Männer. „Meine eigene Wirthſchaft", erklärte er ihnen, „habe ich meinem Freunde Simeon anvertraut. Er hat ſich erboten, mich auch in meinen Pflichten als Richter zu vertreten. Das kann ich nicht annehmen, die Gemeinde darf nicht ſo lange verwaiſt bleiben. Ich lege mein Amt nieder und rathe Euch, Simeon zum Richter zu wählen".

Seine Freunde widerſprachen, am eifrigſten Simeon ſelbſt. Da jedoch Taras auf ſeinem Beſchluſſe beharrte und auch ſeine Gegner nicht unthätig blieben, ſo nahm die Gemeinde ſeine Entſagung mit großer Mehrheit an und wählte Simeon zum Richter. Aber dieſer erklärte ausdrücklich, das Amt nur bis zur Rückkehr des Freundes führen zu wollen.

Wenige Tage ſpäter ſtand Taras wieder vor dem Advocaten. Dieſer übergab ihm das Geſuch und einen Brief dazu. „Erfrage vor Allem dieſen Herrn", rieth er, „er iſt Beamter in Wien, ein Landsmann und mein Freund".

„Gern", erwiderte Taras, „ſonſt hätte ich zuerſt des Kaiſers Haus aufgeſucht. Das kann mir ſicherlich jedes Kind in Wien zeigen".

„Aber die Kinder in Wien ſprechen doch nicht Ruthenisch!“ rief der Anwalt, und ſeufzend fügte er hinzu: „Ach, Mann, wie wird es Dir ergehen!“

„Mir iſt nicht bange, Herr!“ erwiderte Taras feierlich. „Wer den Weg des Rechtes wandelt, muß doch ſchließlich ſein Ziel erreichen“.

Siebentes Capitel.

Das hatte ſich in den erſten Apriltagen begeben. Taras war von ſeiner Gattin mit dem Verſprechen geſchieden, ihr ſo oft als möglich Kunde von ſeiner Reiſe zu ſenden und in der erſten Zeit hielt er ſeine Zuſage getreulich ein. Schon drei Wochen nach ſeiner Abreiſe kam ein Brief aus Lemberg, von einem Dorfſohne geſchrieben, Konſtantin Turenko, der es im Regimente Herzog von Naſſau bis zum Korporal gebracht. „Weil mein Freund Taras", ſchrieb dieſer militäriſche Würdenträger herablaſſend, „nicht ſchreiben kann, während ich dies ſo gut verſtehe, wie ein Hauptmann, ſo gebe ich Euch zu wiſſen, daß er geſund hier angelangt iſt. Die Stadt habe ich ihm gezeigt, was ihm zur großen Freude war. Der Kaſia und meinen Eltern könnt Ihr ſagen, daß ich noch vor der Ernte auf Urlaub heimkomme; ſie werden ſtolz auf mich ſein!" Dann langte im Mai ein Brief aus Krakau ein, von der Hand eines Kirchenſängers, welcher eigentlich auch nur zu vermelden wußte, daß Taras glücklich dort angekommen. Denn wohl fügte der Künſtler

hinzu, daß der Reisende Geld benöthige und die Zusendung unter seiner Adresse wünsche, aber auf diesen Beisatz legte der Pope mit Recht keinen Werth. Das war die zweite, aber auch letzte Nachricht, welche sie im Dorfe von dem Fernen empfingen.

Bis in den Hochsommer hinein harrten sie ohne Angst. „Wien ist weit", tröstete der Pope die Anusia wie sich selbst, „und man findet dort nicht täglich einen Mann, der Ruthenisch versteht und dabei gewillt ist, für einen Bauer Schreiberdienste zu thun". Als jedoch die Erntezeit herankam und verstrich, ohne ein Lebenszeichen zu bringen, da wurde auch er unruhig und wußte der Geängstigten die Sorgen nicht mehr so kräftig auszureden wie bisher. Täglich kam sie in das Pfarrhaus, die Träume der verwichenen Nacht zu erzählen, von denen immer einer schrecklicher war, als der andere. Das tröstlichste Traumbild war es noch, wenn sie ihren Taras zwar in den Armen einer schönen Ungarin sah, aber doch wenigstens lebendig; zuweilen jedoch, versicherte sie, sehe sie ihn verhungernd an der Landstraße sitzen und am häufigsten todt unter einem Baume liegen. Mit der schönen Ungarin konnte Vater Leo fertig werden, wenn er darauf hinwies, daß der Weg des Taras nicht durch Ungarn führe; auch gegen das Verhungern waren die zweihundert Gulden, die dieser mitgenommen, beweiskräftig genug; aber gegen den Tod ist allerdings nie und nirgendwo ein Kräutlein gewachsen.

Und als dieſer letztere Traum die anderen überwucherte und das arme Weib ſich ſichtlich um alle Jugendfriſche grämte, da wandte ſich der Pope mit dringlicher Bitte an den Anwalt. Dieſer verſprach denn auch, ſofort in Wien Erkundigung einzuziehen, aber Woche um Woche verging und weder traf eine Antwort des Advocaten ein, noch kehrte der Vermißte zurück.

So war der Herbſt gekommen, dann die erſte Froſtnacht, endlich der Tag Simon und Judä. Sonſt regelt ſich das Leben der Leute in Pokutien nur nach den kirchlichen Feſten; dieſer Tag iſt die einzige Ausnahme. Zu Simon und Judä wird allüberall im Bergwald und bis tief in die Ebene hinein das Rüſten für den Winter begonnen: die Weiber bringen die Vorrathskammer in Ordnung, die Männer verſammeln ſich vor der Schänke und beſchließen die Vertheilung des Holzes aus dem Gemeindewalde. So war es auch diesmal geſchehen, und am Nachmittag war Simeon, der neue Richter, zum Pfarrer gekommen, um auch mit ihm das Holzdeputat der Gemeinde zu vereinbaren. Das war raſch geſchehen, aber andere und traurige Dinge beſchäftigten die Männer noch lange. Vater Leo vermochte nur zögernd zu widerſprechen, wenn der Richter klagte, daß der unſelige Acker nicht blos dem Dimitri Soklewicz das Leben gekoſtet, ſondern auch einem andern und theureren Menſchen; auch er hielt Taras für verunglückt. So ſaßen die beiden Männer bis zur tiefen Dämmerung in trüben

Geſprächen zuſammen, und zuweilen klang aus der Nebenſtube lautes Weinen zu ihnen herüber; dort verſuchte die Frau Popadja vergeblich, die arme Anuſia zu tröſten ...

Da vernahmen ſie plötzlich ein Pochen an der Thür und faſt gleichzeitig den von Thränen erſtickten Jubelruf des Weibes: „Taras!“

Raſch ſprangen ſie empor und eilten in den Flur. Es war räthſelhaft wie Anuſia ihren Gatten erkannt, ohne ihn zu ſehen, ohne ſeine Stimme, ſeinen Tritt zu hören, aber er war es wirklich. „Biſt Du wohl?“ rief er. „Die Kinder habe ich ſchon geküßt!“

Schweigend blieben die Anderen beiſeite, während ſich die beiden Gatten ſchluchzend umfaßt hielten. Dann erſt kamen ſie hinzu und begrüßten ihn in freudiger Rührung. Die Frau Popadja hatte inzwiſchen raſch die Kerzen in der Wohnſtube angezündet. Aber als Taras nun in den Lichtkreis trat, da ſchrie Anuſia gellend auf, und auch die Freunde erſchraken. Der Mann ſah übel aus, gealtert und verdüſtert. Der ſtattliche Leib war abgemagert, in das blonde Haar miſchten ſich lichtere Strähne, die Furche zwiſchen den Brauen hatte ſich tief eingegraben, und die Augen blickten faſt glanzlos aus dem fahlen Antlitz. „Bruder!“ rief Simeon, „Du bringſt nichts Gutes heim!“

„Nichts Gutes!“ beſtätigte Taras. Dann verſuchte er, zu lächeln, aber es gelang ihm nicht, und als er in

Aller Augen den feuchten Schimmer ſah, ließ er auch ſeine Thränen fließen.

„Du Aermſter!“ ſchluchzte Anuſia und bedeckte ſein Haupt mit Küſſen und Thränen. „Graue Haare! . . Graue Haare!“

Dieſe Worte gaben dem Erſchütterten die Faſſung wieder. Nun gelang es ihm wirklich, zu lächeln. Sanft zog er das Weib auf den Sitz neben ſich nieder und lehnte ihr Haupt an ſeine Bruſt. „Da ſeht Ihr“, ſcherzte er, „wie die Weiber ſind! Der bricht faſt das Herz, weil ihr Mann nicht mehr ſo ſchön blond iſt! . . Nun aber erzählt, wie ſteht es im Dorfe?“

„Erzähle Du!“ riefen ſie. „Wir haben uns ſo ſehr um Dich geängſtigt! Wo biſt Du nur ſo lange geblieben?“

„Es mußte ja ſein!“ erwiderte er. „Wien iſt weit, auch hatte ich lange zu harren, bis ich ihn zu ſehen bekam . . .“

„Den Herrn Kaiſer! Haſt Du mit ihm geſprochen?“

„Ja — das heißt, was man dort ſo ſprechen nennt“, erwiderte er mit ſeltſamem Lächeln. „Auch wollte ich nicht ohne Beſcheid wiederkommen . . “

„Und haſt Du den Beſcheid?“

„Nein — aber es iſt ſo gut, als ob ich ihn ſchon hätte . . . Davon ſpäter! Wie geht es Euch? Was macht unſer Herr Wohlthäter?“

„Er läßt ſich ſelten blicken!“ erwiderte Simeon. „An Deiner eigenen Wirthſchaft“, fügte er haſtig hinzu, „wirſt

Du viel Freude haben. Es ist Alles in Ordnung, das Vieh sieht prächtig aus, und die Ernte war so reich wie selten. Die Speicher sind gefüllt und außerdem bewahre ich für Dich achtzig Gulden für Korn und dreißig für Hafer. Aber erzähle, hat Dir der Herr Kaiser Hoffnungen gemacht?!"

„O ja!" lachte er bitter auf. „So viel Hoffnung, als ich nur wollte! . . . Verzeih', Frau", wendete er sich dann zur Popadja, „aber mich hungert ganz entsetzlich. Ich habe in der Hast, heimzukommen, heute nirgendwo angehalten".

Die gute Frau entschuldigte sich verlegen ob der Versäumniß und trug einen riesigen Schinken auf. Dann ließ sie folgen, was sich in ihrer Vorrathskammer an guten Sachen finden wollte. Aber die Gäste erwiesen dem Essen geringe Ehre; auch Taras verschlang nur hastig einige Bissen, trank ein Glas Moldauer und schob dann den Teller, den ihm die Popadja vollgehäuft, dankend zurück.

„So iß doch, Richter!" drängte sie. „Taras!" verbesserte sie sich verlegen. „Nein!" lachte sie dann, „ich will Dich doch „Richter" nennen, wie ich's gewohnt bin. Du wirst es ja ohnehin bald wieder".

„Nein!" versicherte er. „Ich will nicht und ich kann nicht . . . "

„Du mußt!" rief Simeon eifrig. „Nur als Dein Stellvertreter habe ich das Amt übernommen. Und einen

Richter, wie Du biſt, hat das Dorf nicht an mir, noch bekommt es ihn jemals wieder".

„Ich kann nicht!" wiederholte Taras feierlich und hob die Hand empor. „So wahr mir Gott gnädig ſei!"

Sie blickten ihn erſtaunt an; der feierliche Ton befremdete ſie. Nur Anuſia rief erfreut: „Du haſt Recht, Mann. Wir wollen ſtill für uns leben und glücklich ſein. Auch mußt Du Dich dieſen Winter erholen und fleißig auf die Jagd gehen. Das wird Dir Freude machen und Deinen Körper ſtärken".

„Ja", verſprach er, „das werde ich thun". Und wieder ſetzte er langſam und feierlich hinzu: „Es wird ja nothwendig ſein, unbedingt nothwendig".

„Wie das?" fragte der Pope, „Du haſt ja im letzten Winter ſo tüchtig unter den Bären aufgeräumt, daß ſie uns nun nicht viel mehr beläſtigen dürften!"

Taras wollte erwidern; dann aber preßte er raſch die Lippen zuſammen, als müßte er das unbedachte Wort, das ihm hatte entſchlüpfen wollen, gewaltſam zurückhalten. Und da auch die Anderen ſchwiegen, ſo war eine Weile eine unbehagliche Stille in der Stube.

„Nun aber erzähle!" begann die Popadja und ſetzte ſich bequem zurecht. „Ich bin ſchon gar zu neugierig auf Deine Abenteuer. Wie ſieht der Kaiſer aus? Und iſt ſein Haus wirklich von Gold?"

„Ich fürchte, Frau", erwiderte er lächelnd, „Du wirſt ſehr enttäuſcht ſein. Sein Haus iſt von Stein und er ein armer, gebrechlicher Menſch. Auch habe ich wenig Abenteuer erlebt; ich bin ſogar keiner einzigen Zauberin begegnet, Annſia. Das mag allerdings vielleicht nur meine Schuld ſein, weil ich mir wenig Zeit ließ. Mich trieb das Herz ſtürmiſch vorwärts; am liebſten wäre ich mit der Poſt gefahren; aber das ging der Koſten wegen nicht. So miethete ich mich denn bei dem und jenem Lohnkutſcher ein, zuweilen nahm mich auch ein Bauer mit, und wenn es in einem Flecken keine Fuhre gab, ſo zauderte ich nicht lange und ging zu Fuß weiter. Mit vielen Menſchen traf ich da zuſammen, ſie klagten mir ihr Leid vor und ich ihnen das meine. Es iſt eigentlich merkwürdig: ſo ſchön die Erde iſt, ich bin keinem glücklichen Menſchen begegnet. Alle tragen ſie ihre Laſt auf dem Rücken, und jedes Menſchen Laſt iſt groß; das erkennt man auf der Reiſe, wo ſich dem Fremdeſten das Herz offenbart, wie einem Bruder. Die Meiſten meinten, ich hätte das rechte Mittel erwählt; nur Einer ſchüttelte den Kopf und rieth mir, heimzukehren: ein jüdiſcher Weinhändler aus Czernowitz, der mich auf ſeinem Wägelchen bis Lemberg mitnahm. Er war ein freundlicher Mann, der kein Entgelt dafür annehmen wollte, auch meine Geſchichte hörte er theilnahmsvoll an, dann aber warnte er: ‚Es wird vergeblich ſein. Ja, wenn der gute, große Kaiſer Joſeph noch lebte!' Ich ließ es mir nicht ausreden.

‚Ich will ja keine Gutthat', erwiderte ich. ‚Wenn ich um eine Gnade bäte, dann käme es darauf an, ob der Herr Kaiser als Mensch gut oder böse, weise oder thöricht ist. Ich aber fordere nur, daß er seine Pflicht thue, und die muß jeder Mensch erfüllen'. Da widersprach er nicht länger. So kamen wir nach Lemberg".

„Und da trafst Du endlich einen glücklichen Menschen", unterbrach ihn der Pope lächelnd. „Ich meine den Konstantin Turenko. Mir wenigstens ist noch kein Mensch vorgekommen, der so zufrieden mit sich selbst gewesen wäre".

Auch Taras mußte lächeln. „Nein", erwiderte er, „der Herr Korporal war damals auch nicht glücklich, denn er hatte gerade keinen Knopf Geld und ich mußte ihm einen Gulden borgen. Ist er noch im Dorfe?"

„Freilich", rief Anusia. „O, der Prahlhans! Mir hat er gesagt: ‚Ich habe Deinen Mann bewirthet wie ein Fürst. In der ganzen großen Stadt Lemberg ist kein Wirthshaus, wo ich ihn nicht freigehalten hätte!' Ich habe ihm natürlich keine Silbe geglaubt, aber die anderen Leute möchten gleich Alles beschwören, was er ihnen vorlügt. Er führt ja jetzt das große Wort im Dorfe! ‚Bassama! Ich, des Kaisers Korporal!'" Sie suchte ihm in Stimme und Geberde nachzuahmen. „So ein Prahlhans!"

„Nun, auch mir gegenüber hat er sein Mundwerk nicht geschont, nachdem er erst den Gulden hatte! Uebrigens war ich doch herzlich froh, als er mich erkannte und

anſprach. Es war die erſte große Stadt, die ich ſah, und ich kam mir ganz verloren vor unter den vielen Menſchen. Er und die Anderen von Naſſau nahmen ſich meiner an und führten mich überall herum; ich kam aus dem Staunen nicht heraus. Doch, was iſt Lemberg gegen Wien! Ich hielt mich auch nur einen Tag auf und ſetzte dann meine Reiſe nach Krakau fort. Aber dabei wurde mir immer bänger, ich konnte keine tröſtlichen Geſpräche mehr führen und mußte froh ſein, wenn ich mich über das Nothwendige verſtändigte. Denn dort ſprechen die Leute nicht mehr ordentlich aus voller Bruſt; ſie ſtoßen mit der Zunge an oder ſpitzen den Mund und lispeln, dieſe Mazuren und Goralen. Da kam mir ſo am Wege ein Landsmann in den Wurf, ein ‚Diak‘ (Kirchenſänger) aus der Czortkower Gegend, welcher ſeinem Weibe entlaufen war, weil es ihn zu viel geprügelt hatte. So wenigſtens erzählte mir das kleine, betrübte Männchen und klagte, wie ihm das Geld fehle, ſich nach Rußland durchzuſchlagen; aber ich bin ihm ſpäter auf ſo viele Lügen und Lumpereien gekommen, daß ich auch die Geſchichte vom böſen Weibe für erlogen halte. Nun, gleichviel, ein Landsmann war er doch, und ſo hielt ich ihn bis Krakau frei. Denn dieſe Stadt gehört nicht mehr zu Oeſterreich, die Polen haben dort einen kleinen Freiſtaat; ich begriff gar nicht, wie Menſchen leben können, ohne einen Kaiſer zu haben, der die Ordnung aufrecht hält. Jetzt freilich —“ Er unterbrach ſich und preßte

wieder die Lippen zuſammen. „Was ich alſo ſagen wollte: es fiel mir ſchwer, außer meines Kaiſers Lande zu ſein; ſo wollte ich denn wenigſtens ein Wort Ruthenisch hören und behielt den Lumpen bis Krakau; dort gab ich ihm den Laufpaß . . .“

„Wie klug Du warſt!“ rief die Popadja ſtolz ihrem Gatten zu und ſie erzählten von dem Briefe.

„Der kleine Schurke!“ ſagte Taras lächelnd. „Damals glaubte ich ja noch mit dem Gelde auslangen zu können. Später jedoch wurde es immer theurer, und auch ſonſt erging es mir übel. Als ich bei Dziedzitz wieder die ſchwarz-gelben Schranken erblickte, jauchzte ich freilich auf; aber meine Freude wurde bald geringer, als mich ſo die kleinen verhungerten Waſſerpolaken von allen Seiten umſchnatterten. Allerdings iſt die Gegend unfruchtbar, aber wenn dieſes Volk mit den Händen ſo fleißig arbeiten wollte, wie mit dem Munde, es gäbe bald keine Bettler dort. Dann kam ich in eine reichere Landſchaft, unter die Mährer, aber meine Noth wurde deshalb nicht geringer. Als ich dieſe Leute zuerſt unter einander reden hörte, verſtand ich keine Silbe; das klang, als ob Einer dem Anderen immer heftige Vorwürfe machte. Später merkte ich, daß einzelne Worte mit unſerer Sprache Aehnlichkeit haben, insbeſondere jene, die ich ſo am nöthigſten hatte: Brot, Fleiſch, Wein, dann die Zahlen. Ach ja! die hatte ich beſonders nöthig! Nun, auch das war das Schlimmſte nicht; aber wie wurde

mir erſt, als ich von Lundenburg ab unter die Deutſchen gerieth! Gewiß ein tüchtiges Volk; die Dörfer ſo ſtattlich, wie bei uns manche Städte nicht, die Aecker bebaut, daß jedem Landwirth das Herz im Leibe lachen muß; aber welche furchtbare Sprache! Kein Wort zu verſtehen, keine Silbe! So mußte ich es denn machen wie ein Stummer: kauen, wenn ich eſſen, und ſchlürfen, wenn ich trinken wollte. Aber wenn ich Fleiſch wollte, ſo bekam ich Gurken; wenn ich Waſſer wollte, ſo brachten ſie mir Wein, und im Wirthshauſe ſtanden ſie immer um mich her und machten erſtaunte Geſichter; wahrſcheinlich wunderten ſie ſich, daß ich Speiſe und Trank zum Munde führte und nicht zu den beiden Ohren. „Polak! Polak!“ ziſchelten ſie unter einander und deuteten auf mich. Das ärgerte mich ſehr, denn ich bin ja kein Pole, ſondern, Gottlob, ein Ruthene, und darum ſuchte ich ſie aufzuklären. Aber ſo vernünftig ich auch ſprechen mochte, ſie lachten nur immer mehr, bis ich einſah, daß alle Mühe vergeblich ſei, und verdroſſen ſchwieg. „Meinetwegen Polak“, dachte ich, „wenn ich nur nach Wien komme“, und ſchritt rüſtig auf der Heerſtraße vorwärts. Ein kleiner Drahtbinder geſellte ſich zu mir, ein Slovake; wir verſtanden uns zwar auch nicht ganz, aber nun kam ich mir doch nicht mehr verlaſſen und verkauft vor. Ich hätte den Knaben gern bis Wien an meiner Seite gehabt, aber er mußte von der Straße abbiegen, ſeiner Heimath zu, und

leiſtete mir nur noch den Dienſt, daß er mich bei einem Fuhrmann, welcher Tuch von Brünn nach Wien führte, einmiethete. Das war ein freundlicher, alter Mann, dem die Gutmüthigkeit aus den Augen ſprach, und auch ich ſchien ihm wohl zu gefallen, denn er nickte mir immer zu, während er ſo neben den Pferden herging, und ich nickte vom Kutſchbock zu ihm hinab. Dann aber, als es bergab ging, und er ſich zu mir ſetzte, da vertrugen wir es doch nicht, ſo ſtumm neben einander zu hocken, wie die Fiſche. Er begann zu reden, und ich horchte aufmerkſam, dann redete ich, und er horchte, und zwiſchendurch tauſchten wir von unſerem Tabak aus und erwieſen uns auch ſonſt jede Freundlichkeit, die uns eben möglich war. Mir that ordentlich das Herz weh, daß ich ihn nicht verſtehen konnte — ich möchte wiſſen, warum Gott die Menſchen auch noch durch die verſchiedenen Sprachen geſchieden hat, es lebt ſich ohnehin ſchwer genug auf Erden! . . ."

„Das kommt ja vom Thurmbau zu Babel", bemerkte die Popadja überlegen. „Erkläre es ihm doch, Leo!" Aber dieſer winkte ihr, zu ſchweigen, und Taras fuhr fort:

„So war ich zwei Tage neben dem guten Alten dahingefahren, täglich nur drei Meilen, weil der Wagen ſchwer bepackt war. Als wir am dritten Morgen ausfuhren, nickte er mir beſonders fröhlich zu und deutete vor ſich hin und rief: „Wien! Wien!" Nun, das verſtand ich natürlich, und das Herz begann mir zu klopfen vor Freude und

Bangen. Scharf lugte ich aus nach der Richtung, die er mir gewieſen, aber dort war nichts zu gewahren, als ferne ein trüber, grauer Dunſt in den Lüften. Wie feſtgeballt ſtand er über der Ebene, dahinter ragte eine ſcharf gezackte Wolkenbank in den Himmel hinein. Das ſetzte mich in Staunen, weil der Tag heiter war und die Luft abgekühlt durch ein nächtliches Gewitter. Aber als wir ſo Stunde um Stunde fuhren und ſich nichts an dem Bilde änderte, da ward ich meines Irrthums inne: es waren keine Wolken, ſondern ferne, blaue Berge. Und jener Dunſt? Den wußte ich mir noch immer nicht zu deuten und habe erſt ſpäter erkannt, daß es der Dampf und Staub war, der aus der gewaltigen Stadt ewig zum Himmel emporwirbelt, wie der Athem eines rieſigen Drachen!"

Anuſia und die Popadja bekreuzten ſich.

„Mein Gefährte ließ die Roſſe heute raſcher traben als ſonſt; „Wien!" wiederholte er immer freudiger, und deutete mir durch Geberden an, daß ihn dort Weib und Kind erwarteten. Der Glückliche! Ich mußte an Euch denken und wie es mir in der ungeheuren Stadt ergehen werde, in welcher Niemand meine Sprache verſtand. Dann jedoch raffte ich meinen Muth zuſammen und ſpähte aufmerkſam um mich. Wir fuhren über eine lange, prächtige Steinbrücke, drunten wälzte ein Strom ſeine gelben, mächtigen Wogen, die Donau. Jenſeits des Stromes ſtanden die erſten Häuſer. S'e ſahen beiläufig ſo aus,

wie jene der Kreisſtadt, kleine, freundliche Steinhäuſer, meiſt von Gärten umgeben. Ich wußte, daß dies nur die Vorſtadt ſei, und dachte: in zehn Minuten ſind wir wohl am Ringplatz, und da ſteht ja gewiß auch des Kaiſers Haus. Aber Minute um Minute verging und eine volle Stunde, und noch immer fuhren wir die ſchnurgerade, ewig lange Straße hinab, noch immer dehnten ſich rechts und links Gärten, nur daß ſie freilich allmälig immer ſeltener wurden und die Häuſer näher zuſammenrückten. Auch mehrte ſich die Zahl der Menſchen und Fuhrwerke, denen wir begegneten, es war nun ſchon ein Gewühle, wie auf dem Ringplatz zu Lemberg, aber es ſteigerte ſich von Augenblick zu Augenblick, und von ferne ſcholl dumpfes Brauſen an mein Ohr. Je weiter wir fuhren, deſto gewaltiger ſchwoll es an, deſto banger ward mein Herz. Längſt lagen die letzten Gärten hinter uns, dicht ſtanden die Häuſer an einander und wuchſen immer höher in den Himmel hinein, zwei, drei, endlich vier Stockwerke hoch, mit unzähligen Fenſtern. Und aus all' dieſen Fenſtern blickten Menſchen, und Menſchen eilten zu beiden Seiten der Straße dahin und kreuz und quer zwiſchen den Fuhrwerken hindurch. Noch immer fuhren wir jene Straße hinab, und ſo weit mein Auge reichte, ſchien ſie kein Ende nehmen zu ſollen und war wie beſäet mit rollenden Wagen und haſtig drängenden Leuten. Rechts und links öffneten ſich Seitenſtraßen, und auch in dieſen ſtanden die himmelhohen Häuſer, drängten die

Menſchen, raſſelten die Fuhrwerke. Feſter klammerte ich mich an meinen Sitz: dieſes Getümmel betäubte meine Sinne und bedrückte mein Gemüth. Mir ſchwindelte es vor den Augen, und mein Herz ſchlug in ſchweren, dumpfen Schlägen . . .“

„Ach!“ ſeufzte Anuſia.

„Endlich hatten wir das Ende der meilenlangen Straße erreicht, aber da hörten auch die Häuſer auf. Erſtaunt blickte ich um mich, wir fuhren zwiſchen Grasflächen dahin, aber vor uns erhob ſich ein Erdwall und hinter dieſem wieder Häuſer, blinkende Thürme und eine rieſige Kuppel. Auch das Gewühle um uns hatte ſich noch vermehrt und Alles fluthete zu einem Thore hinein und heraus. Ich begriff es nicht: hatten wir die Stadt bereits durchfahren oder ſollten wir ſie erſt betreten?! Fragend blickte ich den Alten an. Er verſtand mich und deutete mit der Peitſche auf den Erdwall. „Wien!“ ſagte er fröhlich. „Hilf Himmel!“ dachte ich, „ſo habe ich bisher nur die Vorſtadt geſehen, wie mag es erſt in der Stadt ſein?!“ An jenem Walle war die Wegmauth angebracht, auch ſuchten die Zöllner nach Lebensmitteln, denn nach Wien darf Niemand ſeinen Proviant mitbringen, ohne eine Abgabe dafür zu zahlen. Ich verſtand nicht, was die Grünröcke von mir wollten, bis ſie mir nach dem Schnappſack griffen. Aber ſie fanden nichts darin, als einen Laib Brot und ein Stück Käſe, und das ſchoben ſie lachend zurück.“

„Mir aber ward immer banger zu Muthe. Denn wenn ſchon das Gewühle draußen qualvoll geweſen, ſo ward es mir nun ſchier unerträglich. Wie ſoll ich's Euch ſchildern? Denkt Euch, alle Nadeln im Tannenwald droben würden plötzlich zu Menſchen und wirbelten wie toll durcheinander; denkt Euch, alle Bäume und Sträucher würden zu thurmhohen Häuſern und rückten zu engen Gaſſen zuſammen, daß ſelbſt die Sonne nicht hinabdringen kann; denkt Euch, Gott habe ein Gewitter am Himmel feſtgenagelt und nun gehe das dumpfe Gedröhne über die Erde, Stunde um Stunde, Tag um Tag! . . . Doch nein, wie es in Wien ausſieht, kann Niemand begreifen, der nicht dort geweſen! Und eben ſo wenig kann ich ſchildern, wie mir dabei um's Herz war. Es war mir wohl am Geſichte abzuleſen, denn der Fuhrmann faßte meine Hand und richtete eine Frage an mich. An dem Blick und dem theilnahmsvollen Ton erkannte ich, daß er erkunden wollte, ob ich etwa unwohl ſei, und ſo ſchüttelte ich den Kopf und verſuchte zu lächeln. Aber nun fuhr er fort, zu fragen, und dies errieth ich nicht mehr, bis er auf die Häuſer deutete, dann den Kopf mit geſchloſſenen Augen an meine Schulter legte und mich wieder forſchend anſah. Nun wußte ich, daß er zu erfahren wünſche, wo ich zu ſchlafen, zu wohnen gedächte. Du guter Himmel! daran hatte ich in meiner Herzensangſt ganz vergeſſen. Früher hatte ich es mir bequem ausgedacht: ich wollte zuerſt jenen

Herrn Beamten Broza aufſuchen, an den mir der Advocat einen Brief mitgegeben, und der, rechnete ich, würde mich ſchon irgendwo unterbringen. Aber nun ſah ich wohl ein, daß es unmöglich ſei, in dieſem Gewühle mit einem Laſtwagen zu Jemand hinfahren zu wollen, und den Herrn allein ſuchen, davor graute mir. So zuckte ich denn die Achſeln, blickte den Alten bittend an und gab ihm zu verſtehen, daß ich nicht wüßte, wohin ich mich wenden ſolle; er möge mir einen Rath geben. Da deutete er in eine Seitengaſſe und machte die Geberde des Eſſens und Trinkens; das ſollte heißen, ob er mich in ein Einkehrhaus führen ſolle? Ich nickte, und ſo bog er in jene Seitenſtraße ein und dann in ein ſtilles, enges Gäßchen, und hielt vor einem einſtöckigen Hauſe, über deſſen Thor ein Kranz aus grün bemalten, blechernen Blättern ſchwankte. Auf ſein Knallen trat der Hausknecht vor die Thür, und dem erklärte er meinen Wunſch. „Polak" hörte ich wieder und nochmals „Polak". Da lächelte der Knecht und fragte mich polniſch, ob ich eine Stube wünſchte. Ich bin ſonſt den Polen wahrhaftig nicht grün, und oft genug hatte ich ſie ſammt ihrer Sprache in die Hölle gewünſcht; aber jetzt ging mir das Herz dabei auf, obwohl der Knecht nur gebrochen ſprach. Denn er war blos als Soldat einige Jahre in Galizien geweſen; von Geburt war er ein Czeche".

„Alſo ein Landsmann unſeres Herrn Wohlthäters?!" rief Simeon.

„Ja! aber dieſer Frantiſek war ein braver Burſche. Nachdem er vernommen, wer ich ſei und wozu ich nach Wien gekommen, nahm er ſich nach Kräften meiner an und erwirkte mir zunächſt bei ſeinem Herrn, daß ich für mein Stübchen und die Koſt blos zwei Zwanziger täglich zu bezahlen brauchte. Du darfſt kein ſo empörtes Geſicht machen, liebe Anuſia, das iſt für Wien ein ſehr billiger Preis. Und dann erbot er ſich, mich am nächſten Morgen zu jenem Herrn Beamten zu führen. „Heute geht es nicht mehr", ſagte er, nachdem er die Aufſchrift geleſen, „es iſt zu weit, der Herr wohnt in der Stadt". — „In der Stadt?" fragte ich erſtaunt, „ja wo ſind denn wir?" — „In der Vorſtadt Leopoldſtadt", erklärte er. Nun erfuhr ich, daß jene Stadt, die wir früher durchfahren, nur der Vorort Floridsdorf geweſen. Solcher Vororte, hört nur! gibt es um Wien ſechs, dazu neun Vorſtädte, macht fünfzehn Städte um die eine Stadt herum. Wie viele Menſchen da wohnen, iſt kaum zu zählen; es ſollen doppelt ſo viel Seelen ſein, wie in Pokutien und der ganzen Bukowina zuſammen".

„Da hat man Dich angelogen!" rief Simeon. Aber der Pope beſtätigte es: „In allen Büchern ſteht es ſo".

„Nun alſo, da könnt ihr Euch denken, wie es erſt in der eigentlichen Stadt ausſah, wohin mich der Frantiſek am nächſten Morgen geleitete. Es geht dort Tag für Tag toller zu, als am tollſten Jahrmarkt in Kolomea, und

was mir das Gräßlichſte ſchien, im ewigen Zwielicht drängen die Wagen und Menſchen durcheinander. Denn ſo eng ſind die Gäßchen, ſo hoch die Häuſer, daß man ſtehen bleiben und den Kopf in den Nacken zurückwerfen muß, um droben ein Stücklein blauen Himmels zu erſpähen und das tröſtliche Licht der Sonne. Aber wer ſtehen bleibt, bekommt Püffe und wird hin und her geſchoben; ſo ergriff mich denn mein Führer am Arme und geleitete mich wie ein Kind durch's Gedränge. Durch enge und breite Gaſſen ging es, dann am Stephansdom vorbei, der wohl zwanzigmal ſo hoch und breit iſt, wie unſer Kirchlein, und endlich auf einen ſtilleren Platz. Man ſieht dort keinen einzigen Kaftan und kein einziges Schmachtlöckchen, dennoch heißt er der „Judenplatz", weiß Gott, warum! Dort wohnte der Freund des Advokaten, der Herr Victor Broza, in einem ſtattlichen Hauſe, aber wir mußten viele Stufen ſteigen, bis wir vor ſeiner Thür ſtanden; in Zulawce würde es kein Bettler in einer Wohnung aushalten, die er ſo mühſam erklimmen müßte! Der Bediente wollte mich nicht vorlaſſen, als ich jedoch den Brief hineinſchickte, hieß mich der hochmögende Herr ſofort eintreten. Ein ſtolzer Mann mit ſilbernem Haar und einer goldnen Brille auf der Naſe, ein rechter Herr, dabei doch gut und menſchenfreundlich. Ach! wie es mir wohlthat, als ich wieder meine Sprache reden konnte, ohne angeſtarrt und ausgelacht zu werden! Freilich endete meine Freude, als er

zu reden begann. Seine Worte waren gut, herzlich und vernünftig, aber er warnte mich, große Hoffnungen auf mein Gespräch mit dem Kaiser zu setzen. „Er ist ein guter Mann", sagte er. „Gewiß! kämst Du um eine Unterstützung für Deine Gemeinde, etwa zu einem Kirchenbau oder eines Brandschadens wegen, er würde Dich reichlich beschenken. Aber um Rechtssachen kann er sich ja nicht bekümmern, dem armen, kranken Manne ist ja die Regierung ohnehin zur Last". — „Das verstehe ich nicht", erwiderte ich, „Gnade gewährt er und sollte das Recht weigern?" — „Nun", meinte der Herr Broza, „dafür hat er ja die Gesetze aufschreiben lassen und seine Schreiber eingesetzt, sie zu handhaben". — „Wenn aber diese Unrecht thun?" — „So kann er nichts dafür". — „Aber helfen muß er". — „Er?" — „Wer sonst?" — „Freilich, wer sonst? Eure Geschichte ist ja wirklich himmelschreiend, und wenn jemals, so thäte hier eine genaue Untersuchung Noth. Ja, wenn er so wäre wie sein Onkel Joseph oder wenigstens wie sein Vater Franz. Hier ist ja wirklich einer jener seltenen Fälle, wo ein Herrscher in die Rechtspflege eingreifen darf und muß. Er jedoch —" Er brach verlegen ab. „Sprich", bat ich, „ist er dessen nicht fähig?" Kaum konnte ich diese Frage vorbringen, mir war das Blut zu Eis erstarrt. Herr Broza gab zuerst gar keine Antwort und trat zum Fenster. „Er hat oft Kopfschmerzen", sagte er dann halblaut, „auch drechselt

er ſo gerne und macht Käſtchen aus Pappendeckel". Ich traute meinen Ohren nicht, und da wiederholte er: „Nun ja, der arme, kranke Mann hat dieſe unſchuldige Leidenſchaft und widmet ihr viel Zeit . . ." Nun mußte ich es wohl glauben".

„Aber wie iſt dies möglich?!" riefen Simeon und die Frauen.

Taras lächelte bitter. „Wie dies möglich iſt? Ja, das fragte auch ich und noch manches Andere dazu, daß mich der gute Herr Broza ganz entſetzt anſah und zu beruhigen ſuchte. „Ich begreife Deine Erregung", ſagte er und ſtrich mir über das Haar, wie man ein Kind zu begütigen trachtet. „Du biſt ja ein Prachtmenſch, Taras, aber die Welt ſieht ſich von Zulawce anders an, als ſie iſt". — „Das mag ſein, hochmögender Herr", erwiderte ich. „Aber dies Eine weiß ich: wir Menſchen müſſen anders zu einander ſein, als die Thiere im „Welyki Lys", wo das ſtärkere das ſchwächere auffrißt. Und dies *muß* jeder Menſch fühlen, ob er als Bauer in Zulawce ſitzt oder als Kaiſer in Wien". — „Er fühlt es ja auch!" rief Herr Broza, „er iſt ja der beſte Menſch. Aber nur darfſt Du nicht glauben, daß er ſich um jeden Einzelnen bekümmern *kann*". — „Darum eben bin ich gekommen, ihm mein Leid ſelbſt zu ſagen". — „Aber er kann Dich ja nicht verſtehen, er ſpricht ja nicht Ruthenisch". Das traf mich hart; dem Advocaten hatte ich es nicht glauben wollen,

dieſem Manne mußte ich es glauben. „Ein Vater ſollte doch ſeine Kinder verſtehen“, klagte ich. „Nun, Polniſch wird er doch können!“ — „Leider nein! Er war von Jugend auf ſchwächlich und mußte beim Studiren geſchont werden“. — „Kann er wenigſtens Czechiſch?“ — „Ja!“ — „Nun“, erwiderte ich, „dann iſt mir ſchon geholfen. Wenn ich mich mit dem Frantiſek verſtändige, ſo wird es auch da möglich ſein“. Aber er war mit ſeinen Einwendungen noch nicht fertig. „Dann iſt noch eine große Schwierigkeit: er gibt nur ſelten Audienzen, gewöhnlich läßt er die Geſuche durch einen ſeiner Vettern oder Generale einſammeln“. Das gab mir wieder einen Stich durch's Herz, aber ich faßte mich raſch. „Gut“, ſagte ich, „ſo werde ich täglich wiederkommen, bis er zu ſprechen iſt“. Herr Broza lächelte. „Wo denkſt Du hin!“ rief er, „das iſt nicht wie ein Gang zum Herrn Pfarrer! Nur jede Woche einmal iſt Audienztag, ſelbſt der wird nicht regelmäßig eingehalten, und immer muß man vorher eine ſchriftliche Bitte einreichen, um vorgelaſſen zu werden!“ — „So werde ich jede Woche kommen, bis ich ihn treffe“. — „Aber ſo nimm doch Vernunft an“, bat er. „Wozu ſollſt Du hier Zeit und Geld nutzlos todtſchlagen? Gib das Geſuch mir und ich werde es einreichen“. — „Hochmögender Herr“, erwiderte ich, „ich danke Dir, denn Du meinſt es gut mit mir armem Manne, aber wie es um mich ſteht, weißt Du nicht“. Und dabei blieb ich, was er auch ſagen mochte. Er aber, der brave, hilfreiche Mann wurde mir deshalb

nicht böſe und verſprach ſogar, mir für die nächſte Audienz den Zutritt zu erwirken. Dann fragte er, wo ich wohne, aber das wußte ich ſelbſt nicht, und ſo mußte Frantiſek eintreten und den Namen des Gaſtwirths nennen. Den ſchrieb ſich Herr Broza auf und verſprach mir, ſofort Beſcheid zu ſchicken, wann ich vor den Kaiſer treten dürfe. „Wann kann es ſein?“ fragte ich. Er wußte es ſelbſt nicht, „vielleicht in einer, vielleicht erſt in fünf Wochen“. Und ſo ging ich betrübt von dannen . .“

„Ich aber“, rief Anuſia mit blitzenden Augen, „ich hätte nicht ſo lange gewartet! Der Herr Kaiſer muß ja täglich auch an die friſche Luft gehen, wie jeder andere Chriſtenmenſch. Und ſo wäre ich vor ſeinem Hauſe geſtanden, bis er heraustritt, dann hätte ich höflich gegrüßt, um die Erlaubniß gebeten, ihn ein Stückchen Weges zu begleiten, und hätte ihm die ganze Geſchichte haarklein erzählt. Ja, ſo hätte ich gethan!“

„Liebes Weib“, erwiderte Taras lächelnd, „was Du da ſprichſt, iſt zwar eine große Dummheit, aber ich darf ſie Dir nicht verübeln, denn einen ganzen Tag lang war ich ſelbſt ebenſo dumm. Mir bangte vor dem langen Harren, und was ſchriftliche Eingaben fruchten, hatte ich nun auch ſchon ſattſam erfahren. Darum bat ich alſo den Frantiſek: „Zeige mir das Haus des Kaiſers“, und er willfahrte mir am nächſten Nachmittage. Wieder mußten wir in die Stadt, am Dome vorbei, durch viele

lärmerfüllte Straßen, daß mir abermals das Hirn zu wirbeln begann, bis er endlich vor einem großen Hause anhielt und ſagte: „Hier iſt es!“ — „Du mußt Dich irren“, rief ich, „es iſt ja kein Gold daran!“ Er aber ſchwört, er wiſſe es beſtimmt. Darauf gucke ich mir das Haus noch einmal an, es iſt gar nicht beſonders ſtattlich, die Mauern vom Alter geſchwärzt. „Einen neuen Anſtrich könnte ſich der Herr Kaiſer ſpendiren“, denke ich; dem Frantiſek aber ſage ich: „Nun zeige mir, wo der Kaiſer ſelbſt wohnt!“ Und da führt er mich zuerſt auf einen großen Platz, um den hohe Häuſer ſtehen, und dann durch ein Thor auf einen andern, der gleichfalls von hohen Gebäuden umgeben iſt, und in jedem Eckchen ſteht ein Soldat als Wache. „All' dies“, ſagt er, „iſt die Wohnung des Kaiſers, ſeiner Verwandten und ſeiner Schreiber!“ Da ſtaune ich ſehr, dann aber frag' ich: „Gut! Aber er wird doch nicht nur in Einem Zimmer ſchlafen und in Einem eſſen, kurz, wo wohnt er ſelbſt?“ Da führt mich der Frantiſek auf einen dritten Platz, in deſſen Mitte ein Reiter aus Eiſen ſteht, und deutet zu einigen Fenſtern empor. — „Schön“, ſag' ich, „und nun verweilen wir ein wenig an dieſer Thür hier!“ — „Wozu?“ — „Nun, vielleicht tritt er gerade heraus“. — „Thor!“ lacht er, „der Kaiſer geht ja nie aus; hier, aus dem inneren Schloßhofe, fährt ſein Wagen blitzſchnell heraus und jagt durch die Stadt in ein Wäldchen an der Donau und dann eben ſo ſchnell

wieder zurück". Und kaum hat er dieſes geſprochen, als wir ein ganz furchtbares Gebrülle hören, daß ich erſchreckt zuſammenfahre. „Die Wache hat „Gwerraus" (Gewehr heraus) geſchrien!" ruft Frantiſek. „Nun kommt er gerade von der Spazierfahrt zurück". Und richtig jagt pfeilgeſchwind eine geſchloſſene Carroſſe mit ſechs Pferden an uns vorbei und verſchwindet im nächſten Hofe. Aber ſo ſchnell ſie fahren, ich erkenne, wer darin ſitzt, zwei Officiere, der Aeltere in einen einfachen, grauen Mantel gehüllt, der Jüngere mit vielen Orden auf der Bruſt. „Das muß er ſein!" denk' ich; da ſeufzt aber der Frantiſek: „Der arme Herr Kaiſer! Trotz der Hitze muß er ſich in den Mantel hüllen, weil es ihn immer friert!"

„Nun, auch dies mußte ich ihm natürlich glauben, weil er ja ſchon fünf Jahre in Wien als Hausknecht diente, und ging noch viel betrübter heim. Denn der im Mantel hatte wirklich recht müde und bleich ausgeſehen".

„Und war es wirklich der Rechte?" fragte die Popadja.

„Ja, aber es ſollte noch lange dauern, bis ich ihn aus der Nähe ſah. Eine Woche hindurch harrte ich vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend auf einen Boten des Herrn Broza, aber Tag um Tag verging und Niemand fragte nach mir. Ach! Ihr Guten, das waren traurige Tage; viele Stunden ſaß ich in meinem engen, dunklen, feuchten Stübchen auf dem Bette und ſtarrte

grübelnd vor mich hin. Während der Reiſe hatte ich mir eine lange, ſchöne Rede ausgedacht, die ich dem Kaiſer halten wollte, aber nun war es nichts damit, er verſtand ja nicht ruthenisch, und ſo ſtellte ich mir jetzt nur einige Worte zuſammen, die ich ihm ſagen wollte. Aber ach! dachte ich, auch dies Wenige verſteht er vielleicht nicht und all die Mühe iſt nutzlos und es kommt Alles, wie es kommen muß! . . . Der Frantiſek hatte Mitleid mit mir, er wendete mir alle freie Zeit zu, die ihm ſein Dienſt ließ, und ſuchte mich zu ermuthigen. Aber das gelang ihm eben ſo ſchlecht, wie ſeine Bemühungen, mich zu zerſtreuen, indem er mich in der Stadt herumführte. Mir bangte es vor dem wüſten Getümmel, auch ſtarrten mich Alle meiner Tracht wegen an und lachten; oft ſtand ein dichter Hauſe um mich her, der mich beguckte, als wäre ich ein Ochſe mit fünf Füßen. Da blieb ich doch noch lieber in meinem Stübchen, wo ich wenigſtens Ruhe hatte".

„Hatte denn der Herr Broza die Sache vergeſſen?" fragte Simeon.

„Nein, durchaus nicht; er that ſein Möglichſtes. So wenigſtens verſicherte er mir ſelbſt, als ich mir nach acht Tagen das Herz faßte, ihn wieder zu ſtören, und es war auch gewiß die Wahrheit. „Du biſt vorgemerkt", ſagte er, „und kommſt zur nächſten Audienz, die ſtattfindet, aber der Tag iſt noch unbeſtimmt. Vielleicht nächſte Woche". Und ſo harrte ich wieder Tag um Tag, und

immer ſchwerer wurde mein Herz. Nun kam auch die Geldſorge hinzu; hundert Gulden hatte mich die Reiſe gekoſtet, einen Gulden brauchte ich täglich in Wien; wie ſollte ich wieder heimkehren wenn ich hier noch länger ſitzen und zehren mußte?! Oft genug machte ich mir nun die bitterſten Vorwürfe, daß ich nicht Eurem Abmahnen gefolgt und dem Rathe des Advocaten. Aber war ich denn aus Muthwillen nach Wien gekommen? Hatte ich anders thun können, als ich gethan? Handelte es ſich nicht um mein Heiligſtes, meine Ehre und meine Seele? War nicht . . ."

Er unterbrach ſich, weil er dem Blicke des Popen begegnete, der ſcharf und prüfend auf ihm ruhte.

„Nun denn", fuhr er fort, „ſo verfloſſen wieder zehn Tage. Da endlich kam der Diener des Herrn Broza und ließ mir durch den Frantiſek ſagen: „Am zweitnächſten Dienſtag iſt die Audienz". Erleichtert athmete ich auf. Das waren freilich wieder zwölf Tage, aber nun löſte ſich endlich die Qual des endloſen Harrens von meinem Herzen. Seht, ſo beſcheiden wird der Menſch, wenn die Trübſal auf ihm laſtet, wie ein Berg. Ich zählte die Stunden, die mich noch von dem erſehnten Tage trennten, und am Sonntag vorher ging ich zum Herrn Broza, mit ihm zu berathen, wie ich mich zu benehmen hätte. „Du meinſt", fragte er, „wenn der Kaiſer ſelbſt erſcheinen ſollte?" — „Natürlich! Es iſt ja Audienztag!" — „Ja, aber ich

ſagte Dir ſchon, daß er ſelten ſichtbar wird und die Geſuche meiſt nur durch einen Verwandten abſammeln läßt". Ich erſchrak tödtlich, meine Füße wollten mich nicht tragen, ich mußte mich ſetzen. Endlich faßte ich mich wieder. „Du haſt es mir geſagt, Herr", ſprach ich, „aber ich dachte: diesmal kommt er ganz beſtimmt, denn wozu hätte ich ſonſt ſo lange harren müſſen?"— Er zuckte die Achſeln. „Hoffen wir's", ſagte er. „Bekommſt Du ihn nicht zu ſehen, ſo gibſt Du eben die Schrift dem Erzherzog. Dein Gewiſſen kann ruhig ſein; Du haſt ja ohnehin die Pflicht gegen die Gemeinde erfüllt, wie vielleicht nie ein anderer Richter in Oeſterreich". — „Schönen Dank", erwiderte ich, „aber dieſem Rath folge ich nicht. Ich gebe die Schrift keinem Anderen, als dem Kaiſer. Und wenn er übermorgen nicht erſcheint, ſo komme ich zur nächſten Audienz wieder und ſo fort, bis ich ihn treffe". — „Aber Taras", rief er, „ſo nimm doch Vernunft an! Wie ſoll ich Dir dann immer wieder den Eintritt verſchaffen? Das iſt ja unmöglich!" — „Wenn es", erwiderte ich, „wirklich unmöglich iſt, und ich glaube es Dir, denn Du biſt ein wackerer, wahrhaftiger Mann, dann werde ich mir anders zu helfen wiſſen". — „Wie?" — „Dann werfe ich mich", ſagte ich ruhig, „vor ſeine Pferde hin, wenn er ausfährt. Kann der Kutſcher noch anhalten, ſo werde ich dem Kaiſer das Geſuch übergeben und mit ihm reden, gehen die Roſſe über mich hinweg, ſo war es eben mein Schickſal". —

Er blickte mich ganz erſchreckt an. „Du meinſt es ernſt?“ — „Ganz ernſt!“ — „Ja“, murmelte er, „ſo ein Ruthene, der um ſein Recht kämpft, ſpaßt freilich nicht“. Dann aber befahl er: „Ich laſſe Dich durch meinen Diener hinführen und abholen. Du kommſt ſofort nach der Audienz hieher, verſtanden? — ſofort!“ Ich verſprach's und ging. Aber mein Entſchluß ſtand feſt“.

„Taras!“ rief Anuſia und bekreuzte ſich, „was waren das für Gedanken?“

Er ſtarrte düſter vor ſich hin und ſtrich das ergrauende Haar aus der Stirne. „Vielleicht noch lange nicht meine ſchlimmſten“, murmelte er, aber die Anderen verſtanden es wohl nicht. Dann fuhr er laut und ruhig fort: „Alſo — die Audienz! Ich hatte mich ſchon am frühen Morgen dazu geſchmückt, wie der Bräutigam zur Hochzeit. Die hohen Stiefel zog ich an, meinen langen braunen Leibrock mit dem Ledergurt und darüber den weißen Schafpelz, den mit den ſchönen Stickereien, Anuſia. „Es iſt ja ſehr heiß“, meinte der gute Frantiſek, der mir die Stiefel ſo blank gewichſt hatte, daß man ſich darin ſpiegeln konnte, aber ich wußte, daß man dem Kaiſer Ehrerbietung ſchuldet, und ſo nahm ich auch nicht meinen Strohhut, ſondern die Lammfellmütze. Die Leute des Hauſes ſtarrten mich neugierig an, als ich die Treppe hinunterkam und in den Wagen ſtieg, den mir der gute Herr Broza geſchickt. Es war eine Halbkaleſche, und ſo

blieben auch auf der Straße die Leute ſtehen und guckten ſich die Augen nach mir aus. Es kümmerte mich wenig, denn obwohl ich nicht viel von den Wienern wußte, das hatte ich doch ſchon heraus, daß ſie das neugierigſte Volk der Erde ſind. So kamen wir zur Burg und hielten an der Treppe, nächſt dem eiſernen Reiter. Der Diener half mir aus dem Wagen und zog tief den Hut ab; ich wußte, daß es der Schelm ſpöttiſch meinte, und verzog darum keine Miene zum Danke. Als ich die Treppe emporgeſtiegen, ſtanden zwei Rothröcke mit Spießen da. Auch ſie machten erſtaunte Geſichter, ich jedoch wies ruhig meinen Audienzſchein vor, da deuteten ſie auf die nächſte Thür. Ich öffnete, einige Lakaien trieben ſich da herum, wieder daſſelbe Erſtaunen! Einer von ihnen wollte mir meinen ſchönen, geſchnitzten Eichenſtab aus der Hand nehmen, ich duldete es natürlich nicht. Sie lachten, ich aber ſchritt wieder auf die nächſte Thür zu.

„Da war endlich das Audienzzimmer, ein langer, breiter Saal, weiße Wände, mit Gold verziert und mit mannshohen Spiegeln; es war eine Pracht, ein Blinken, daß ich geblendet wurde. Wohl an die fünfzig Menſchen ſtanden bereits da. Junge und Alte, Männer und Weiber, Civil und Militair, Geiſtliche und Weltliche, fröhliche und betrübte Geſichter. Gemeinſam war uns nur, daß wir Alle Bittgeſuche in den Händen hielten, aber im Uebrigen war jedes Alter vertreten und jeder Stand und vielleicht

auch jedes Volk in Oeſterreich. Da ſtand ein armer, alter Zigeuner und neben ihm eine dicke, fröhliche Frau in einem Seidenkleide, ein alter Mann in einem fadenſcheinigen, ſtädtiſchen Anzuge und neben ihm ein junger, ſchöner Officier, ein Jude in einem ſchwarzen Kaftan und neben ihm ein katholiſcher Geiſtlicher. Alle drängten und flüſterten durcheinander, zwiſchen ihnen ſtanden die rothröckigen Trabanten, auf ihre Spieße gelehnt, ſteif und unbeweglich, wie draußen der eiſerne Reiter. Ich war Anfangs ſehr betrübt über die große Zahl meiner Gefährten; „ach!“ ſeufzte ich, „wenn ſo Viele da ſind, dann müßte ja der Kaiſer einen halben Tag darauf verwenden, um Alle anzuhören, und das wird der ſchwache Mann beim beſten Willen nicht können“. Aber andererſeits war es ja auch tröſtlich, daß ſo Viele gekommen. „Da ſind ja offenbar Leute darunter“, dachte ich, „die gleich Dir von ferne gekommen, und gewiß noch ſchwerer das Geldopfer bringen, als Du. Wären ſie wohl gekommen, wenn der Herr Kaiſer nicht im Rufe ſtünde, Allen zu helfen!“ Auch labte ſich mein dürſtendes Herz daran, daß hier der Reichſte neben dem Aermſten ſtehen und ehrerbietig harren mußte. „Vor Gott ſind wir Alle gleich“, dachte ich, „und vor dem Kaiſer auch; er iſt der Stellvertreter Gottes auf Erden, wie ſollte er nicht das Recht ſchützen?!“ Getröſtet richtete ich mich auf und ſchaute die Leute an, wie ſie mich anſchauten.

„Damit vertrieb ich mir eine gute Weile die Zeit. Dann trat ein feiner, ſchlanker Herr in einem grünen, goldgeſtickten Frack ein, zwei Rothröcke hinter ihm, und ſie gingen durch die Reihen, überlaſen die Audienzſcheine und wieſen den Einen dahin, den Andern dorthin. Ich merkte, daß wir nun nach den Ständen eingetheilt wurden, denn ſowohl die Geiſtlichen, als die Officiere wurden in beſondere Häuflein zuſammengeſtellt. Mich führten ſie, ohne zu fragen, zu zwei Leuten hin, denen ich es ſchon früher ſo halb und halb angeſehen, daß ſie auch Bauern in ihrer Landestracht ſeien. Der Eine war ein feiſter Menſch in engen blauen Hoſen, einem engen Leibröckchen und einer federgeſchmückten Tuchmütze, der Andere, welcher gelb und hager war, trug eine weite rothe Hoſe, darüber eine lange hellgelbe Jacke und in den Händen einen ſpitzigen Filzhut. Als wir ſämmtlich auf den angewieſenen Plätzen ſtanden, bildeten wir einen großen Halbkreis. Erwartungsvoll blickten nun Alle nach der Thür. Aber die blieb geſchloſſen, auch der Herr im grünen Frack hatte ſich wieder entfernt. Da wurde mir abermals die Zeit lang, und ich machte es wie die Anderen, und verſuchte, ein Geſpräch mit meinen Nachbarn anzuknüpfen. Sie antworteten Jeder in ſeiner Sprache; beide klangen mir fremd in's Ohr, wir verſtanden uns Alle nicht. So wollte ich doch mindeſtens erkunden, zu welchen Völkern ſie gehörten, und weil mir kein anderes Mittel beifiel, ſo verſuchte ich es mit den

Flüchen, die unſere Soldaten in allen Ländern aufleſen und dann in's Dorf heimbringen. „Psie sobaczy!“ begann ich. Aber Beide rührten ſich nicht. Slaven alſo waren ſie nicht. „Holl dik der Taifl!“ Sie verzogen keine Miene, alſo auch keine Deutſchen. „Bassama teremtete!“ Da machte der Feiſte in den engen Hoſen einen Luftſprung und begann auf mich loszuſchnattern. Alſo ein Ungar! Aber zu welchem Volke mochte nur der in der gelben Jacke gehören? Kein Deutſcher, kein Slave, kein Ungar — was konnte er nur ſonſt ſein? „Merge la Dracul!“ rief ich. Er rührte ſich nicht, alſo auch kein Rumäne. Ich dachte nach und verſuchte ein letztes Mittel: „Corpo di bacco!“ Da aber wurde der Gelbe wie toll vor Freude und umarmte mich. So war's denn glücklich herausgebracht: Ein Italiener! Aber da hatte ich mir eine ſchöne Beſcheerung auf den Hals gehetzt! Denn nun redeten Beide ſo eifrig auf mich ein, daß der ganze Halbkreis lachte und ich konnte nichts erwidern, als immer: „Corpo di bacco!“ und „Bassama teremtete!“ Doch wozu dieſe Dummheiten erzählen? Es wurde alſo ganz plötzlich ſtill, die Thür hatte ſich geöffnet . . .“

Der Erzähler hielt an, ſicherlich nicht um ſeine Zuhörer zu ſpannen, ſondern weil ihn jener Moment ſelbſt in der Erinnerung noch übermannte.

„Der Kaiſer!“ rief Anuſia athemlos.

Er ſchüttelte den Kopf. „In der Thür erſchien“, fuhr er ruhigen Tones fort, aber ſeine Stimme zitterte, „ein kleiner, weißhaariger General und hinter ihm drei Hauptleute von verſchiedenen Regimentern. Mir ſtand das Herz ſtill, es dunkelte mir vor den Augen, ich mußte mich auf den Arm des Ungarn ſtützen, um nicht umzuſinken. Denn der Kaiſer war es nicht! Ich hatte ihn wohl nur einmal im Fluge geſehen, aber in der Schänkſtube meines Einkehrhauſes hing ſein Bild, und ich hatte mir die Züge genau eingeprägt. Dieſer kleine, freundliche Greis, mit der ſtarken Unterlippe, mußte wohl ſein Verwandter ſein, denn er ſah ihm ähnlich, er ſelbſt war es nicht! Ach! Ihr Lieben, was ich dabei empfand, könnte ich nicht ſagen, und wenn ich hundert Stunden fortredete. Halb betäubt ſah ich zu, wie der Greis mit dem Einſammeln der Bittſchriften und dem Anhören der Wünſche begann. Er redete faſt mit Jedem in ſeiner Sprache; kam Jemand, den er nicht verſtand, an die Reihe, ſo diente Einer der Officiere als Dolmetſch. Auf Jeden kam etwa eine Minute, der Erzherzog warf zuerſt einen Blick auf das Geſuch, fragte dann etwas und ſchnitt hierauf die Unterredung mit einem freundlichen Worte und Kopfnicken ab. Einige machten traurige, Andere fröhliche Geſichter hinter ihm her, während ſie von den Lakaien zur Nebenthür hinausgeleitet wurden. Ich ſah dies Alles anfangs nur wie durch einen Nebel, doch mit der Zeit faßte ich mich wieder, ich ſtand faſt an dem

entgegengeſetzten Ende des Halbkreiſes, wo er begonnen, und es konnte immerhin eine Stunde währen, bis er zu mir kam. Aber alle Ueberlegung konnte nichts an dem Entſchluſſe ändern, mit dem ich hergekommen: den Kaiſer ſelbſt wollte ich ſprechen und keinen Anderen. Klopfenden Herzens, aber feſten Muthes ſah ich den Prinzen heranſchreiten".

„Alle Heiligen!" ſeufzte die Popadja, und Anuſia bekreuzte ſich.

„Endlich ſteht er vor mir! Ich beuge mich tief, er nickt und ſtreckt die Hand nach meiner Bittſchrift aus. Da aber beuge ich mich noch tiefer und ſage: „Allerhochmögendſter Herr Prinz! Ich weiß, wer Du biſt, und daß Dich der Herr Kaiſer geſchickt hat. Aber nur ihm allein kann ich die Schrift überreichen". Der Greis ſieht mich erſtaunt an und ſieht dann fragend auf die Hauptleute. Einer von ihnen, mit den aſchgrauen Aufſchlägen vom Regiment Parma, welches ſeinen Werbbezirk in Podolien hat, tritt vor und überſetzt ihm meine Rede. „Bauer", ſagt dann der Officier freundlich zu mir, „der Kaiſer iſt nicht zu ſprechen; Du kannſt dem Herrn ruhig Deine Schrift geben, es iſt ja ſein Onkel, der allerdurchlauchtigſte Herr Erzherzog Ludwig". Wieder beuge ich mich tief und erwidere: „Herr Hauptmann, habe die Gnade, dem Prinzen Folgendes zu ſagen: Der vor Dir ſteht, iſt Taras Barabola, Grundbeſitzer und bis vor einigen Wochen

Richter von Zulawce in Pokutien, vormals ein glücklicher, heute ein verzweifelter Mann. Er mag wohl ein Nichts ſein vor den Augen der Mächtigen, aber er iſt ein Menſch vor den Augen Gottes und darum auch ſeines Stellververtreters, des Kaiſers. Und er ruft nach ſeinem Rechte, wie der Hirſch im Wald nach Waſſer ſchreit. Du biſt ein Landsmann, erbarme Dich meiner und ſage es ihm Wort für Wort!" Er wendet ſich zum Prinzen und überſetzt es. Dieſer blickt mich ſcharf an und thut dann wieder eine Frage. „Was iſt Deine Sache?" überſetzt der Hauptmann. — „Raub am Gemeinde-Acker!" erwidere ich und füge hinzu: „Sage ihm noch Folgendes: es handelt ſich nicht blos um irdiſch Gut, ſondern auch um das künftige Heil einer Menſchenſeele. Er iſt ein alter Mann und wird bald vor Gottes Thron ſtehen; ſo wahr er wünſcht, daß ihm Gottes Erbarmung werde, möge er mir erwirken, daß ich mit dem Kaiſer ſelbſt reden kann!" — „Höre, Taras", erwidert der Hauptmann, „ich bin ein Popenſohn aus Podolien, bin ſelbſt unter Bauern aufgewachſen und meine es gut mit Dir! Dieſe Worte werde ich anders überſetzen, denn ſo ſpricht man mit einem Prinzen nicht!" — „Und doch mußt Du es thun!" flehe ich. „Du ladeſt ſonſt eine große Verantwortung auf Deine Seele! Auch der Prinz ſcheint es zu verlangen!" Und ſo überſetzt er denn und während er ſpricht, zuckt keine Miene im Antlitz des Greiſes, nur ſeine Blicke bohren ſich immer feſter in

meine Augen. Ich aber ſchlage die Lider nicht nieder; mein Gewiſſen iſt ja rein! Darauf ſagt er dem Hauptmann ein kurzes Wort. „Warte!“ überſetzt dieſer, und nun wendet ſich der Prinz zum Ungar, zum Italiener, bis die Reihe erſchöpft iſt, dann geht er zum Saale hinaus. Der Hauptmann aber tritt auf mich zu: „Folge mir, der Prinz will Deine Geſchichte hören!“

„Das war ja ein ſeltenes Glück!“ rief der Pope.

„Nun, es ließ ſich ertragen! Wir gingen alſo durch einen langen Corridor, dann über verſchiedene Treppen und Gänge, bis wir endlich in des Prinzen Wohnung kamen. Man wies uns in ein ganz ſchmuckloſes Zimmer voll Bücher, etwa wie jenes des Herrn Broza. Der Prinz ſaß ſchon hinter einem großen Tiſch voll Schriften. Wir traten vor, ich erzählte, und der Officier überſetzte. Wieder blieb das Antlitz des Prinzen ruhig, was ich auch ſagen mochte, nur ſeine Augen blickten mich forſchend an. Dann that er einige Fragen, wie unſere Lebensweiſe im Dorfe wäre, ob wir Viehzucht trieben, und Aehnliches. Endlich ſagte er dem Officier einige Worte, und der geleitete mich wieder hinaus. „Nun?“ fragte ich zitternd vor banger Erwartung. — „Dein Wunſch ſoll erfüllt werden“, ſagte der Hauptmann. „Komm' morgen Nachmittags 4 Uhr zum eiſernen Reiter und erwarte mich, ich bin als Dolmetſch zur Audienz beſchieden. Dieſer Menſch iſt ja aus einer fremden Welt, hat der Prinz geäußert, ſein Ver-

trauen darf nicht zu Schanden werden! Auch will er Dich ſchon deshalb dem Kaiſer vorführen, weil er glaubt, daß ihm Deine Tracht viel Freude machen wird. Er gibt Dir den Auftrag, Dich für morgen genau ſo zu kleiden wie jetzt, und wenn Du vielleicht noch etwas Beſonderes mitführſt, etwa Waffen, ſo bringe es gleichfalls mit". — „Herr Hauptmann", rief ich, „es handelt ſich ja um mein Recht, und nicht um meine Kleider!" Er aber beruhigte mich: „Du kannſt Gott danken, Landsmann, denn wenn Dir auch vielleicht die morgige Audienz nichts nützt, ſo kann Dir doch die heutige Unterredung mit dem Herrn Erzherzog Ludwig zum Heile ſein". — „Das verſtehe ich nicht!" rief ich. — „Ich kann es Dir auch nicht erklären", erwiderte er lächelnd, „aber es iſt doch ſo". Und ganz daſſelbe ſagte der Herr Broza, zu dem ich nun fuhr, und auch der Gaſtwirth, dem ich mit Hilfe des Frantiſek Alles erzählen mußte, war derſelben Meinung".

„Das kann ja auch ein Kind verſtehen!" rief Simeon. „Der Herr Kaiſer gibt eben viel auf das Wort ſeines alten Onkels".

„Sie haben es auch noch anders gemeint", ſagte Taras mit trübem Lächeln, „ich habe es ſchon am nächſten Tage verſtehen gelernt. Ihr könnt Euch denken, daß ich ſchon lange vor 4 Uhr neben dem eiſernen Reiter war, welcher den Kaiſer Joſeph vorſtellt. Auch der Officier fand ſich pünktlich ein und geleitete mich durch den inneren Schloß-

hof zu einer prächtigen Marmortreppe und dann durch viele Gänge zu einer vergoldeten Thür, vor welcher Rothröcke mit Spießen ſtanden. Dann ſchritten wir durch einen großen, einen kleineren Vorſaal, und dort hieß man uns harren. Der Kammerherr, welcher darin den Dienſt that, hatte ein ſehr dummes Geſicht und muſterte mich ſpöttiſch, aber das ſtörte mich nicht; mir war ſo feierlich zu Muthe, wie ſelten in der Kirche. Endlich, endlich ertönte ein Glöckchen, der Kammerherr eilte hinein, kam gleich zurück und winkte uns, einzutreten". Er athmete tief auf. „Ich glaube, wenn ich tauſend Jahre alt würde, ich würde doch immer dieſes Zimmer vor mir ſehen und die beiden Herren. Ein großes, prächtiges Zimmer, künſtlich verdunkelt, im Hintergrunde ein Tiſch, an welchem zwei Generale ſaßen. Der Eine war der alte Ludwig, den Anderen erkannte ich ſofort, als er ſich erhob, der Kaiſer! Ein hagerer, mittelgroßer Mann, etwas vorgebeugt, mit überaus gutmüthigem Geſichte und freundlichen, blauen Augen. Er winkte mich heran, ich aber that nur einige Schritte und ſank dann auf die Kniee und hob die Bittſchrift empor. Ach, nicht blos deshalb, weil es die Sitte verlangte, ſondern auch, weil es mir mein Herz gebot! Aller Jammer, den ich bisher ſtill getragen, war in mir lebendig geworden, und ſo gewaltig ich dagegen kämpfte, ich konnte meinen Thränen nicht wehren . . . "

„Und er?" rief Anuſia.

„Er trat auf mich zu, war ganz bestürzt, als er mich weinen sah, nahm mir die Bittschrift aus der Hand und gab sie dem Prinzen; dann sprach er hastig einige deutsche Worte zu mir. „Er sagt, daß Du aufstehen und nicht weinen sollst!“ raunte mir der Hauptmann zu. Ich aber blieb auf den Knieen, nicht um ihn zu rühren, sondern weil es mir so zu Muthe war. „Herr!“ rief ich. „Erbarme Dich meiner!“ Er war offenbar in großer Verlegenheit, dann griff er rasch in die Tasche, zog einen Ducaten hervor und wollte ihn mir in die Hand stecken. „Ich will kein Geschenk“, sagte ich, „ich will mein Recht!“ Da trat der alte Prinz dazwischen, flüsterte dem Kaiser einige Worte zu und sagte dem Hauptmann, ich möge aufstehen, der Kaiser werde die Sache gewissenhaft prüfen. Ich gehorchte und rafft mich empor, aber dann bat ich den Hauptmann: „Sage ihnen, daß ich es nicht eher glaube, bis es der Kaiser selbst verspricht!“ — „Das kann ich nicht“, flüsterte er angstvoll, „es wäre eine Beleidigung für den Prinzen“. — Ich aber wiederholte es noch einmal, laut und fest, gegen den Kaiser hin gewendet. Der Prinz fragte, was ich noch wünschte, der Hauptmann übersetzte es, und darauf nickte der Kaiser, aber er lachte zugleich laut auf, als wäre es ein köstlicher Spaß. Er hat es gewiß nicht böse gemeint, er ist ja herzensgut und könnte keine Fliege kränken, aber wie weh mir dieses Lachen that, sagt kein Wort, noch heute tönt es in meinen Ohren und ich werde es nie vergessen! . . .

Was ich fühlte, war mir gewiß vom Geſichte abzuleſen, aber er achtete nicht darauf. Er trat auf mich zu, beguckte mich neugierig, ging im Kreiſe um mich herum und ſtellte allerlei Fragen: wer mir dieſen Pelz geſtickt, ob ich mehrere Pelze dieſer Art hätte und einige Paare hoher Stiefel, ob ich ſie täglich ſelbſt putzte u. ſ. w. Ich beantwortete Alles, aber mit welchem Gemüthe! — beim allmächtigen Gott! ich hätte viel darum gegeben, wenn er auch nur eine einzige Frage geſtellt hätte, die ſich nicht auf meine Kleidung bezog. Aber das fiel ihm nicht bei, und er hätte ſich wohl lange noch an meinem Pelz und an meinen Stiefeln gefreut, wenn ihm nicht der Prinz etwas in's Ohr geflüſtert hätte. Da ließ er ab, lächelte mich noch einmal recht herzensfreundlich an und bot mir wieder den Ducaten, „nicht als milde Gabe", ließ er mir durch den Hauptmann ſagen, „ſondern zur Erinnerung". Da nahm ich das Goldſtück — hier iſt es, es ſteht ſein Bild darauf geprägt . . . "

Er holte die Münze aus dem Gürtel hervor. Alle beguckten ſie neugierig und gaben ihre Anſicht über die Züge des Kaiſers ab. „Es iſt ein freundliches, gutmüthiges Geſicht", darin ſtimmten Alle überein. Dann aber fragten ſie: „Und nun trateſt Du die Heimreiſe an?"

„Leider noch nicht!" erwiderte Taras ſeufzend. „Der Zweck meiner Reiſe war erfüllt, aber die Unruhe nicht von meinem Herzen genommen. Nun wollte ich den Beſcheid erwarten. In meinem Geſuche ſtand, daß ich um eine neue

Vernehmung der Zeugen bitte, und die konnte ja der Kaiſer ſofort anordnen. Vergeblich rieth mir Herr Broza ab: „Es kann Monate dauern, wozu Geld vergeuden?“ Ich aber blieb bei meinem Entſchluſſe und flehte den wackeren Herrn ſo lange an, bis er endlich auch meine Bitte erfüllte, eine Woche nach der Audienz in der Kanzlei des Kaiſers anzufragen, ob bereits eine Entſcheidung getroffen ſei. Die Antwort lautete troſtlos: mein Geſuch war noch gar nicht eingetragen! „Da muß der Herr Onkel Ludwig helfen!“ dachte ich in meiner Verzweiflung und ſuchte mit großer Mühe den Hauptmann auf — er heißt Eugen Stanczuk und iſt aus Koſſow, drei Meilen von meinem Heimathsdorfe — damit er mich wieder zum Prinzen führe. „Das könnte ich keinesfalls“, ſagte er. „Nun iſt aber zudem der Herr Erzherzog geſtern auf ſeine Güter nach Steiermark gereiſt und kommt erſt nach Monaten wieder“. Nun erkannte auch ich, daß weiteres Harren nutzlos ſei, ſchnürte mein Bündel, ließ mir von meinem treuen Frantiſek zum letzten Male meine Stiefel putzen und ging zum Herrn Broza, Abſchied zu nehmen, und wenn er mir vertraute, ein Darlehen aufzunehmen, denn meine Baarſchaft betrug noch zehn Gulden. „Das ſoll Deine geringſte Sorge ſein“, ſagte er und zählte mir ohne Zeugen hundert Gulden auf den Tiſch, als wäre ich ſein Bruder. „Ich hoffe auf eine günſtige Entſcheidung!“ verſicherte er. „Aber wenn ich Dir hier vielleicht kleine Gefälligkeiten erwieſen und Dich verpflichtet, ſo verſprich

mir zum Dank nur Eines: Kränke Dich nicht, wenn ſie ungünſtig lautet!“ Das aber konnte ich ihm leider nicht verſprechen. Muthig bin ich nach Wien gegangen, gebrochen kehre ich zurück!“

Er verſtummte und blickte traurig vor ſich hin.

„Das begreife ich nicht“, rief der Pope, „wenn es Dir der Herr Kaiſer verſprochen hat?“

Taras erhob ſich. „Warſt Du in Wien?“ fragte er. „Du weißt nur, was meine Ohren gehört, aber weißt Du auch, was meine Augen geſehen?! Doch — es iſt ſpät, wohl gegen Mitternacht! Habt Dank, Freunde! Komm', Weib! Gute Nacht!“

Achtes Capitel.

Die Tage vergingen, der Winter kam; ſtill fügte ſich Taras wieder ein in das enge, eintönige Dorfleben. Trotz der Fürſorge, welche Simeon ſeiner Wirthſchaft erwieſen, mußte er doch raſtlos ſchaffen, um Alles wieder in die frühere muſterhafte Ordnung zu bringen. Und das war gut für ihn. Wenn er im Hofe angeſtrengt mit den Knechten arbeitete, fleißiger und raſtloſer, als jeder von ihnen, dann ließ doch zuweilen jener Wurm, der ihm im Hirn bohrte, zu wühlen ab. Aber auch aus anderen Gründen war es gut, daß er ſich wenig um die Außenwelt bekümmerte, er hätte von dem Verkehr mit den Nachbarn geringe Freude gehabt.

Seitdem die Leute wußten, daß auch ſeine Wiener Reiſe vergeblich geweſen, war die Verſtimmung gegen ihn auf's Höchſte geſtiegen. Außer dem Popen zählte er nur noch zwei Freunde unter den Hausvätern des Dorfes, ſeine einſtigen Genoſſen im Amte: Simeon und Alexa. Die Anderen ſtanden ihm feindſelig gegenüber oder empfanden

nur etwa ſpöttiſches Mitleid mit dem entthronten Dorfkönig. Von ſeiner Wiederwahl war nun keine Rede mehr. Als Simeon zu Allerheiligen die Würde niederlegte, freilich nur, um ſein Verſprechen einzuhalten, und in der beſtimmten Hoffnung, abermals gewählt zu werden, da geſchah das Unerwartete, daß nur wenige Stimmen auf ihn fielen, die meiſten auf Jewgeni Turenko.

Es war dies ein ſtiller, beſchränkter, wenig begüterter Mann, der nie auf ſolche Ehre hätte rechnen dürfen, wenn nicht die launiſche Glücksgöttin ſeinen jüngeren Bruder Konſtantin zu der ſchwindelnden Höhe des Korporalsrangs emporgetragen hätte. Seit Menſchengedenken war jeder Sohn des Dorfes aus des Kaiſers Heere nur eben als Gemeiner zurückgekehrt; blos die älteſten Greiſe wußten ſich auf Einen zu beſinnen, der es zum „Gefreiten“ gebracht; das Schickſal ſelbſt ſchien den Helden von Zulawce nur eine beſcheidene militäriſche Carrière vorbeſtimmt zu haben. Und nun kehrte Konſtantin Turenko als Korporal heim, als wirklicher Korporal mit zwei weißen Tuchſternen auf dem krapprothen Kragen! Das ganze Dorf fühlte ſich in ihm geehrt, beugte ſich ſeinem Worte und hegte die ausſchweifendſten Hoffnungen für ſeine Zukunft. „Er hat ja noch zwei Jahre zu dienen“, flüſterten ſie und blickten ihm bewundernd nach, „am Ende wird er gar Feldwebel!“ Der junge Held wußte dieſe Stimmung wohl auszunützen; er verſchwieg es weislich, daß er den großartigen Erfolg

eigentlich nur ſeinen zarten Beziehungen zur Wirthſchafterin des Herrn Hauptmanns verdanke; in ſeinen Erzählungen figurirte er als einer der tapferſten Männer der Chriſtenheit, und weil er zu dieſem Zwecke denn doch nicht einen großen Krieg erfinden konnte, ſo dichtete er zum Mindeſten eine kleine Epopöe, die einen Aufſtand in Italien zum hiſtoriſchen Hintergrund hatte, „in Mailand, Corpo di bacco, wo es ſo heiß iſt, daß jeder Ochſe, der zwei Stunden in der Sonne liegt, gar gebraten iſt!“ Wie hätten die Leute von Zulawce ſich dem Einfluſſe eines Mannes entziehen können, welcher dem Kaiſer bei ſolcher Hitze eine Provinz gerettet? Und wie hätten die Mädchen und Frauen nicht einen Mann bewundern ſollen, der einen ſo ſchönen Schnurrbart hatte und jahrelang die Liebe aller italieniſchen Gräfinnen kalt verſchmäht — „Teufelsweiber, das iſt wahr, aber mit Feindinnen meines Kaiſers laſſe ich mich nicht ein!“ Binnen wenigen Wochen gebot Konſtantin im Dorfe, entſchied jeden Streit und regelte alle öffentlichen Dinge. Weil er ſelbſt als Urlauber noch nicht Richter werden konnte, ſo ſetzte er ſeinen Bruder Jewgeni durch und als „Aelteſte“ zwei ſeiner Freunde, die gleichfalls an Aeckern und Verſtand wenig bemittelt waren. So war denn die Ariſtokratie geſtürzt, der Mittelſtand zur Herrſchaft gekommen.

Taras hatte ſich nicht dagegen geſtemmt; er war nur deshalb zur Wahl erſchienen, um ſeine Stimme für Simeon

abzugeben, im Uebrigen ließ er den Dingen ihren Lauf. „Die Hungerleider werden das Dorf zu Grunde richten!“ rief Anuſia, in welcher ſich das ariſtokratiſche Blut mächtig regte. „Es iſt empörend, himmelſchreiend, daß auf Männer, wie mein Onkel Stefan, wie Du, wie Simeon, nun ein Jewgeni folgt!“ Taras hingegen blieb ruhig. „Wie man ſich bettet, ſo ſchläft man“, meinte er, oder: „Durch Schaden wird man klug!“

„So antworte doch nicht immer mit weiſen Sprüchen“, ſagte ihm einmal Anuſia gereizt. „Stelle Dich nicht, als ob Dich die Sache nichts anginge. Wer liebt das Dorf mehr, als Du?!“

„Vielleicht Niemand“, räumte er ein. „Aber ändern kann ich's nicht und habe auch jetzt ganz andere Sorgen“.

„Welche?“ rief ſie, „die Wirthſchaft ſteht ja prächtig!“ Aber darauf blieb er die Antwort ſchuldig und ging wieder zur Arbeit.

Er ſchaffte in jenen Tagen mit einem Fleiße, einer Ausdauer, als wäre er nicht der reichſte Bauer des Dorfes, ſondern ein armer Knecht, der ſich ſein Brot für den nächſten Tag verdienen müſſe. Während er ſonſt ſtets ſeiner eigenen Einſicht gefolgt, theilte er ſeine Pläne nun immer der Anuſia mit und holte ihren Rath ein. Sie war Anfangs ſtolz darauf, bis ſie merkte, daß er ihre Anſicht nur deshalb wünſche, um dieſelbe richtigzuſtellen. Da es ſich dabei faſt immer um Dinge handelte, die ihr

trotz all' ihrer Tüchtigkeit fremd geblieben waren, weil sie naturgemäß in den Pflichtkreis des Mannes gehörten, so wurde sie endlich ungeduldig. „Was verstehe ich von den Steuern!“ rief sie.

„Du sollst es verstehen lernen“, bat er.

„Aber wozu? Du kennst Dich ja aus!“

„Und wenn ich nicht mehr bin?“

Die Worte erschreckten sie nicht, weil sie ihr zu widersinnig klangen. Ein kräftiger Mann, noch nicht vierzig Jahre alt, wie hätte sie sich da ängstigen sollen? „Du Narr!“ rief sie, „in fünfzig Jahren sprechen wir weiter darüber“.

„Es steht Alles in Gottes Hand“, erwiderte er feierlich und fuhr dann bittend fort: „Thu' mir den Gefallen!“

„Nun, wenn es Dir eine Freude macht“, lachte sie und gab sich alle Mühe, genau zu verstehen, was er ihr von den Steuern und Abgaben erklärte.

Dem Popen gegenüber machte Taras nie solche Andeutungen und benahm sich überhaupt mit großer Zurückhaltung gegen den erprobten Freund. Vater Leo ließ sich dadurch nicht irre machen; er blieb stets gleich herzlich und wendete alle Mittel seiner Unterhaltungskunst auf, den verdüsterten Mann aus seinem Trübsinn emporzureißen. Endlich kam er sogar auf den Gedanken, ihm zur Zerstreuung das Lesen und Schreiben beizubringen. „Das ist sehr nützlich“, versicherte er, „und dann kann man lustige Bücher lesen“.

Taras lehnte dankend ab. „Für jetzt nützt es mir nichts, für die Zukunft noch weniger. Und das, was mich erfreuen könnte, steht in keinem Buche. Auch habe ich keine Zeit; bis zu Weihnachten gibt es viel in der Wirthschaft zu thun, und nach dem Dreikönigstage gedenke ich viele Wochen zu jagen".

„Ja, thue das", stimmte der Pope eifrig zu, „es wird Dich zerstreuen. Und die große Jagd der Gemeinde vor Weihnachten machst Du doch auch mit?"

„Nein", erwiderte Taras, „selbst wenn ich geladen werden sollte, was ich nicht glaube".

„Dich nicht laden?" rief der Pope, „Dich, den ersten Bauer im Dorfe, den besten Bärenjäger der Gegend?"

Einige Tage später erwies es sich, daß Taras recht vermuthet. Konstantin war gegen die Einladung, und so unterblieb sie. Denn der Herr Korporal hatte allmälig einen tiefen Haß gegen Taras gefaßt, aus verschiedenen Gründen, läppischen und ernsten. Erstlich war ja der entthronte Richter das Haupt der gehaßten Aristokratenpartei, zweitens war er „ein Feind des Herrn Kaisers," drittens war die Gemeinde „durch ihn, nur durch ihn" zu Schaden gekommen, und viertens, aber hauptsächlich, schuldete Konstantin „diesem Bastard, der eine reiche Erbtochter bethört", noch immer jenen Gulden . . . .

Anusia empfand die Kränkung bitter. Als der Jagd-

zug an dem Hofe vorbeikam, weinte das leidenschaftliche Weib vor Wuth und Entrüstung. Taras hingegen verzog keine Miene und fuhr ruhig fort, das Korn in Säcke zu verladen. Nur Eines that er, nachdem die Letzten seinen Augen entschwunden. Er ging in die Stube und stellte sein ältestes Söhnchen Wassilj vor sich hin. „Knabe", sagte er, „Du bist nun acht Jahre alt und unser Väterchen Leo unterrichtet Dich gründlich im Glauben. Weißt Du schon, was ein Eidschwur ist?"

„Ja!" erwiderte das Kind.

„Und was ein Richter ist, weißt Du auch?"

„Du warst es ja früher!"

„Gut! Nun hebe die Hand empor und schwöre mir zu, daß Du Dich nie um dieses Amt bewerben oder es annehmen wirst, wenn sie Dich darum bitten. Willst Du es thun und wirst Du es nie vergessen?"

„Ich will es thun und werde es nie vergessen", erwiderte der Knabe fest und hob das Händchen empor.

Taras küßte ihn auf die Stirn und ging wieder zur Arbeit.

Als der Pope von dieser neuen Kränkung erfuhr, fand er sich sofort auf dem Hofe ein, den Freund zu trösten. Aber dieser wehrte es ab. „Ich bin ja ruhig", sagte er.

„Du darfst es auch sein!" betheuerte Vater Leo aufrichtig. „Du hast ja stets Deine Pflicht gethan, und

mehr als dies! Wenn gleichwohl ſo viel Kummer über Dich gekommen iſt, ſo mußt Du Dich ſtarken Muthes in den Willen Gottes fügen. Er hat Dir einſt ſeine Gnade erwieſen, indem er Dich in dieſes Dorf brachte und gedeihen ließ, nun ſchlägt er Dich mit Trübſal, aber auch dies iſt vielleicht zum Guten! Die Wege der Vorſehung ſind dunkel!“

Taras ſchüttelte finſter das Haupt. „Das glaube ich nicht!“ ſagte er kurz und herb.

„Du glaubſt an Gott nicht?!“ rief der Pope erbleichend.

„Ich glaube an ihn“, ſagte Taras feierlich, „und glaube, daß er ein Allgerechter iſt, aber daß er mich in dieſes Dorf gebracht und daß all' das bittere Leid durch ſeinen Willen über mein Haupt gekommen, dies glaube ich nicht! Denn wenn er jedes einzelnen Menſchen Schritt und Schickſal lenken wollte und würde, dann geſchähe ſicherlich kein Unrecht auf Erden. Aber dies thut er auch nicht, wir ſind ja keine Puppen in ſeiner Hand!“

„Puppen! Welches Wort!“ rief der Pope etwas verlegen und darum doppelt heftig. „Wir ſind ſeine Kinder!“

Taras nickte. „Seine Kinder, das iſt das rechte Wort! Wenn es erlaubt iſt, für unſer Verhältniß zu Ihm ein irdiſches Gleichniß zu gebrauchen, dann kommen wir allerdings der Wahrheit am nächſten, wenn wir uns als ſeine Kinder fühlen. Unſeren Eltern danken wir das

Leben und die Erziehung, aber darüber hinaus können ſie nicht auf uns wirken, und darum gibt es gute und ſchlechte, glückliche und unglückliche Menſchen auf Erden, während es ſonſt, wenn es nach unſerer Eltern Willen ginge, gewiß nur gute und glückliche gäbe. Aehnlich ſtehen wir zu Ihm da droben! Er hat dieſe Erde geſchaffen und die Menſchen und hat ihnen ſeinen Willen geoffenbart: „Seid gerecht!“ Und neben dieſem Gebot gibt er Jedem von uns ſchon dadurch eine Erziehung, indem er uns da oder dort geboren werden läßt, unter dieſen oder jenen Verhältniſſen. Aber wohin wir nun den Schritt lenken, iſt unſere Sache! Freilich können wir nicht beliebig nach rechts oder links gehen, ſondern jenen Weg, auf den uns unſere Art weiſt, unſer Herz und Sinn, wie ſie nun einmal geworden ſind!“

„Ich verſtehe nicht“, ſagte der Pope zögernd. „Aber mir ſcheint, daß auch Du an ein blindes, vorbeſtimmtes Schickſal glaubſt, wie unſere alten Weiber im Dorfe!“

„Nein!“ rief Taras heftig. „Höre, wie es ſich mit mir gefügt hat! So lange das Glück auf mich niederſchien, wie die Juliſonne um Mittag, voll und reich und nirgendwo ein dunkler Schatten, da wähnte ich, daß mich Gottes Rathſchluß geleitet, und pries ihn für ſeine Güte. Aber als ich in's tiefe Unglück kam, als mir um's arme Herz wurde, wie dem einſamen Wanderer auf der nächtigen, ſchneeverwehten Haide; vom Himmel kein tröſt-

licher Sternenſchein, das blaſſe Schimmern des Schnees trügeriſch und blendend, ſo daß er kaum mehr auf dieſer feſten liebgewohnten Erde zu gehen glaubt, und vor ihm und hinter ihm das feindſelige Geheul der Wölfe ... da rief ich: Nein, das kann nicht Gottes Wille ſein, ſondern es iſt Schickſalsſchluß! Alles war mir vorbeſtimmt, das einſtige Glück und nun das Elend, und vorbeſtimmt iſt mir auch das Ende: es nützt nichts, daß ich mich ſo kraftvoll mühe, den rechten Weg durch die Nacht zu finden und den Wölfen zu entgehen, entweder iſt es vorbeſtimmt, daß ich ſiegreich bleibe, und dann iſt mein Mühen nicht nöthig, oder ich muß ihnen zur Beute werden trotz allen Sträubens. Aber auch dies war thöricht! ich bin beinahe wahnſinnig geworden, ſo lange ich daran glauben mußte, aber nun ſehe ich klar: Nichts iſt uns von irgend einer fremden Gewalt vorbeſtimmt, unſere Beſtimmung tragen wir hier und hier" — er deutete auf Stirn und Herz — „unſere Tugenden und Laſter ſind unſere Führer durch's Leben und daneben lenkt Jene von uns, die verſtändig ſind, nur noch Eins, jener Befehl Gottes: Menſch, ſei gerecht! Das iſt Alles!"

„Dein Glaube iſt nicht der meine!" ſagte der Pope. „Doch freut es mich, daß Du mindeſtens weder an ein blindes Schickſal, noch an den Zufall glaubſt. Ich meinerſeits", fügte er feierlich hinzu, „laſſe es mir nicht rauben, an das Walten einer göttlichen Vorſehung zu

glauben, ohne deren Willen kein Haar von meinem Haupte fällt!“

„Dieſer Glaube iſt mir geraubt!“ erwiderte Taras. „Daß Gott Trübſale auf mein Haupt gehäuft, hiefür könnte es eine Ausgleichung im Jenſeits geben. Aber ich ſehe das Recht leiden, während das Unrecht ſich brüſtet, und dies kann nicht Gottes Fügung ſein, ſondern nur eben Folge des Leichtſinns und der Schlechtigkeit der Menſchen. Was aber den Zufall betrifft, ſo glaube ich allerdings an einen ſolchen — wer könnte auch ſchier vierzig Jahre ſehenden Blicks über die Erde gehen und ſich dieſer Wahrheit verſchließen! Es gibt einen Zufall, erinnere Dich, was ich Dir über die Art erzählt, wie ich hierher gekommen, war es etwa Gottes Fügung, daß es an jenem Sonntagmorgen ſchön war? Ließ er deshalb die Sonne ſcheinen, damit der Knecht Taras Barabola in Ridowa als Großknecht bei Iwan Woronka in Zulawce eintrete und nicht bei jenem Pfarrer an der Grenze?! Wäre es nicht Unſinn und Hochmuth, dies zu wähnen?! Es gibt einen Zufall, aber er treibt nicht ſein Spiel mit uns, im Gegentheil, wir treiben es mit ihm, wir machen aus dem Zufall, was wir wollen und können! Der Sonnenſchein jenes Sonntagmorgens hat mich hierhergeführt; aber war er's, der mich zum Gatten der Anuſia gemacht, war er's, dem ich meine Wahl zum Richter danke und Alles, was mir daraus zugekommen, das wenige Gute und das viele

Böſe?! Ich war's, ich! meine That war's und mein Verdienſt! So iſt der Zufall nichts und das, was wir daraus machen, iſt Etwas, iſt Alles!"

Er richtete ſich ſtolz empor und ſtreckte ſeine Rechte gegen den Popen. „Und daraus", rief er, „erklärt ſich auch, wie ich bisher gehandelt und künftig handeln werde! Könnte ich daran glauben, daß mein Geſchick von der Vorſehung beſtimmt ſei, ich würde mich blindlings ihrer Führung anvertrauen. Könnte ich an den Zufall oder an ein Schickſal glauben, ich würde ruhig erwarten, was ſie noch ferner aus mir machen wollen. Ich aber glaube, daß der Menſch thun muß, was ihm ſein Herz gebietet und was ihm die Stimme Gottes als höchſtes Geſetz zuruft: „Sei gerecht! Thu' kein Unrecht und dulde kein Unrecht!" Und dieſen beiden Befehlen, die gleich heilig ſind, werde ich gehorchen, ſo lange ein Athem in mir iſt!"

Er wendete ſich raſch ab und ging.

Das Weihnachtsfeſt war gekommen. Es iſt in den Karpathen kein Feſt der Kinder; ſie werden nicht beſchenkt, die ſchöne Sitte des Chriſtbaums iſt unbekannt; die Feier beſteht blos darin, daß am Weihnachtsabend ein beſonderes Gericht aus Hirſe, Mohn und Honig verſpeiſt und Meth getrunken wird. Auch im Hauſe des Taras war es bis dahin ſo gefeiert worden; nun aber ſchickte er einen Knecht nach Zablotow und ließ da viele Geſchenke für

ſeine und des Popen Kinder einkaufen. „So wird es in Wien gehalten“, ſagte er ſeinem Weibe, „und ich finde es ſchön und erbaulich. Auch wünſche ich, daß die Kinder dieſen Weihnachtsabend in Erinnerung behalten“.

„Warum gerade dieſen?“ fragte ſie.

„Weil ich dieſes Jahr ſo lange ferngeblieben bin“, erwiderte er haſtig und wendete ſich ab.

Nachdem das Feſt vorüber war, ließ er, wie alljährlich, das Getreide auf zwei große Schlitten laden und führte es mit ſeinem Knechte Jemilian zum Neujahrsmarkt in die Kreisſtadt.

Am 2. Januar kehrte der Knecht allein zurück. „Der Herr hat noch Geſchäfte beim Advocaten“, berichtete er, „er kommt erſt in drei Tagen“. Anuſia erſchrak tödtlich und lief zu ihrer Freundin, der Popadja. „Er kommt nicht wieder“, jammerte ſie. „Jetzt erſt verſtehe ich ſeine Reden und warum er die Kinder am Weihnachtsabend beſchenkt hat. Er hat Abſchied von ihnen nehmen wollen“.

Vater Leo verwies ihr dieſe Reden. „Wenn Du Deinen Gatten nicht beſſer kennſt“, ſagte er, „ſo kenne doch ich meinen Freund beſſer! Etwas Anderes betrübt mich, was hat er wieder bei dem Advocaten zu ſchaffen? Aber daß er Dir die Wahrheit hat ſagen laſſen, bezweifle ich nicht!“

Seine Zuverſicht trog ihn nicht. Schon am zweiten Tage kam Taras wieder. „Ich hab' es ja geahnt“, ſagte

er, als ihm Anuſia ſchluchzend in die Arme flog. „Du haſt Dich wohl wieder recht geängſtigt, weil ich mit dem Advocaten zu thun hatte? Darum beſchleunigte ich es auch nach Kräften und fuhr die Nacht durch".

„Was war es denn?" fragte ſie.

Er zog aus ſeinem Gürtel ein Päckchen hervor und entfernte den Umſchlag von Wachsleinwand. Ein großer Papierbogen lag darin, den hielt er ihr entfaltet vor.

„Des Kaiſers Beſcheid?" jubelte ſie. „Es ſteht ja ein Adler darauf!"

Er lachte bitter auf. „Nein, Liebſte. Der Adler iſt ein Stempel um fünf Gulden, und die Verweigerung meiner Bitte wird erſt in Monaten eintreffen, vielleicht in einem Jahre. So ein dummer Bauer kann ja auf ſein Schickſal warten, was liegt daran?" Dann aber änderte er den Ton und ſagte feierlich: „Höre, Anuſia! Auf dieſem Papier ſteht geſchrieben, daß ich Alles, was ich beſitze, meinen Kindern zum Eigenthum abtrete, Dir aber zur Nutznießung. Ich beſitze nun gar nichts mehr, als einiges Geld und einige Flinten".

„Warum?" rief ſie erblaſſend, „warum haſt Du es gethan?"

„Weil — weil" — der wahrhaftige Mann konnte ſchlecht lügen und gerieth in's Stottern — „weil ich befürchte, noch zu einer großen Geldſtrafe für den Proceß verurtheilt zu werden —"

„Du lügſt!“ ſchrie ſie. „Du willſt Dir das Leben nehmen!“

„Nein“, betheuerte er und ſchwor es ihr mit ſchweren Eiden zu. Sie aber blieb in wilder Angſt und ſchickte den kleinen Waſſilj raſch um den Popen. Der erſchien dann auch ſofort und las die Schrift mit Erſtaunen.

„Eine Abtretungs-Urkunde in aller Form“, ſagte er, „und vom Gerichte beſtätigt. Aber wozu, Freund, wozu?“

„Das kann ich Dir nicht ſagen“.

Der Pope blickte ihn an; auf dem finſteren Geſichte lag die Ruhe eines eiſernen Entſchluſſes. Da ſchwieg er, weil er erkannte, daß alles Fragen nichts fruchten würde. Erſt nach einer Weile begann er wieder: „Ich will nicht in Dich dringen, Taras, aber ſage mir das Eine: Haſt Du dem Advocaten Deine Gründe geoffenbart?“

„Nein“, erwiderte Taras. „Eben darum wollte mir auch der alte Doctor Starkowski die Schrift nicht aufſetzen. „Ich will wiſſen, was Du vor haſt“, ſagte er. Zum Glück wohnt jetzt auch ein anderer, jüngerer Doctor in der Kreisſtadt, und der hat ſich um meine Gründe nicht gekümmert“.

„Zum Glück?“ fragte der Pope mit ſcharfer Betonung.

„Zum Glück“, erwiderte Taras ebenſo. „Der Schritt iſt wohl erwogen!“

Wieder ſchwieg der Pope eine Weile. Dann begann

er von gleichgiltigen Dingen zu ſprechen, um endlich möglichſt harmlos zu fragen: „Was gedenkſt Du nun zunächſt zu thun?“

„Das habe ich Dir bereits vor Wochen geſagt“, erwiderte Taras. „Morgen iſt Dreikönigstag, übermorgen ziehe ich für mehrere Wochen zur Jagd aus“.

„Doch nicht allein?“

„Gewiß nicht. Ich nehme den Waſſilj Soklewicz mit, dann meine Knechte Jemilian und Sefko. Das heißt“, fügte er lächelnd hinzu, „wenn Du es geſtatteſt, Anuſia. Ich bin ja nicht mehr ihr Dienſtherr“.

„Scherze nicht ſo“, bat ſie. „Ich bin ſehr zufrieden, daß Du die Knechte mitnimmſt. In der Wirthſchaft iſt jetzt ohnehin wenig zu thun und Beide ſind treue tüchtige Leute. Willſt Du nicht auch wieder die Söhne des Simeon mitnehmen? Die guten Jungen freuen ſich ſchon ſo darauf“.

„Nein“, erwiderte Taras kurz, „das geht nicht an“. Bei dieſer Entſcheidung blieb er auch, als Hritzko und Giorgi am nächſten Tage zu ihm kamen und ihn dringend darum baten. „Haben wir uns etwa ungebührlich benommen?“ klagten ſie.

„Nein, ganz vortrefflich“, ſagte er ſehr freundlich. „Ihr ſeid Prachtjungen. Aber es geht doch nicht. Euer Vater iſt mein treuer Freund und ein alter Mann. Ich kann ihm ſeine beiden Söhne nicht — nicht in Gefahr bringen“.

„Aber es iſt gar keine Gefahr dabei!“ riefen ſie. „Wie ſchön war's im vorigen Jahre!“

„Auf der Bärenjagd kann Manches geſchehen“, erwiderte er. „Ich kann Eurem Vater gegenüber die Verantwortung nicht auf meine Seele nehmen. Um meine übrigen Begleiter ſteht es anders. Sie gehen allein durch's Leben, haben keine Eltern, keine Verwandten. Es iſt wirklich unmöglich, Kinder, ſo leid es mir thut“.

Er nahm herzlichen Abſchied von ihnen, ebenſo von ihrem Vater, Alexa und dem Popen. Sie Alle ließen ihn höchſt ungern ziehen, obwohl ſie ſich über den Grund ihrer Beſorgniß kaum ſelbſt klar waren. Nur Anuſia blieb tapfer. „Auf der Jagd iſt Dein Herz fröhlich“, ſagte das treue Weib, „und darum wünſche ich, daß Du recht lange ausbleibſt. Wann darf ich Dich erwarten?“

„Späteſtens in ſechs Wochen“, verſprach er.

So ſchieden ſie. Treulich nahm Anuſia wieder alle Sorgen der Wirthſchaft auf ſich und führte ein ſtrenges Regiment, wie ſie denn überhaupt an Entſchloſſenheit keinem Manne nachſtand. Das ſollte auch Jewgeni Turenko, der neue Richter erfahren.

Herr Hajek ließ ſich in dieſem Winter ſehr ſelten im Dorfe blicken. Aber wenn er kam, dann hatte auch Jewgeni ſeine ſchwere Noth. Denn der Mandatar blieb bei ſeiner Gewohnheit, möglichſt viel zu fordern, und der beſchränkte furchtſame Mann, der ihm nun gegenüberſtand, wußte die

gerechte von der ungerechten Forderung nicht so scharf zu unterscheiden, wie seine Vorgänger. So ließ er sich manches Zugeständniß ablocken oder abtrotzen, dessen Einhaltung ohne Pflichtverletzung unmöglich war. Und da er seine eigene Stellung im Dorfe nicht schädigen wollte, indem er seine Anhänger stärker belastete, so blieb ihm nichts übrig, als das Unrecht an seinen Gegnern zu verüben. Daß Anusia nun Strohwitwe war, schien ihm ein genügender Grund, um gerade bei ihr den Anfang zu machen. So erschien er denn eines Tages in ihrer Stube und befahl kurz, sie müsse fortab zwei Knechte zur Waldrobot stellen. „Das ist Unrecht", erwiderte sie ebenso kurz, „also geh' Deiner Wege!" Und als er ihr darauf seinen Befehl nochmals mit geballter Faust vorzudemonstriren suchte, da machte sie kurzen Proceß: der Consul von Zulawce verließ das Haus mit einiger Beschleunigung und trug auf seiner Nase fünf schöne deutliche Halbkreise eingedrückt . . .

Noch ehe die sechste Woche verstrichen war, erschien der alte Jemilian vor seiner Herrin. Er brachte ein prächtiges Bärenfell mit und berichtete, Taras lasse grüßen und bitten, ihm noch mehrere Wochen Urlaub zu gönnen, bis zum Palmsonntag.

„Ist er gesund?" fragte Anusia.

„Ganz gesund!"

„Und ist sein Herz fröhlich?"

„Ja!" erwiderte der treue Diener; daß er dabei die

Augen verlegen niederſchlug, ſah Anuſia nicht. Sie vertraute dem erprobten Manne, der ſchon an die zwanzig Jahre auf dem Hofe diente. „Mehr will ich nicht“, ſagte ſie, „wenn er wirklich heiteren Muthes iſt, ſo mag er im Walde bleiben, ſo lange es ihn freut. Freilich ſind es noch ganze fünf Wochen, aber ich will es tragen“.

Von ihr hinweg ging Jemilian zum Popen. „Mein Herr hat in des Kaiſers Kanzlei gebeten, daß der Beſcheid an Dich geſchickt wird. Er läßt fragen, ob der Brief noch nicht eingetroffen iſt?“

„Nein!“ erwiderte Leo. „Wie geht es ihm?“

Jemilian gab auch hier denſelben Beſcheid. Aber der Pope ließ ſich nicht täuſchen, obwohl er juſt an dem Tage unmöglich in der Stimmung ſein konnte, ſich viel um fremde Angelegenheiten zu kümmern; ſein jüngſtes Kind lag an den Blattern ſchwer danieder. Da es ſich jedoch hier um ſeinen beſten Freund handelte, riß ſich der wackere Mann gewaltſam aus ſeinem Kummer empor. „Höre“, ſagte er ſtreng. „Einen Prieſter belügt man nicht! Was treibt Ihr denn da droben?“

„Wir jagen eben“, erwiderte Jemilian verlegen. Doch als ihn der Pope wiederholt ſtreng vermahnte, da ſeufzte er tief auf und beichtete die Wahrheit. „Ach, Hochwürdiger“, klagte er, „ſo eine Jagd, wie ſie Taras betreibt, haben die Karpathen noch nicht geſehen, ſeit ſie zum Himmel emporragen. Gott muß ſeinen Verſtand verwirrt haben, eine

andere Erklärung weiß ich nicht. Als wir auszogen, meinten wir Alle, es ginge wieder zur „rothen Schlucht", etwa vier Meilen von hier, wo das beste Jagdrevier ist. Aber Taras führt uns weiter und weiter, immer tiefer in die Wälder hinein. Er beachtet nicht des Bären Spur, die wir kreuzen, und machen wir ihn aufmerksam, so zuckt er die Achseln. So ziehen wir langsam dahin, er richtet seinen Blick nur auf Feld und Wald und späht fortwährend in die Runde. Kommen wir in dichteren Wald, so nimmt er das Handbeil und kerbt Zeichen in die Bäume. Treffen wir auf einen Hirten, so fragt er ihn nicht aus, wie der Waldstand ist, sondern ob etwa diese Gegend einen besonderen Namen hat und was ihre Merkzeichen sind. Und dasselbe thut er, wenn wir in einer Hütte Einkehr halten. Er befreundet sich mit den Leuten, beschenkt sie mit Pulver und Blei und begehrt zum Entgelt nichts von ihnen, als höchstens einen Wegweiser. So ziehen wir weiter, in der Hauptrichtung immer gegen Sonnen-Untergang, aber kreuz und quer, von Berg zu Berg, von Schlucht zu Schlucht. Immer dichter wird der Wald, immer schroffer das Gestein, wir müssen mühsam das glitzernde, eisumstarrte Strauchwerk brechen und mit Händen und Füßen emporklettern .... Ach, Hochwürdiger, seit dreißig Jahren jage ich in den Bergen, aber was die Karpathen sind, weiß ich erst jetzt!"

„Und hast Du ihn gefragt, was das bedeuten soll?"

„Ei wohl! aber was nützt es? Wie oft habe ich

ihm zugeſprochen: „Wozu dieſes Herumſtreifen in der winterlichen Oede? Ich würde ſchweigen, wenn Du wenigſtens Freude daran hätteſt. So aber ziehſt Du, zu Tode betrübt, durch die Wildniß, Herr, wozu?" Er gibt immer dieſelbe Antwort, welche keine iſt: „Es iſt eben nothwendig, Leute! Und wenn Ihr mich lieb habt, ſo werdet Ihr mir folgen". Nun, Hochwürdiger, lieb haben wir ihn wahrhaftig, wer kennt ihn und würde nicht ſein Herzblut für ihn hingeben wollen? . . . Und ſo folgten wir ihm denn, gehorſam, wie die Schafe, zuerſt, wie geſagt, immer der Sonne nach, etwa zwanzig Tage lang, bis wir endlich zu einer Hütte kamen, deren Bewohner auch noch Huzulen waren, aber ſchon ganz anders redeten, als wir. „Wir gehören zur Marmaros", ſagten ſie. Dort übernachteten wir, und es begab ſich auch da, wie überall. Wenn Taras mit den Leuten zu reden beginnt, ihnen erzählt, wie es ihm ergangen, und ſie um ihr Leben fragt, da iſt es, als hätte er ſie bezaubert: ſie beugen ſich vor ihm und ſind froh, ihm dienlich zu ſein. Ja, Hochwürdiger, er hat, wenn er will, eine große Macht über die Menſchen, das haben wir auf unſerer Streife ſo recht geſehen! Alſo, von jener Hütte weg führte er uns wieder nach Pokutien zurück. „Der Ausflug nach Ungarn wird uns ſehr nützlich ſein", ſagte er lächelnd, „aber nun wollen wir uns wieder zur Heimath wenden". Das war ja vernünftig, und ſo fragte ich in meiner Freude gar nicht, wie und warum es uns nützlich

ſein könnte, über vereiſtes Felsgeſtein bis in die Marmaros gekrochen zu ſein. Aber auch dieſe Freude ſollte mir vergällt werden, denn wohl führte er uns eine Weile wieder der Sonne entgegen, dann jedoch nordwärts, abermals über Berg und Schlucht, an die zehn Tage. Und er trieb es auch da ganz ſo, wie früher: das beſte Wild kam uns in die Quere, aber er that keinen Schuß, ſondern achtete nur auf die Gegend. Endlich hielt er an — wir waren ſchon weit über Delatyn hinaus — gönnte uns einen Raſttag und führte uns in Eilmärſchen wieder in die hieſige Gegend zurück, zur „rothen Schlucht“. Vorgeſtern Abends trafen wir ein, übernachteten in der Einſchichte des alten Michalko, und geſtern Morgens begaben wir uns endlich zur Jagd. Das Glück war uns günſtig, ſchon zwei Stunden ſpäter kam uns ein Bär in Sicht, und Taras ſtreckte ihn nieder, ohne viel zu zielen, aber die Kugel war dennoch mitten zwiſchen die Augen gegangen. Das war das erſte Mal in den ſechs Wochen, Hochwürdiger, daß ich ihn habe lächeln ſehen; der gute Schuß freute ihn. Dann weideten ich und Lazarko den Bären aus und er ſchickte mich mit dem Felle heim . . .“

„Welcher Lazarko?“ fragte der Pope erſtaunt.

Jemilian war in großer Verlegenheit. Er ſchlug die Augen nieder und ſein Geſicht röthete ſich. „Eben, ein Burſche . .“ ſtammelte er, „aus der Gegend dort . . .“

„Da iſt etwas nicht in Ordnung“, ſagte der Pope.

„Es gereicht Dir zur Ehre, Mann, daß Du ſo ſchlecht lügen kannſt. Aber was man nicht kann, ſollte man auch nicht verſuchen".

„Der Herr hat es ja verboten", entſchuldigte ſich der Knecht. „Auf's ſtrengſte hat er mir eingeſchärft, im Dorfe des Lazarko nicht zu erwähnen. Er meinte, es könne dem armen Jungen ſchaden . . ."

„Lazarko?" fragte der Pope und rieb ſich die Stirne. Dann aber rief er erſchreckt: „Es iſt doch nicht der Lazarko Rodakowicz aus Solince?!"

„Derſelbe, Hochwürdiger", beſtätigte Jemilian.

Der Pope trat erbleichend zurück. „Und dieſen Menſchen duldet Taras in ſeiner Nähe? Oder weiß er nicht, daß Lazarko ein Mörder iſt? Der Burſche hat den Mandatar ſeines Dorfes erſchoſſen!"

„Ja! Aber er hat es nur deshalb gethan, weil der Mandatar ſeine Braut entehrt hat".

„Das iſt richtig. Ich habe alle Drei genau gekannt; Solince liegt ja nur eine halbe Stunde von Borkowka, meinem früheren Pfarrorte. Der Mandatar war ein Wüſtling, das Mädchen brav und auch Lazarko bis dahin ein Burſche, dem ſich nichts Uebles nachreden ließ. Aber Mord bleibt immer ein furchtbares Verbrechen, und Lazarko büßte ſeine Unthat nicht, ſondern fügte eine neue hinzu: er entfloh in die Berge, trat in die Bande des „grünen Giorgi" und wurde ein Straßenräuber, ein

„Hajdamat". Das wenigſtens, hoff' ich, hat Taras nicht gewußt".

„Doch", erwiderte Jemilian. „Von der Bande des Giorgi iſt er ja zu uns gekommen. Aber da mir einfältigem Menſchen nun einmal der Name entſchlüpft iſt, will ich Dir auch die ganze Wahrheit ſagen. Als wir über die „rothe Schlucht" hinauszogen, tiefer in die Berge hinein, da machten wir uns darauf gefaßt, auch einigen „Hajdamaken" zu begegnen. Dort iſt nun einmal ihr Reich, und alle „Weißröcke" (Soldaten) werden ſie nicht daraus vertreiben. Aber Furcht empfanden wir dabei nicht: vier muthige bewaffnete Männer, die haben ja höchſtens den Teufel zu fürchten, aber keinen Menſchen. Auch weißt Du ja, Hochwürdiger, daß die Hajdamaken faſt nie einen Bauer oder Juden angreifen; ſie führen ihren Kampf mit den polniſchen Schlachzizen und höchſtens noch, wenn ſie müſſen, mit den „Weißröcken". So ſchritten wir denn unbeſorgt weiter, und der Erſte, der uns in den Weg lief, ſah auch wahrlich nicht ſchreckhaft aus, obwohl er bis an die Zähne bewaffnet war: ein bartloſes Milchgeſicht, halb verhungert und erfroren. Unſer Feuer lockte ihn an; zähneklappernd kam er geſchlichen und bat demüthig, ſich wärmen zu dürfen. Aber Taras trat ihm entgegen. „Wir wollen zuerſt ſehen, ob Du es werth biſt!" herrſchte er ihn ſtreng an. „Lebt Deine Mutter noch?" — „Sie iſt todt!" — „Nun, dann beantworte meine Frage, ſo wahrhaftig, als Du wünſcheſt,

daß Deine Mutter Frieden habe in ihrem Grabe. Der Schwur wird wohl auch einem Burſchen wie Du heilig ſein! Warum biſt Du in die Berge gegangen?" — „Eben weil mein Mütterchen todt iſt", klagte der Burſche. „Es kam eine Stiefmutter in's Haus, welche den Vater gegen mich aufſtachelte. Ich, der Erbſohn, mußte die niedrigſten Dienſte thun und wurde dabei behandelt, wie ein Hund. Da lief ich davon!" — „Und warum in die Berge? Warum nicht in ein anderes Dorf, Dir Dein Brot als Knecht zu verdienen?" — Der Burſche blickte zu Boden. „Ich hatte ſo viel von dem luſtigen Leben da droben gehört", ſtammelte er. — „Hinweg!" rief Taras. „Alſo aus Faulheit, aus wüſter Gier biſt du Hajdamak geworden! Hinweg!" Da ſchlug ſich der Burſche wieder in die Büſche. Aber drei Tage ſpäter, da hatten wir eine ernſtere Begegnung mit ſeinesgleichen. Wir waren ſchon tief im Herzen des Bergwaldes, nahe der Marmaros, und lagen des Abends in einer verlaſſenen „Obora" (Viehhürde) um ein Feuer gelagert, als plötzlich viele Bewaffnete eintraten, an ihrer Spitze ein hübſcher junger Mann mit keck aufgedrehtem Schnurrbärtchen, die weiße Bunda loſe über den Schultern, daß darunter das prächtige grüne, mit Silberfäden beſtickte Wamms hervorguckte . . ."

„Der grüne Giorgi!" rief der Pope und bekreuzte ſich unwillkürlich.

„Ja, der war's! Du weißt, welche Gerüchte über ihn

gehen: daß er an mehreren Orten zugleich ſein kann und alle Menſchen im Lande genau mit Namen und Schickſal kennt, ohne ſie je vorher geſehen zu haben. Wie das zugeht, weiß ich nicht, aber uns kannte er wirklich. „Sei gegrüßt, Taras!“ ſagte er freundlich. „Ich gedenke, morgen eine Jagd abzuhalten, und da kann mir der beſte Bärenjäger in den Karpathen nur ein hochwillkommener Gaſt ſein!“ Aber Taras ſchlug in die dargebotene Hand nicht ein. „Wenn Du mich ſo genau kennſt, Giorgi“, ſagte er, „dann weißt Du auch, daß ich niemals aus Klugheit heuchle. Wir ſind unſer vier Mann, Ihr aber, ſoviel ich ſehe, zehn; wir führen nur Flinten, Ihr auch Piſtolen. Wenn Ihr uns angreifen wollt, ſind wir verloren. Und dennoch ſage ich Dir: Weder jage ich mit Dir, noch bleibe ich in Deiner Geſellſchaft einen Athemzug länger, als nöthig. Ein Menſch, wie Du, verpeſtet einem Menſchen, wie ich, die Luft“. Giorgi wurde bleich. „Warum?“ knirſchte er und griff nach dem Gurt, in dem ſeine ſilberbeſchlagenen Piſtolen ſteckten. „Das bin ich Dir zu ſagen ſchuldig“, erwiderte Taras. „Hajdamak zu ſein, iſt ein trauriges Handwerk, aber es gibt Fälle, wo man es werden muß. Bei Dir trifft dies nicht zu. Du biſt entwichen, weil Dir die ſtrenge Zucht unter den „Weißröcken“ nicht behagte! Und zudem treibſt Du das traurige Handwerk auch noch ſchmählich und grauſam. Als Dich im jüngſten Herbſte die Bauern von Roskow gegen ihren harten Herrn zu Hilfe riefen, da haſt

Du nicht blos dieſes Polen Hof geplündert, ſondern auch die Schänke; haſt nicht blos den Wütherich gemordet, ſondern auch den Schänker, obwohl dieſer arme Jude nur das Verbrechen begangen hatte, einige Gulden zu beſitzen. Und ſolcher Geſchichten könnte ich Dir noch mehrere erzählen, doch denke ich, Du haſt genug". In der That hatte der Räuber genug an dieſer Rede; ſinnlos vor Wuth riß er die Piſtole aus dem Gurt. Wir Drei aber, Seſko, Waſſilj und ich, hatten inzwiſchen unſere Flinten auf ihn angeſchlagen, während ſeine Leute ſich nicht rührten und nur düſter vor ſich niederblickten. Gleichwohl hätte er losgedrückt, wenn nicht Einer von ihnen ihm in den Arm gefallen wäre und haſtige Worte in's Ohr geflüſtert hätte. Giorgi beſann ſich, muſterte ſeine Gefährten finſteren Blickes und wendete ſich zum Gehen. „Tropf!" rief er dem Taras zu, „Du biſt mir keinen Schuß Pulver werth!" Aber am nächſten Morgen erfuhren wir, was wir ohnehin ſchon ahnten, daß er nur deshalb vom Kampfe abgeſtanden, weil er auf ſeine Leute nicht mehr bauen konnte. Denn als ehrliche Hajdamaken waren ſie ihm gefolgt und nicht als Mordbrenner . . ."

„Ein Hajdamak iſt niemals ehrlich!" fiel Vater Leo heftig ein.

„Nun, gleichviel, was man eben ſo nennt", bemerkte Jemilian ſchüchtern. „Am nächſten Morgen kamen denn alſo zwei ſeiner Leute zu uns, Lazarko und Iwan, erzählten

uns dies und baten Taras flehentlich, ſie unter ſeinen Schutz zu nehmen, weil ſie des ſchändlichen Lebens ſatt ſeien. Dem Lazarko gewährte er die Bitte, dem Iwan nicht, obwohl auch dieſer bei ſeiner Mutter Grabe beſchwören konnte, daß er gleichfalls aus einem ehrlichen Grunde . . .“

„‚Ehrlich‘ und wieder ‚ehrlich‘!“ unterbrach ihn der Pope abermals und noch heftiger.

„Oder was man eben ſo nennt“, ſagte Jemilian wieder kleinlaut. „Iwan war nämlich deswegen Hajdamak geworden, weil er einen Steuer-Eintreiber erſchlagen, der ſeiner Mutter, einer armen Witwe, die beiden Ziegen, die ſie beſaß, widerrechtlich hatte wegpfänden wollen . . .“

„Und das ſoll ein ehrlicher Grund ſein?“

„Taras ließ ihn dafür gelten. Er ſtieß den Burſchen nur deshalb von ſich, weil dieſer im Vereine mit dem Giorgi eine heimtückiſche Unthat verübt. „Vor einigen Wochen“, berichtete er unter Thränen, „als wir in der unteren Bukowina ſtreiften, erfuhr der Hauptmann, daß ein jüdiſcher Weinhändler aus Czernowitz in ſeinem Wägelchen allein auf der Bergſtraße nach Siebenbürgen reiſe, um drüben Rothwein einzukaufen. Da verkleidete er ſich als armer Bauer, hieß mich dieſelbe Gewandung anlegen, und wir harrten an der Straße auf den Händler. Als er herangefahren kam, bat ihn Giorgi, uns auf ſeinem Wägelchen mitzunehnen, und er geſtattete es freundlich,

obwohl der Raum eng war. So fuhren wir zwei Stunden in ruhigem Gespräche dahin; aber als wir in das enge, finstere Thal der Putna kamen, da betäubte ihn Giorgi durch einen furchtbaren Faustthieb auf den Schädel und hieß mich dann losdrücken. Ich gehorchte, jedoch meine Hand zitterte so, daß die Kugel blos den Arm des Bewußtlosen streifte. Darauf zog Giorgi seine Pistole hervor und gab ihm den Rest!" — So erzählte Iwan unter Seufzern und Stöhnen, und wir Alle waren entsetzt, aber am tiefsten schien Taras davon ergriffen. „War es nicht", fragte er bebend, „ein stattlicher, rothbärtiger Mann mit freundlichen blauen Augen?" — „Ja, ja", stöhnte Iwan, „ich sehe diese Augen noch oft im Traume ..." — „Hund!" schrie Taras, „ich habe den guten Mann gekannt; auch mir hat er einmal den gleichen Liebesdienst gethan. Aber auch wenn ich ihn nicht gekannt hätte, hinweg, Raubmörder!" — „Gnade", jammerte Iwan, „ich mußte dem Hauptmann gehorchen, und dann handelte es sich ja nur um einen Juden". — „Hinweg!" wiederholte Taras wild. „Ein Jude ist auch ein Mensch, und zu einem Morde darf man sich nicht zwingen lassen". — Iwan fiel auf die Kniee. „Wenn Du mich nicht mitnimmst", rief er, „dann gebe ich mir selbst den Tod!" — „Das wird gut sein", rief Taras, „Du verdienst kein besseres Ende!" Wir ließen ihn zurück und zogen weiter, er aber hat Wort gehalten. Erst vorgestern erzählten uns die Söhne des alten Michalko, daß

ſie ihn im Walde todt gefunden, die abgeſchoſſene Piſtole in der Hand. Wir bemitleideten ihn; nur Taras verzog keine Miene . . .“

Der Pope war während der Erzählung erregt in der Stube auf und ab geſchritten. Nun blieb er vor dem Knechte ſtehen. „Das alſo ſind Eure Vergnügungen?!“ rief er und ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen. „Das nennt Taras eine Jagd, welche das Herz fröhlich macht?! Und was das Unheimlichſte dabei iſt, er bekommt das wüſte Leben nicht ſatt! Jetzt will er erſt am Palmſonntag heimkehren? Wer bürgt uns dafür?“

„Sein Eid“, erwiderte der Knecht. „Ich habe mich nicht weniger geängſtigt als Du, und hätte mich nicht als ſein Bote brauchen laſſen, wenn er mir nicht vorher feierlich zugeſchworen hätte, daß er zum Palmſonntag heimkehrt“.

Der Pope athmete erleichtert auf. Dann aber fragte er wieder: „Hat er Dir nicht geſagt, wozu er dieſe Wochen verwenden will?“

„Nicht deutlich, aber ſo hier und da ein halbes Wort. Daraus entnehme ich, daß er uns nun durch die Bukowina führen will . . .“

Leo blieb ſtehen und ſtarrte den Knecht erſchreckt an. Und dieſes Erſchrecken ſchien ſich allmälig zum Entſetzen zu ſteigern. Man ſah es ſeinem ehrlichen, wohlgenährten Geſichte deutlich an, wie ein furchtbarer Gedanke immer

größere Macht über ihn gewann. Er wurde roth, dann bleich, und der Schweiß trat ihm auf die Stirne. Er wischte ihn langsam mit der äußeren Handfläche ab. „Jemilian . . .“ murmelte er.

Der Knecht hatte kein Auge von ihm gewendet und all' die Empfindungen spiegelten sich auch auf seinem Antlitz. Nun aber streckte er die Hände wie abwehrend gegen den Priester aus. „Nein, Herr!“ schrie er mit markerschütternder Stimme. „Beflecke einen reinen Menschen nicht mit solchem Verdachte!“

Der Pope seufzte tief und schwer, dann begann er wieder schweigend in der Stube auf und ab zu gehen.

Das dauerte eine geraume Weile, während welcher der Knecht still brütend vor sich niedersah. Als er endlich eine Bewegung machte, fuhr Leo zusammen, wie aus einem Traume aufgeschreckt. „Geh' mit Gott“, sagte er mit zitternder Stimme. „Erzähle ihm unser ganzes Gespräch, sage ihm, daß ich bestimmt hoffe, ihn zum Palmsonntag wiederzusehen. Hätte ich nicht das Unglück im Hause, ich würde die vier Meilen nicht scheuen, mit Dir zu gehen, und versuchen, ob ich ihn nicht schon jetzt zur Rückkehr bewegen könnte . . “

„Kennst Du ihn so wenig?“ sagte der treue Mann mit traurigem Lächeln. „Eher könntest Du den Pruth bewegen, bergauf zu fließen. Aber seinen Eid wird er halten!“ Er seufzte tief auf. „Gewiß!“ setzte er halblaut hinzu.

„Doch mußt Du ihn trotzdem immer in Dein Gebet einſchließen, er kann es brauchen!“

Der Knecht ging. Leo kehrte wieder an das Lager ſeines jüngſten Bübchens zurück. Es lag in heftigem Fieber, die Händchen, die man ihm feſtgebunden, damit es nicht an die ſchmerzhaften Puſteln taſte, zuckten krampfhaft.

Der Phyſicus, der zwei Tage vorher dageweſen, hatte gemeint, die Krankheit werde guten Verlauf nehmen, nur habe ſie ihre Höhe noch nicht erreicht. Das bewährte ſich denn auch, aber es dauerte lange, bange zwölf Tage, bis die Gefahr überwunden war. Das geprüfte Elternpaar konnte deshalb doch nicht fröhlich werden, denn nun wurden auch die beiden älteſten Knaben von derſelben tückiſchen Krankheit ergriffen, und all' der angſtvolle Kummer begann von Neuem. Es wäre dem guten Leo kaum zu verargen geweſen, wenn er in dieſer Schmerzenszeit nicht des fernen Freundes gedacht hätte, umſomehr, da nun auch der tägliche Beſuch der Anuſia unterblieb; ſie mußte ſich fernehalten, um die eigenen Kinder vor der Krankheit zu bewahren. Gleichwohl dachte er viel und mitleidsvoll an den armen Mann und ſeinen ſeltſamen Jagdzug. Es hätte nicht erſt des traurigen Mahnzeichens, welches am Sonntag Judica eintraf, bedurft, um ihn wieder daran zu erinnern.

An dieſem Tage ward dem Popen endlich durch einen Boten des Kreisamtes die Entſcheidung über das Majeſtäts-

geſuch zugeſtellt. Er wußte im voraus, wie ſie lautete, und zögerte doch lange, ehe er das Siegel brach. Mühſam hatte er jene qualvollen Gedanken niedergekämpft, welche ihn bei der Unterredung überkommen, nun tauchten ſie doch wieder auf. Ihm war's zu Muthe, als wäre dieſes rothe Wachsſiegel mit dem Herzblut des beſten, rechtlichſten Menſchen gefärbt, dem er auf Erden begegnet. Er empfand eine tiefe Scheu, es zu brechen, und als er es dennoch that, ſeufzte er auf. Sein Vorgefühl war ein begründetes geweſen; die Schrift enthielt nicht blos die Abweiſung des Geſuches, ſondern auch einen ſcharfen Verweis ob der muthwilligen Behelligung des Monarchen. Der Pope erſchrak. „Das darf Taras nie erfahren", dachte er, „ich werde ihm das Schreiben nicht wörtlich überſetzen".

Aber ſchon in den nächſten Tagen verbreitete ſich die Kunde im Dorfe, der Herr Kaiſer habe dem Taras geſchrieben: „Du Lump, wenn Du noch einmal des Proceſſes wegen Lärm ſchlägſt, ſo laſſe ich Dich in Ketten ſchlagen und in's Gefängniß führen!" In dieſer Faſſung erzählte der Herr Korporal die Entſcheidung der Kabinets-Kanzlei; ſein Gewährsmann war Haraſim Woronka, welcher, nun gänzlich herabgekommen und verarmt, als Taglöhner im Schloſſe diente. Herr Hajek hatte die Mittheilung aus der Kreisſtadt erhalten und dem Maier Boleslaw aufgetragen, ſie zu verbreiten. Vater Leo ärgerte ſich ſehr, als ihm das Gerücht zu Ohren kam. Nun blieb ihm doch nichts

übrig, als dem Taras den vollen Wortlaut mitzutheilen, in welchem doch wenigſtens von Ketten und Gefängniß keine Rede war. Aber gleichzeitig nahm er ſich vor, den Seelenzuſtand des Mannes mit Entſchiedenheit zu ergründen. Die bevorſtehende öſterliche Beichte bot dazu die beſte Handhabe.

So verſtrichen die wenigen Tage vom Sonntag Judica bis zum Palmſonntag. Der Vorfrühling brach mit Macht herein, der Schnee ſchmolz, die Lüfte wehten lau, und alle Herzen wurden fröhlich. Der Pope hatte noch beſonderen Grund, den frühen Lenz zu ſegnen; nun, da der duftige, belebende Hauch in die Krankenſtube drang, genaſen die beiden Knaben raſcher. Gleichwohl löſten ſich die ſorglichen Eltern noch immer regelmäßig zur Wache an ihrem Lager ab.

So traf auch die Nacht vom Samſtag auf den Palmſonntag den Popen wachend in der matterhellten Stube. Im Hintergrunde ſchlummerten die beiden Kinder, er ſchritt zwiſchen ihrem Lager und dem Fenſter leiſen Trittes auf und nieder. Immer wieder blieb er an einem der Bettchen ſtehen und ſah gerührt auf die bleichen, aber von der Krankheit unentſtellt gebliebenen Geſichtchen; dann trat er an's Fenſter und ſchaute in die herrliche Vollmondnacht hinaus. Im taghellen Lichte lag die Dorfſtraße, ſtill und feierlich; ſchimmernd ſtreckten ſich die unbelaubten Aeſte, an denen eben die erſten Knospen hervorbrachen,

in den azurnen Himmel und erzitterten zuweilen leiſe im Frühlingswinde. Von fernher klang ab und zu der unheimliche Ruf eines Uhu durch die Nacht; er gilt allgemein als Todesvogel, aber in dieſer lichten Stunde horchte der Pope kaum auf das ſeltſame Getön, noch bedrückte es ihm das Gemüth. Bewegt hob der fromme Mann Aug' und Herz zu dem empor, deſſen Gnade ihm ſein Liebſtes auf Erden aus Todesgefahr errettet. Nie waren ihm frömmere, tiefere Gedanken gekommen. „Ach!“ dachte er, „wenn ich nur Alles ſagen könnte!“ Dann ſchritt er wieder auf und ab und ſuchte nach Worten für ſein Empfinden und flüſterte ſie leiſe vor ſich hin; er arbeitete an der Predigt, die er am Morgen halten wollte.

Da vernahm er plötzlich vom Fenſter her ein leiſes Klirren, ein Finger klopfte ſchüchtern an die Scheibe. Der Pope fuhr zuſammen und wendete ſich raſch dahin. Vor dem Fenſter ſtand eine hohe, dunkle Geſtalt. Als er dicht herantrat, erkannte er Taras.

Raſch öffnete er das Guckfenſterchen. „Sei gegrüßt“, ſagte er herzlich. „Es iſt ſchön, daß Du Wort gehalten“.

„Ich bin vor einer Stunde heimgekommen“, erzählte Taras. „Die Meinigen ſind Alle wohl. Aber Du haſt viel Trübſal erlitten?“

Der Pope berichtete freudig, wie nun auch in ſein Haus wieder das Glück eingekehrt. „Willſt Du nicht eintreten?“ fragte er dann.

„Es iſt ſo ſpät“, erwiderte Taras. „Ich wollte nur nach Dir ſehen. Und dann, geſtern begegnete ich am Czeremosz zufällig den Söhnen des Simeon, und die beiden Jungen erzählten mir betrübt von dem Beſcheide, den Du für mich bewahrſt“.

„Aber er lautet ganz anders, als ſie Dir wohl berichtet haben“, rief der Pope eifrig. „Alles Andere wollen wir uns für morgen aufſparen, aber dieſe Laſt ſoll Dir nicht einen Athemzug länger das Herz bedrücken. Ich will es Dir gleich ſagen, es ſind nur wenige Zeilen und ich habe ſie ſo oft geleſen, daß ich ſie nahezu auswendig kann. Alſo, das Geſuch wird abgeſchlagen, weil Dein Begehren, wie das Gutachten des Obergerichts beweiſe, unberechtigt ſei. Dann wirſt Du wegen der muthwilligen Behelligung des Kaiſers vermahnt; ſie wird Dir blos deshalb verziehen, weil Du Alles aus Eifer für die Gemeinde gethan. Schließlich heißt es wörtlich: „Auch wird der Unterthan Taras Barabola angewieſen, ſich fortab jeder weiteren Beläſtigung Sr. Apoſtoliſchen Majeſtät oder der Behörden zu enthalten und ſich dem Rechte zu beugen“. Das iſt Alles, ich verſchweige Dir nichts! Von Ketten und Gefängniß ſteht keine Silbe darin. Es iſt ja ohnehin ſchon ſchlimm genug“.

„Schlimm genug“, ſagte Taras langſam und laut. „Wie ſind nur die letzten Worte?“

Der Pope blickte ihn forſchend an. Er konnte ſeine

Züge in dem klaren Lichte genau unterſcheiden, ſie waren ruhig. So willfahrte er denn ſeinem Wunſche.

„Und ſich dem Rechte zu beugen“, wiederholte Taras abermals laut und langſam. „Gute Nacht!“

Der Pope ließ ihn ungerne fort, aber es hatte bereits früher Ein Uhr geſchlagen, die Stunde, wo er den Kindern wieder den Heiltrank einflößen mußte; darum begnügte er ſich, den Abſchiedsgruß herzlich zu erwidern, und trat dann zum Tiſche zwiſchen die beiden Bettchen, wo das Fläſchchen neben der Nachtlampe ſtand.

Eben wollte er danach greifen, da — plötzlich, urplötzlich, zerriß ein entſetzlicher Schrei die Stille der Nacht; er klang gedämpft, wie aus der Ferne, aber ſo ſchauerlich, ſo röchelnd, ſo todesbang, daß der Hörer entſetzt zuſammenfuhr und ſelbſt einen leiſen Schrei ausſtieß. Die Kinder waren erwacht und begannen nun heftig zu weinen; er aber ſchüttelte endlich das lähmende Entſetzen von den Gliedern ab und ſtürzte an's Fenſter. Es war draußen wieder ſtille geworden, nachdem der Schrei verhallt, dennoch war er darauf gefaßt, das Furchtbarſte zu ſchauen.

Aber er erſpähte nichts, was ihn hätte erſchrecken können; das Vorgärtchen, die Straße und jenſeits die Gärten lagen im vollen klaren Mondlichte ſtill und verödet. Nirgendwo die Spur eines lebenden Weſens und kein anderer Laut, als das leiſe Kniſtern der

Zweige, wenn sie ein Windhauch bewegte. War es Taras gewesen? Hatte sich jener furchtbare Schrei einer Menschenbrust entrissen? Der Pope wußte sich keine Antwort auf diese Frage. Da kam ihm der Raubvogel in's Gedächtniß, dessen Ruf er früher vernommen. „Der Uhu wird inzwischen dicht an's Haus geflogen sein", murmelte er vor sich hin und lauschte, ob sich der Ruf nicht wieder vernehmen lasse. Aber es blieb Alles still, nur der Wind wühlte stärker in den Aesten.

Der Pope bekreuzte sich und schritt langsam dem Lager seiner Kinder zu. Er beruhigte die Kleinen, flößte ihnen von dem Heiltranke ein und schritt wieder in der Stube auf und ab. Er versuchte, den Faden seiner Gedanken aufzunehmen und die Predigt zu formen, aber es gelang ihm schlecht. Immer wieder mußte er innehalten und lauschen; aber nur die leisen Stimmen der Nacht klangen an sein Ohr, kein schriller Laut, auch der Uhu schwieg . . .

So verging ihm langsam und in trüben Gedanken die Nacht. Als der Morgen graute, trat die Popadja ein, ihren Gatten abzulösen. „Väterchen", begann sie, „träumte es mir nur oder hörte ich es wirklich? Ich lag im Halbschlummer, als plötzlich ein gräßlicher Laut an mein Ohr schlug, es klang wie der Hilferuf eines Menschen, dem man die Kehle zuschnürt . . ."

„Du wirst geträumt haben", murmelte der Pope

und eilte in ſeine Stube. Es ging auf Sieben, in einer Stunde begann die Meſſe; er mußte ſich beeilen, wenn er noch wenigſtens die Hauptpunkte der Predigt feſtſtellen wollte.

Aber er kam nicht dazu. Während des Umkleidens überfiel ihn plötzlich ſo heftig, ſo brennend die Sorge um den Freund, daß er dem inneren Zwange gehorchen mußte. Raſch griff er nach dem Mantel und eilte auf die Straße, dem Hofe des Taras zu.

Vor dem Hofe ſpielten die beiden älteſten Knaben. Sie waren bereits im Sonntagsſtaat, trugen neue Tuchmützen mit bunten Federn und bliesen luſtig auf blechernen Trompeten die ſchrillſten Mißtöne. Als ſie den Popen gewahrten, liefen ſie auf ihn zu und küßten ihm die Hand. „Vater iſt heute Nacht heimgekommen", erzählten ſie jubelnd. „Und dieſe Mützchen hat er uns mitgebracht und dieſe Trompeten!"

„Iſt er daheim?" fragte der Pope.

„Nein — beim Jewgeni!"

„Bei dem Richter?"

„Ja, bei dieſem Menſchen", erwiderte der kleine Waſſilj verächtlichen Tones. „Er hat aber nur Geſchäfte mit ihm, aus Freundſchaft beſucht man einen ſolchen Kerl nicht!"

„Und die Mutter?"

„Kleidet ſich eben zur Meſſe an".

„Sagt dem Vater, er möge gleich nach der Predigt zu mir in die Sacriſtei kommen — verſteht Ihr? . . . gleich nach der Predigt!"

Waſſilj verſprach, es auszurichten. „Ich weiß auch, weswegen", ſetzte er ſelbſtbewußt hinzu, „wegen des Beſcheides aus Wien".

Unruhigen Herzens trat der Pope den Heimgang an. „Was er nur wieder beim Richter will?" dachte er.

Aber er ſollte nicht lange darüber im Unklaren bleiben. Als er ſich dem Pfarrhofe näherte, ſah er den Jewgeni eben in die Thür treten. „Gut, daß ich Dich noch treffe, Hochwürdiger", begann der Mann verlegen. „Ich habe Dich nämlich um einen Rath zu fragen. Mein Bruder Konſtantin meint nämlich ſo, und alle anderen Leute meinen anders. Wem ſoll ich nun folgen?"

„In welcher Sache?"

„Nun, wegen dieſes Taras. Alſo, nämlich in der Morgenfrühe kommt er zu mir und ſagt: „Richter", ſagt er, „ich erſuche Dich, gleich nach der Predigt die „große Verſammlung" anzuordnen, nämlich nicht blos die Hausväter, ſondern alle Bewohner des Dorfes. Denn", ſagt er, „Richter", ſagt er, „der letzte Beſcheid aus Wien iſt eingetroffen, und ich wünſche, der Gemeinde Rechenſchaft abzulegen. Ob Du nun mein Feind biſt", ſagt er, „oder mein Freund", ſagt er, „dieſes Recht wirſt Du mir nicht weigern". Nun bin ich, Hochwürdiger. nämlich alſo wirk-

lich kein Freund dieſes Taras. Denn erſtens iſt er ein Feind des Kaiſers, und zweitens ein Baſtard und drittens ſo ein Podolier, der ſich im Dorfe eingeniſtet hat, und viertens hat mir ſein Weib . . .“ —

Er ſtockte verlegen und griff ſich unwillkürlich an die Naſe, auf welcher einſt die fünf Halbmonde ſo deutlich geprangt. Der Pope kannte die Bedeutung dieſer Geberde, aber ihm war nicht ſcherzhaft zu Muthe. „Ich weiß“, ſagte er haſtig, „Du biſt leider ein Feind dieſes trefflichen Mannes. Aber welchen Beſcheid haſt Du ihm gegeben?“

„Gar keinen“, erwiderte der Richter mit kläglicher Stimme. „Ich mußte ja vorher meinen Bruder Konſtantin befragen. Nun, der iſt alſo dagegen. „Willſt Du“, ſagt er, „daß der Lump die Leute beſchwatzt? Was geht uns“, ſagt er, „der Proceß an? Er ſoll nur“, ſagt er, „an dem Brocken erſticken, den er ſich ſelbſt in die Suppe geſchnitten hat“. Ja, ſo waren ſeine Worte!“

„Pfui!“ rief der Pope. „Aber die Anderen, die Du fragteſt, waren hoffentlich vernünftiger und gerechter?!“

„Alſo nämlich“, wendete Jewgeni ſchüchtern ein, „mein Bruder iſt ja eigentlich ein Herr Korporal! Aber allerdings die Anderen, ſowohl die beiden Aelteſten, als auch einige Hausväter, „nun alſo“, ſagen ſie, „hören wir ihn“, ſagen ſie, „das iſt ſein gutes Recht“. Und was ſoll ich nun thun?“

„Die Verſammlung berufen!“ rief der Pope. „Soll

der arme Mann, der so schwere Opfer an Zeit, Geld und Kraft für die Gemeinde gebracht hat, nicht einmal die Genugthuung haben, Euch beweisen zu dürfen, daß er weit über seine Pflicht hinaus Euer Recht vertreten? Das wäre himmelschreiend!"

„Nun, nun", begütigte ihn der Richter und küßte ihm die Hand. „So will ich denn die Versammlung gleich nach der Predigt anordnen. Den Anderen lasse ich es vor der Kirche sagen, dem Taras sogleich. Aber was mein Bruder, der Herr Korporal —" Er kraute sich verlegen hinter dem Ohr und ging.

Der Pfarrer zog die Uhr, es war nahe an Acht. Er mußte wacker ausschreiten, wenn er noch zur Messe zurechtkommen wollte. Hastig eilte er in die Sacristei, ließ sich vom Küster die Gewänder umhängen und trat vor die harrende Gemeinde.

Die Messe wird bei den Griechisch-Unirten nach katholischem Ritus gelesen, jedoch in ruthenischer Sprache, was zur heilsamen Folge hat, daß die Gläubigen auch diesem Theile des Gottesdienstes mit Verständniß folgen können. So hörte denn die Gemeinde andächtig zu, während Vater Leo mit den Chorknaben die Responsorien sang; er selbst jedoch hatte alle Mühe, seine Gedanken bei der heiligen Handlung festzuhalten. Denn als er die Augen über die gesenkten Häupter hingleiten ließ, befremdete es ihn, zu gewahren, daß sowohl Taras als Anusia in der

Kirche fehlten. Hingegen waren die Begleiter des Taras erſchienen: Jemilian, Sefko und Waſſilj Soklewicz. Die Männer ſahen abgehetzt und verwildert aus.

Endlich war die Meſſe beendet; der Pope trat in die Sacriſtei, die ſchweren Gewänder abzulegen, um dann die Kanzel zur Predigt zu beſteigen. Schon wollte er wieder in die Kirche zurückkehren, als die Thür der Sacriſtei haſtig aufgeriſſen wurde und der kleine Waſſilj laut ſchluchzend hereinſtürzte. „Was gibt's?" rief der Pope erbleichend.

„Väterchen Leo", ſtammelte der Knabe, die Händchen faltend. „Die Mutter läßt Dich anflehen, ſogleich zu uns zu kommen. Sogleich! Sie ſagt, es hängt Leben oder Tod davon ab!"

„Um Gott! — was iſt geſchehen?"

„Ach!" ſchluchzte das Kind, „was weiß ich! Ich kann Dir ja nur ſagen, was mir die Mutter aufgetragen hat".

„Iſt der Vater daheim?"

„Ja! Wir wollten eben Alle zur Kirche, als ein Knecht des Jewgeni in die Stube trat und ſagte: „Der Richter erfüllt Deinen Wunſch, nach der Predigt wird die „große Verſammlung" ſein". Da ſagte der Vater zur Mutter: „Nun können wir nicht zur Kirche gehen. Ich bin es Dir ſchuldig, Dir Alles früher zu ſagen, als den Anderen" Und zu uns Kindern: „Gehet hinaus, ſpielet

im Hofe". Wir aber blieben im Flur ſtehen und . . . und . . . Ich habe es aber nie früher gethan!" ſchluchzte der Knabe auf.

„Ihr horchtet?"

„Ja! Zuerſt hören wir die Stimme des Vaters, aber er ſpricht ſo leiſe, daß wir es nicht verſtehen können. Da, plötzlich, hören wir einen Schrei der Mutter, der iſt ſo angſtvoll, daß ich die Thür aufreiße und hineinlaufe. Fedko und Tereska hinter mir her. Die Mutter liegt vor dem Vater auf den Knieen und ſchluchzt: „Thu's nicht!" Er aber ſagt: „Ich muß ja! Ich darf kein Erbarmen haben mit mir und Dir und den Kindern". Da beginnen auch wir laut zu weinen und die Mutter ruft: „Hieher Kinder! Auf die Kniee! Vielleicht hört er Euer Flehen, da er das meine nicht hören will". Ach! Väterchen Leo — und dabei weinte ſie gar ſo bitterlich . . ."

„Weiter! Was geſchah nun?"

„Wir knieten hin, hoben die Hände empor und riefen wie die Muter: „Thu's nicht, Vater! Erbarme Dich unſer!" Er aber ſchüttelte nur immer den Kopf und dabei rannen ihm die ſchweren Thränen über die Wangen. Da riß mich die Mutter empor und ſchickte mich hieher. Komm' mit, Väterchen, komm' mit!"

Der Pope ſtand ſchwer athmend da. „Ich kann ja nicht", murmelte er, „die Predigt! Es wäre eine

Sünde, die Gläubigen an einem ſo hohen Feſttage ohne Predigt zu entlaſſen".

„Du kannſt es nicht thun, Hochwürdiger!" beſtätigte der Küſter. Aber das Kind fuhr fort, angſtvoll an dem Talar des Prieſters zu zerren und zu flehen: „Komm' mit!"

„Es iſt die geringere Sünde", ſprach Vater Leo entſchloſſen und richtete ſich auf. „Eile nur voraus, Waſſilj, ſage der Mutter, ich käme gleich".

Er trat vor die Harrenden. „Verzeiht, Leute", rief er, „ich kann heute nicht predigen! Gott wird es mir verzeihen, mich ruft eine noch heiligere Pflicht!" Und er verſchwand wieder in der Sacriſtei.

Durch die Schaar der Gläubigen ging ein Murmeln des Erſtaunens. Dann aber brachen ſie auf und drängten langſam dem Ausgang zu. Vor der Thür verkündeten Jewgeni und die Aelteſten: „Ziehet alleſammt zur Schänke! Jung und Alt! Mann und Weib! Es iſt „große Verſammlung" in Sachen des Taras".

Der Herr Korporal ſtand ingrimmig lächelnd neben ſeinem Bruder, dann aber ſchlug auch er denſelben Weg ein, wie die Anderen. „Hören wir uns auch den Spaß an!" rief er ſeinen Kameraden zu.

Neuntes Capitel.

Während ſich dies vor der Kirche begab, eilte der Prieſter aus der Sacriſtei auf einem Richtſteig über die Felder dem Hauſe des Taras zu. Es war eine Entfernung von kaum zehn Minuten, ihn dünkte ſie diesmal eine unerträglich weite.

Endlich hatte er den Hof erreicht und ſtürzte in's Haus. Aber es war ſtille darin und kein Menſch zu ſehen. Erſt nach langem Spähen und Rufen entdeckte er neben der Hühnerſteige die kleine vierjährige Tereska. Das Kind hatte verweinte Augen, ſpielte aber ſchon ganz fröhlich mit einer Henne, die es im Kreiſe herumtrieb. „Wo iſt der Vater?" fragte der Pope athemlos.

„Fort!" ſagte das Kind und begann nun wieder zu weinen.

„Fort?!" Der wackere Mann bekreuzte ſich. „Wohin?"

„Weiß nicht — mit der Mutter —"

„Zur Verſammlung?"

„Weiß nicht!" wiederholte das Kind und ſchluchzte

ſtärker. „Mutter weint! Vater weint!“ Dann aber machte es ſich wieder hinter die Henne her . . .

„Sie werden zur Verſammlung gegangen ſein“, dachte der Pope und eilte wieder denſelben Weg zurück; die Schänke lag in der Nähe der Kirche, aber noch tiefer am Abhang. Das Dorf war wie ausgeſtorben, nur ein ſteinalter Mann ſaß auf dem Bänkchen vor ſeiner Thür und ſonnte ſich. „Schicke mir doch meine Enkelin heim“, bat er den Vorbeieilenden. „Taras wird es ſchon ohne ſie richten, er hat genug Zuhörer“.

In der That fand der Pope, als er endlich die Schänke erreicht, den Platz vor derſelben dicht erfüllt von Menſchen. Es mochten wenige Bewohner von Zulawce fehlen, die Aelteſten und Jüngſten ausgenommen. Denn eine „große Verſammlung“ iſt ein ſeltenes Ereigniß im Dorfleben und wird nur bei beſonders wichtigen Gelegenheiten einberufen. Das Bewußtſein dieſer Wichtigkeit prägte ſich auch in den Mienen der Menſchen aus, die da harrend ſtanden und auf die Linde vor der Schänke ſchauten. Dort war eine hohe Bank hingeſtellt, die Tribüne für die Redner.

Als der Pope anlangte, hatte ſie Taras eben beſtiegen. Durch die Menge, die ſich bisher ſchweigend verhalten, ging ein Murmeln der Erwartung, des Mitleids, vielleicht auch der Schadenfreude. Aber es gab gewiß nur ſehr

Wenige, welche ſich dieſer häßlichen Empfindung hingaben, als des unglücklichen Mannes Geſtalt Allen ſichtbar ward. Sein Haar war vollends ergraut, das Antlitz verfallen, die Augen loderten in unheimlicher Gluth aus ihren tiefen Höhlen.

„Ihr Hausväter des Dorfes", begann er mit zitternder und doch weithin tönender Stimme, „und Ihr Alle, die Ihr zur Gemeinde gehöret! Ich danke Euch, daß Ihr gekommen, wie ich dem Richter danke, daß er die Verſammlung berufen. Denn wohl that er und thut Ihr dadurch nur Eure Pflicht an mir und wendet mir zu, was mir gebührt, aber wer erfahren, was ich erfuhr, bedankt ſich ſchon dafür, daß ihm ſein Recht geſchieht!

„Jewgeni hat Euch geſagt, wozu Ihr gekommen: meine Rechtfertigung zu hören. Aber nicht wegen des Vergangenen, wie er zu glauben ſcheint, ſondern wegen des Zukünftigen will ich mich rechtfertigen. So höret denn an, was Euch ein Mann zu ſagen hat, der glücklich geweſen und unglücklich geworden, weil er die Gerechtigkeit über Alles geliebt. Es gibt Einige unter Euch, die mich lieben, Mehrere, die mich haſſen, Viele, denen ich gleichgiltig bin. Euch Alle bitte ich, mich ohne Haß und ohne Liebe anzuhören, mit demſelben Herzen, als hörtet Ihr die Beichte eines fremden Wanderers, der in dieſem Dorfe verathmet und Einem von Euch noch vorher ſein letztes Bekenntniß ablegt. Ihr werdet wenig für ihn fühlen, aber Ihr werdet ihm glauben,

weil er ein Sterbender iſt. So glaubet denn auch mir, denn ich bin ein Sterbender für Euch Alle!“

Ein ſchriller Schrei unterbrach ihn, dann ging ſtürmiſche Bewegung durch die dichtgeſtaute Menge. Vergeblich verſuchte der Pope vorzudringen; dieſe lebende Mauer ließ ſich nicht durchbrechen. Nur drüben, von der Linde hinweg, brachen ſich einige Männer gewaltſam Bahn gegen die Schänke zu. „Sie tragen ſein Weib hinweg!“ ging es von Mund zu Mund, „ſie iſt ohnmächtig geworden!“

Taras war nicht von ſeinem Platze gewichen. Wohl wühlte in ſeinen Zügen der bitterſte Seelenſchmerz, aber er regte ſich nicht. Nun hob er die Hand, und die Wogen glätteten ſich, es wurde ſtille.

„Ihr Leute!“ begann er wieder, „was Ihr eben geſehen, iſt wohl fähig, ein Herz zu rühren. So ſchenket denn Euer Mitleid dieſem unglücklichen Weibe! Sie iſt doppelt unglücklich, weil ſie nicht begreift, daß ich nur das thun will, was ich thun muß. Die Liebe zu mir und den Kindern umhüllt ihren Blick. Ihr aber werdet klarer ſchauen. Ihr werdet erkennen, daß ich mich nicht aus Schlechtigkeit, nicht aus Leichtſinn von den Menſchen ſcheide, welche im Frieden wohnen. Die Schuld daran fällt nicht auf mein Haupt. Darum fürchte ich mich nicht vor dem Zorne Gottes. Wenn er mich einſtens fragt, ſo werde ich zu antworten wiſſen. Aber dann werde auch

ich fragen und bin neugierig, was er mir zu antworten hat. Ich will hoffen, daß es dieſelbe Antwort iſt, die ich mir ſelbſt in ſeinem Namen gegeben.

„Nun meine Beichte! Ich werde Gutes und Schlimmes von mir ſagen, wie es die Wahrheit iſt. Denn auch gegen ſich ſelbſt darf man nicht ungerecht ſein, ſo wenig, wie gegen einen Anderen. Es mag ſonſt nur falſche Scham ſein, ſeine Laſter und Tugenden zu verſchweigen, in meinem Falle wäre es ein Verbrechen. Mein armes Herz, aus welchem ich das Mitleid mit mir ſelbſt noch immer nicht habe verbannen können, ſoll dabei nicht mitſprechen. Wozu auch das Klagen? Seht, ich bin wie ein Landmann, dem die Frühlingsfluthen von den Bergen den Acker verwüſtet und die Hütte weggeſchwemmt. Da ſteht er nun auf den Trümmern und jammert: ‚Warum ſchlägt Gott juſt mich ſo hart? Warum mußte ſich die Fluth gerade auf mein Gütchen ergießen?‘ Warum? Es war ſicherlich kein Zufall, daß ſich die geſtauten Waſſer gerade in dieſer Richtung den Durchbruch erzwungen, und wenn er vernünftig iſt, ſo jammert er nicht, ſondern ſteigt das Rinnſal entlang zur Höhe, den Grund zu erkennen. Ich will nicht, daß Ihr mich mitleidsvoll umſtehet, ich führe euch die Höhe empor, um zu zeigen, wie die Fluth gerade mein Glück hinwegſchwemmen mußte.

„Ihr wiſſ't um mein früheres Leben, als wäre ich unter Euch aufgewachſen. Ihr wiſſ't, daß ich ein Baſtard

bin und deshalb Furchtbares erleiden mußte. Aber Ihr wiſſ't auch, wie dieſe Verfolgung, Dank meiner Mutter, für mich zum Guten ausſchlug. Ihr war es klar, daß jenes Herz vergiftet iſt, welches nicht mehr an die Gerechtigkeit auf Erden glauben kann, und darum brachte ſie ſich ſelbſt zum Opfer, mir dieſen Glauben zu erhalten. Nachdem ich eine gräßliche Verſuchung ſiegreich beſtanden und mir die Freundlichkeit der Menſchen erobert, ward mir dieſer Glaube zur felſenfeſten Ueberzeugung. Ja, Ihr Leute, recht wie ein herrliches Ackergut, wie eine Muſterwirthſchaft erſchien mir dieſe Erde: Jeder hat ſeine zugewieſene Arbeit und erhält ſeinen Lohn, je nachdem er ſie leiſtet, und auf Ordnung, Pflichttreue und Gerechtigkeit iſt Alles gebaut!

„Wer Solches im Herzen und Hirne trägt, kann nie unglücklich werden, auch wenn die Trübſal über ihn niederhagelt, wie ein Gewitter um Mariä Himmelfahrt. Wohl kam ſchweres Leid über mich, aber ich ertrug es ſtandhaft, zuerſt die Krankheit und den Tod meiner Mutter, dann die Heimkehr des Vaters. Die erſte Prüfung that meiner Seele weher, aber leichter verwand ich ſie doch, als den Verkehr mit dem Vagabunden, wie ja auch der Körper beſſer von einer überaus ſchmerzhaften Schußwunde geneſt, als von einem widrigen, langwierigen Fieber. Wie ich es mit meinem Vater hielt, wiſſ't Ihr Alle. Auch Ihr habt es mir als Edelmuth angerechnet, aber es war nur Gerechtigkeit, Vergeltung jener Opfer, die mir meine Mutter

gebracht. Er leugnete es, mein Vater zu ſein, das gute Angedenken der Todten ſtand auf dem Spiele, darum nahm ich alles Opfer auf mich, darum konnte ich die Laſt ertragen, ohne aufzuſtöhnen oder gar zuſammenzubrechen, und mein Sinn wurde ernſt, jedoch nicht traurig. Denn ich litt ja um der Gerechtigkeit willen und lernte ſie eben deshalb doppelt ehren und lieben.

„Als der alte Mann ſtarb, da jauchzte ich nicht. Mir war damals zu Muthe, wie etwa einem jener Knechte, die ihr Leben lang das Salz in mächtigen Päcken von hier nach Ungarn tragen und auf dem Heimwege ungariſchen Tabak hierher. Der arme Mann trocknet ſich die Stirne, wenn er wieder einmal an's Ziel gelangt; er iſt zufrieden, daß er das Salz richtig abgeliefert, aber er jubelt nicht, denn er weiß, daß er am nächſten Morgen den Tabakballen auf ſeine Schultern wird laden müſſen, welcher nicht minder ſchwer iſt, obwohl er ſich anders anfühlt, als das Salz. Ja, Nachbarn, ſo jung ich war, ich begriff es vollkommen, daß in unſerem Leben nur eben die Laſten wechſeln, und fand es ſo recht und billig. Darauf war ja die Ordnung auf Erden gegründet! Nur die eine, die einzige Erleichterung wollte ich mir gönnen, meinen Pack künftighin anderswo zu tragen, als bisher; mir war's, als würden mir in Ridowa ewig jene Laute im Ohr nachklingen, welche mich ſo ſehr gefoltert, die heiſeren Schimpfreden und das Hohngelächter meines Vaters. Man kann

es ja auch an vielen Thieren im Walde gewahren: wenn man ihnen ihre Heimstätte zerstört, so bauen sie dieselbe von Neuem, aber wenn man sie ihnen beschmutzt, dann wandern sie aus. So suchte denn auch ich mir anderwärts einen Dienst und der Zufall brachte mich hierher.

„Ich kann nicht ohne Wehmuth daran zurückdenken, wie ich damals war. Ein fleißiger Knecht, in jeder Acker- und Viehwirthschaft durchaus tüchtig und erfahren, in jeder Gewohnheit ehrbar und gefestigt. Von den Freuden des Lebens wußte ich nichts. Ich hatte nie einen Rausch gehabt, nie einen Genossen im Ringkampf bezwungen, nie ein Mädchen in Liebe geküßt. Aber arm fühlte ich mich deshalb nicht. Denn ich genoß zumeist ungetrübt, was mir damals als höchste Freude erschien, die volle Zufriedenheit mit mir selbst. Warum auch nicht? Ich that ja meine Pflicht, ich war ja gerecht und hatte sogar um der Gerechtigkeit willen gelitten! Hiezu kam, daß ich mich völlig in der Hand hatte, so weit dies eben einem sündigen Menschen möglich. Ich wußte, daß dieser Taras, welcher durch eigene Kraft aus einem verachteten Bastard ein geachteter und der Achtung würdiger Mann geworden, Zeit seines Lebens pflichteifrig, hilfreich und gerecht bleiben, nie einen Frevel dulden, aber auch nie absichtlich Böses mit Bösem vergelten werde. So fühlte ich mich für alle Zeit gefestet und geborgen; ich konnte mich nimmer selbst verlassen, und ebenso wenig konnte mir die Welt jemals

lügen. Denn ſie ruhte ja feſt, ſo weit mein Auge blickte, breit und ſicher, auf Recht und Gerechtigkeit aufgebaut!“

Er athmete tief auf, ein wehmüthiges Lächeln zuckte um ſeine Lippen. „Ihr dürft Euch nicht beklagen, Nachbarn, ich habe Euch darauf vorbereitet, daß Ihr auch mein Lob werdet anhören müſſen. Aber ſeid getroſt, auch an Tadel wird es nicht fehlen und den ſchwerſten Tadel muß ich ſchon von jenen Tagen her gegen mich erheben. Mein Selbſtgefühl war weitaus ſtärker, als dies durch meine Tugenden und Erfolge gerechtfertigt war. Ich hielt mich nicht blos für einen tüchtigen Menſchen, was ich ja vollauf durfte, ſondern für den tüchtigſten meines Alters und Standes. Dieſer häßliche Wahn war ebenſo natürlich in mir entſtanden, wie meine Tugenden; durch meine Schickſale, durch meine Erfahrungen . . . . Wer einen überaus ſteilen Berg zu erklimmen hat, muß ſich für ſtärker und geſchickter halten, als er iſt, weil ihm ſonſt der Muth fehlen würde, den Anſtieg zu wagen, oder doch ſicherlich der Muth, ihn zu vollenden. Und nun gar erſt, wenn er allein gehen muß! „Der Daumen hält ſich für mehr, als die übrigen vier Finger zuſammen“, pflegte unſer gottſeliger Vater Martin zu ſagen, eines der wenigen vernünftigen Worte, die ihm noch aus ſeiner guten Zeit geblieben waren.

„Ihr werdet erſtaunt ſein, daß ich mich gerade dieſes Laſters anklage! Und wenn ich jetzt unter Euch Allen Umfrage halten würde, wer von mir ein hochmüthiges

Wort, eine hochmüthige That zu berichten wüßte, es fände ſich Niemand. Oh der Heuchler, werdet Ihr denken, wie lange hat er uns betrogen und belogen! Aber beim Allmächtigen, ſo erklärt ſich dieſer Widerſpruch nicht! Es koſtete mich nicht die geringſte Mühe, ſtill und ſanft zu ſein und gegen jeden Menſchen, zuerſt in Ridowa, dann in Zulawce, freundlich und dienſtfertig. Nein, ich folgte da meinem innerſten Weſen, und nur das Gegentheil hätte mich Mühe gekoſtet. Denn der Hochmuth, den ich beſaß — oder nein! der Hochmuth, der mich beſaß, war eben von ganz beſonderer Art. Ich wenigſtens habe keinen Menſchen gefunden, der einen ähnlichen Herrn und Herrſcher in ſeinem Hirn mit ſich durch's Leben getragen hätte. Auf Schritt und Tritt war ich mir bewußt: „Dieſer Taras Barabola iſt ein tüchtiger, braver, gerechter Menſch. Es iſt mir eine rechte Freude, daß er juſt — ich ſelbſt bin". Alſo ein glücklicher Menſch, werdet Ihr glauben, ewig heiter und ewig das eigene liebe Seelchen ſtreichelnd und liebkoſend! ... Wieder ein ſchwerer Irrthum! Mein Hochmuth hat mir oft und immer wieder bitteres Leid gebracht: wenn ich mein eigen Thun betrachtete, und das der Anderen. „Kein Menſch iſt eine Kirchenthür", ſagt unſer Sprichwort. Auch ich hatte Fleiſch und Blut, auch ich gerieth zuweilen in Fehl und Sünde. Es waren freilich nur kleine Sünden, über die ein Anderer — und er hätte deshalb noch nicht böſe oder verſtockt ſein müſſen — gelächelt hätte. Mir erſchienen

ſie überaus peinlich und drückend. Aber keine Sorgſamkeit, kein guter Vorſatz ſchützte mich gegen ſie; der Menſch bleibt nur eben ein Menſch, und wer auf der ſtaubigen Erde wandelt, kann ſein Kleid unmöglich ganz blank erhalten. Der Mann, der ſich überhaupt nachläſſig trägt, kann auch ein wenig Staub mehr oder weniger ungerührt auf ſeinem Gewande ſehen, aber wer ſich gleichſam ſtündlich im Spiegel beſieht, muß jedes Staubkorn wie eine Laſt empfinden. So habe ich, gerade um meines Hochmuths willen, an meinen kleinen Sünden ſchwerer getragen, als Manche an ihren großen, und konnte ſie auch viel ſchwerer ſühnen.

„Aber auch die ſchlimmen Gewohnheiten der Anderen quälten mich oft und viel. Mir machte es — ich greife den Fall heraus, der ſich am häufigſten begeben — ſtets eine qualvolle Empfindung, wenn einer meiner Bekannten ein Säufer war und all ſeine Lebenskraft zur Schänke trug, um dafür ſein gutes Geld dort zu laſſen. Die Anderen waren ſo klug, ſich um die fremde Angelegenheit nicht zu kümmern, mir aber ließ mein Hochmuth keine Ruhe: „Wozu biſt Du ein trefflicher Menſch, als damit Du hier mahnen und helfen ſollſt? Wozu biſt Du, Taras, ſo vernünftig, ſparſam und nüchtern, als damit Du ein Beiſpiel wirſt für dieſe armen Thoren?!“ Und ich mußte etwas thun, den Mann zu bekehren, mein Hochmuth zerwühlte mir ſonſt die Seele, und wenn mein Rettungswerk

mißglückte, wie dies ja in den meiſten Fällen ſo kam und kommen mußte, dann war ich ſehr betrübt, ich kam mir ſelbſt ſchlecht und dumm vor, weil ich nichts erreicht. Aehnlich erging es mir, wenn ich bei Anderen irgend eine Trägheit oder Ungeſchicklichkeit in der Arbeit ſah. Ich näherte mich dem Manne, ſanft und ſachte, und ſuchte ihm ſein Ungeſchick zu benehmen, ohne ſeine Eitelkeit zu verletzen. Das glückte auch in den meiſten Fällen, denn erſtens ſprechen die Menſchen mit ihren Freunden doch lieber über das Pflügen und Kälberzüchten, als darüber, ob es ſchicklich iſt, allnächtlich in der Schänke liegen zu bleiben oder einer armen dummen Dirne den Kopf zu verdrehen, und zweitens blieb mir ja hier — die eigene That! Wenn der träge Nachbar mit ſeiner Arbeit nicht fertig wurde, ſo konnte ich ſie ja für ihn zu Ende bringen; der Tag iſt lang, und man braucht deshalb der eigenen Arbeit keinen Abbruch zu thun .... Ja, auch dies that ich oft, und wenn es auch zuweilen aus Mitleid geſchah, in den meiſten Fällen war es doch nur der Hochmuth, der mich für Andere arbeiten ließ".

„Sprich nicht ſo!" unterbrach ihn eine zitternde, erregte Stimme. „Sprich nicht ſo! Es iſt eine Unwahrheit und Verſündigung gegen Dich ſelbſt! Wie kannſt Du dieſe Handlungsweiſe hochmüthig nennen? Wie kannſt Du mit dem Namen eines Laſters belegen, was ſeltene Tugend iſt?"

Es war Vater Leo. Todtbange im Gemüthe, von

dem Fieber des Mitleids und der Angſt geſchüttelt, hatte er die Rede des Freundes angehört. Er allein deutete es recht, als Taras davon ſprach, daß er ſich von den Menſchen ſcheiden müſſe, „welche im Frieden wohnen", und nun ward es ihm klar, daß ihn jene furchtbare Ahnung, die ihn bei der Erzählung des Knechtes Jemilian überkommen, nicht betrogen. Aber was thun? — was thun?! Alle Fibern ſeiner ehrlichen Seele ſpannten ſich ſchmerzhaft, und ſein Hirn mühte ſich vergeblich ab nach einem rettenden Ausweg. „Ich halte das Verderben nicht auf", murmelte er mit bleichen Lippen und drängte doch gegen die Bank hin, dem Freunde näher zu ſein, wenn das entſcheidende Wort fiel. Und während er ſo klopfenden Herzens daſtand und lauſchte, zog noch einmal an ſeiner Seele Alles vorüber, wie es ſich mit Taras gefügt, und wie er es kommen geſehen, von jener Stunde, da er ihn zuerſt kennen gelernt, bei dem Empfange am Holzbrücklein über den Pruth, bis zu dem kurzen Geſpräch in der verwichenen Nacht, bis zu jenem Schrei, der ihm noch immer im Ohre nachtönte aber wie aus weiter, weiter Ferne herüberklingend — wie Vieles war in den wenigen Stunden geſchehen . . .

„Es iſt Alles gekommen, wie es kommen mußte", ſeufzte er und beugte ſein Haupt. Gleichwohl duldete ſein leidenſchaftliches Herz keine ſtumpfe Ergebung. Und konnte er nichts Anderes für den Freund thun, ſo wollte er doch nicht dulden, daß ſich der Brave ſelbſt ungerecht ſchmähe

vor dieſen Menſchen, von denen die Meiſten den Einblick in ein ſo edles Gemüth nicht verdienten. Darum hatte er ſich aufgerafft und war ihm in die Rede gefallen, obwohl er bei der tiefen Erregung des Mannes auf eine heftige Gegenrede gefaßt ſein mußte.

Aber Taras blieb ruhig, er lächelte ſogar, als er erwiderte:

„Nein, Hochwürdiger, ich weiß es leider beſſer, es war wirklich nur Hochmuth. So viel jedoch muß ich Dir allerdings einräumen, daß der einzige Menſch, dem ich vor dieſer Stunde mein Herz geöffnet und von dieſem Laſter erzählt, in denſelben Irrthum verfiel, wie Du. Es war dies ein wackerer Landsmann in Wien, ein kaiſerlicher Schreiber, der Herr Broza, und er ſprach darüber Worte zu mir, die ich nicht wiederholen würde, wenn ich nicht eben ein Sterbender wäre. „Du frevelſt", ſagte er mir, „denn weißt Du wohl, wen Du mit eines Laſters anklagſt, wenn Du dieſe Eigenart Deines Herzens Hochmuth nennſt? Keinen Geringeren als unſeren Heiland, den Herrn Jeſus Chriſtus! Denn in dieſem Sinn war auch er hochmüthig und tauſendmal hochmüthiger, als Du, ja der hochmüthigſte Menſch, der je über dieſe Erde gegangen. Aber Gottlob", fügte er hinzu, „wir ſind gewohnt, einen andern Namen hiefür zu gebrauchen, wir nennen es Pflichtgefühl und ſtrengſte Gewiſſenhaftigkeit gegen ſich ſelbſt, mildeſte Menſchenliebe gegen Andere . . . Ich will Dich", ſchloß er, „nicht

mit unſerem Heiland vergleichen, Taras, aber ein ſeltener Menſch biſt Du doch, ein Chriſtusmenſch". Verzeiht, Ihr Männer, denn nochmals — es iſt ein Sterbender, der dieſe Worte zu wiederholen wagt. Auch kenne ich mein Herz beſſer, als ein Anderer, und weiß, es war Hochmuth, es war ein Laſter.

„Nun Ihr mein innerſtes Weſen kennet, im Guten wie im Böſen, nun möget Ihr ſelbſt ermeſſen, wie ſeltſam mir zu Muthe wurde, als ich Euch kennen lernte! Mir war's, als ſei ich in eine fremde Welt gerathen, Alles war anders, als bei mir daheim! Anders und, wie mir zuerſt ſchien, ſchlechter! Aber mein Hochmuth ließ es nicht zu, Euch zu verſpotten oder mich daran zu freuen, im Gegentheil! — er trieb mich, Alles daran zu ſetzen, um das Unſinnige hinwegzufegen! Es koſtete mich harte Mühe, Eure Art recht zu begreifen, aber dann wußte ich auch, wo anfangen, wo aufhören. Klar und beſtimmt lag meine Aufgabe vor mir. Es galt bezüglich des Ackerbaus, für die fetten Felder das Pfluggeräth der Ebene einzubürgern. Es galt bezüglich der Viehzucht, die Zahl der Hirten zu verdreifachen und gedeckte Hürden zu erbauen. Es galt bezüglich der Kleidung, Euch bei der Arbeit an ein bequemes und leichtes Gewand zu gewöhnen. Es galt bezüglich der Nahrung, Kornbrot und Rindfleiſch in Gebrauch zu bringen. Es galt, das gefährliche Waffentragen zu beſchränken . . ."

Er richtete ſich hoch auf und ſtreckte die Hand mit

ſtolzer Geberde über die Menge hin. Seine Augen leuchteten und die Stimme hob ſich zu ihrer vollen Kraft:

„Zwölf Jahre bin ich im Dorfe. Als ein armer Knecht bin ich hergekommen und war jahrelang von Allen verhöhnt. Niemals habe ich erwähnt, was ich für Euch erarbeitet und erreicht; mit keinem Worte, keinem Blicke, keiner Geberde habe ich je Eure Aufmerkſamkeit darauf gelenkt. Mit keinem Worte, keinem Blicke, keiner Geberde habe ich je Euren Dank verlangt. Ich thue es auch heute nicht; was ſoll mir Euer Dank, wozu braucht ihn ein Mann in meiner Lage? Aber ich will, daß Ihr die Wahrheit über mich erkennt, daß Ihr mich gerecht beurtheilt, und darum frage ich Euch: Iſt heute Alles vollbracht, was ich eben aufgezählt? War es zum Guten? Und weſſen Verdienſt iſt es, als das meine? Das meine ganz und gar — das meine allein?!“

Seine Stimme erhob ſich zum Donnerton: „Sprecht, Ihr Männer! Gebet der heiligen Wahrheit die Ehre! Ja oder nein?!“

Einige Secunden lang herrſchte tiefſte Stille. Dann aber, wie wenn durch den Bergwald urplötzlich ein Windſtoß fährt und alles Gezweig zu rauſchen beginnt und jeder Stamm erdröhnt und jegliches Gethier aufkreiſcht, daß alle die Stimmen dem Lauſchenden wie ein einziger übergewaltiger Hall in's Ohr dringen, ſo ſcholl es dem

bleichen, ſtolzen Manne da droben urplötzlich aus hundert und aberhundert Kehlen entgegen:

„Ja! Taras! Ja! — es war Dein Werk!“

Dann erſt vernahm man die erregten Rufe der Einzelnen.

„Ja“, rief ein Greis, „vor acht Jahren hat Taras die erſte Hürde erbaut und ſeither haben wir vom Vieh doppelten Ertrag!“

„Hoch dem Taras!“ rief Simeon, ſchluchzend vor tiefſter Bewegung.

„Ja! ja!“ donnerte Waſſilj, der Fleiſcher, dazwiſchen, „wenn Ihr Euch jetzt gut nährt, ſo danket Ihr es Dem da!“

„Und mit dem Pfluge hat es auch ſeine Richtigkeit!“ rief eine kreiſchende Knabenſtimme. Es war Marko, der Schmied, in deſſen Hünengeſtalt dieſes Stimmchen ſteckte. „Das weiß ich am beſten!“

„Hoch dem Taras!“ wiederholte Simeon ſeinen Ruf, und diesmal pflanzte er ſich von Mund zu Mund fort, und erſcholl hundertſtimmig: „Hoch! Hoch dem Taras!“

Bebend ſtand der unglückliche Mann droben. Stürmiſch hob und ſenkte ſich ſeine Bruſt, jähe Thränen jagten über ſeine Wangen herab, in dem Antlitze zuckte es. Er wollte ſprechen und konnte nicht und mühte ſich vergeblich, Worte zu finden, indeß die Hochrufe fortwährten. Endlich gelang es ihm. Er hielt ihnen die Hände gefaltet entgegen und

rief mit einer Stimme, ſo voll wilden Schmerzes, daß es Alle kalt überlief:

„Haltet ein! Um Gottes Barmherzigkeit willen, haltet ein! Erdrückt mich nicht mit Eurem Dank, damit mich nicht ſpäter Euer Vorwurf erdrücke. Denn ſo rein mein Herz war und ſo gut mein Wille, ich bin ja doch, wenn Ihr Alles erwägt, mir und den Meinen und Euch Allen, Allen nur zum Schaden, zum Fluche geweſen! . . ."

Es war ſehr ſtill geworden, nachdem er ſo geſprochen. Und darum klang in dieſe feierliche Stille doppelt gellend die höhniſche Stimme des Korporals. „Zum Fluche!" rief er. „Siehſt Du es jetzt wenigſtens ein?! Allen biſt Du zum Fluche geweſen, nur nicht Dir ſelbſt! Du, der Du eine Erbtochter bethört und Ehrenſtellen erſchlichen, haſt Dich weich genug gebettet!"

Die Menge brauſte unwillig auf. „Schweig'!" ſcholl es ihm hundertſtimmig entgegen und als Simeon entrüſtet rief: „Hinweg, Du Hallunke!" da pflanzte ſich auch dieſer Ruf von Mund zu Mund. Der witzige Konſtantin erbleichte, fuhr jedoch fort, zu lächeln und dabei ſeinen Schnurrbart zwiſchen den Fingern zu drehen, dieſen ſchönſten Schnurrbart in ganz Pokutien. Aber es wurde ihm immer unbehaglicher, beſonders als er jene bewaffnete Schaar gewahrte, die ſich in der Nähe der Rednerbank zuſammengefunden und nun unter Wuthgeheul den Weg zu ihm zu gewinnen ſuchte. Es waren dies ſechs Leute: die beiden Söhne des Simeon,

Hritzko und Giorgi Pomenko, ferner die Knechte des Taras, die Nachts mit ihm heimgekehrt, Sefko und Jemilian, endlich Wassilj Soklewitsch und ein fremder Bursche, jener Lazarko Rodakowicz, den Taras aus der Bande des „grünen Giorgi" in seine Gesellschaft gezogen. Sie Alle waren in wildester Erregung und drängten ungestüm heran.

Zitternd stand Konstantin inmitten des Aufruhrs und duldete es schließlich nicht ungern, daß ihn zwei andere Urlauber, Maxym Bobra und Stefan Darkiwitsch, faßten und langsam durch die dichtgestauten Reihen gegen die Schänke führten. Man gab ihnen Raum, aber was der Held, Stolz und Liebling von Zulawce auf diesem Wege zu hören bekam, waren just keine Schmeichelreden. „Hund!" schrien ihm die Männer zu, „hast Du kein Herz in der Brust, daß Du diesen Aermsten auch noch zu höhnen wagst? . . . Hörst Du ihm nicht an, daß er Entsetzlicheres vorhat, als den eigenen Tod? . . . Und, davon abgesehen, Lump, bist Du nicht auch ein Dorfkind? — weißt Du nicht, welche Ehrfurcht man einer großen Versammlung schuldet?"

Der junge Held hielt es für klug, nichts zu erwidern, sondern nur mit größtmöglicher Beschleunigung die sichere Schänke zu erreichen. Hier erst athmete er auf und gewann wieder die Laune zu einem neuen Scherzwort. Aber als er in die Schänkstube trat, da erstarb ihm dieses Wort auf den Lippen und er wich verlegen zurück.

In einen Winkel des großen, wüſten Raumes, auf eine der breiten Holzbänke hatten die Männer vorhin das Weib des Taras gebettet. Da lag ſie nun hingeſtreckt, und die Weiber mühten ſich um die gebrochene Geſtalt, allen voran die gute dicke Popadja und die Jüdin, das Weib des Schänkwirthes. Die Ohnmacht war gewichen, denn die Unglückliche hielt die Augen weit geöffnet, die Lippen bewegten ſich und die Finger wühlten in dem dichten, ſchwarzen Haar, das aufgelöſt über das todtfahle Antlitz quoll und über das blaue Feſttagsgewand. Aber noch ſchien die Beſinnung nicht wiedergekehrt, denn mit wirren Augen blickte ſie um ſich und von ihren Lippen klang kein Wort, nur ein Wimmern, laut anſchwellend und wieder verſtummend, um dann abermals mit einem jähen Schrei zu beginnen und leiſe zu verhallen. Den Umſtehenden gerann das Blut zu Eis und ihr Herz wollte ſtill ſtehen vor Mitleid. Kein Wort, keine Thränenfluth hätte ſie ſo tief ergreifen und rühren können, als dieſer ſchrille Klageruf, der faſt wie das Geheul eines armen, gequälten Thieres klang. Nur einmal fand ſie Worte, als ſie den Korporal erkannte. „Hinweg, Weißrock!“ ſchrie ſie auf.

Dann aber richtete ſie ſich auf und ſtreckte ihm flehend die gefalteten Hände entgegen: „Nein! — bleib' — höre meine Bitte! Nimm ihn gefangen, ehe er geht — um Chriſti Barmherzigkeit willen — nimm ihn gefangen!“

Sie ſuchte ſich zu erheben, die Weiber drückten ſie auf ihr Lager nieder. „Die Aermſte iſt wahnſinnig geworden“, flüſterten ſie einander ſcheu zu und winkten dem Soldaten, die Stube zu verlaſſen. Er gehorchte, von Grauen geſchüttelt, und trat wieder vor die Schänke, wo die Menge abermals ſtill und andächtig den Worten des bleichen, verwilderten Mannes lauſchte, der einſt der ſanftmüthigſte, friedfertigſte Hausvater ſeines Dorfes geweſen und deſſen Weib nun ſeinen Todfeind anflehen mußte, ihn unſchädlich zu machen ...

„Nun das Wichtigſte, das Schmerzlichſte, warum ich mir und Euch zum Fluche werden mußte! Es geſchah in Folge eines furchtbaren Irrthums, aber nicht meine eigene Ueberzeugung war irrig, nicht mein Urtheil über Euch, ſondern nur mein Vertrauen in Andere!

„Noch heute iſt es meine heiligſte, tiefſte Ueberzeugung, für die ich leben und ſterben will, daß dieſe Welt auf Gerechtigkeit gebaut iſt. Jedem von uns, ſo denke ich heute, wie einſt, hat Gott ſeine Pflicht zugetheilt, die er erfüllen muß, aber auch ſein Recht, das die Andern achten müſſen. Denn dieſes iſt der Stab, der ihm gegeben iſt, damit er ſeine Laſt tragen könne und nicht unter ihr zuſammenbreche. Darum darf Niemand ſeinem Nächſten an dieſen Stab taſten, Niemand ſeinem Nächſten einen Theil ſeiner eigenen Laſt aufbürden wollen. Denn Der da droben hat Alles genau nach Maßgabe der einzelnen

Kraft vertheilt, allgerecht und allweiſe. Wer dagegen frevelt, ſtürzt die Ordnung um, die Er auf Erden aufgerichtet zu Aller Heil, und Er wacht darüber, daß dieſes nicht ſtraflos geſchehe. Gleichwohl will der Allmächtige nicht ſelbſt täglich und ſtündlich mit ſeinem eigenen Arm hinuntergreifen auf die Erde, denn er will nicht, daß uns Menſchen das Recht oder die Sühne für verübtes Unrecht als ein Wunder erſcheine, ſondern als etwas Gewohntes und Alltägliches. Darum hat er die Erde mit all' ihren Bewohnern in einzelne Länder eingetheilt und über jedes Land einen Mann geſetzt, der Richter ſei an ſeiner Stelle, der für ihn das Unrecht ſtrafe, das Recht ſchütze. So iſt dieſem Einzelnen, dem Kaiſer, eine ſchwere Laſt von Gott aufgebürdet; aber weil Er allweiſe iſt, ſo hat Er ihm auch einen ſtärkeren Stab gegeben, als Jedem von uns: die kaiſerliche Macht. Doch der mächtigſte Menſch bleibt immer nur ein Menſch. Auch der Kaiſer hat nur zwei Augen und Ohren, auch er kann nur an einem Orte zugleich ſein, wie der geringſte Tagelöhner. Darum thut er nach dem Beiſpiele Gottes: er theilt ſein Land in kleine Bezirke und ſetzt über jeden einen Menſchen, der Richter ſei an ſeiner Stelle, und gibt ihm einen Theil ſeiner Laſt und ein Stück ſeines Stabes. Das ſind die Schreiber des Kaiſers, und dieſe thun nach dem Beiſpiel des Kaiſers und Des da droben: ſie achten darauf, daß jedes Dorf ſeinen Richter wähle, und gönnen ihm ihrerſeits einen

Theil ihrer Kraft und ihres Rechtes. Und das Gleiche thun die Richter gegen jeden der Hausväter. Dies ist die herrliche, tröstliche Leiter, welche die Erde mit dem Himmel und uns arme sündige Menschen mit unserem Schöpfer verbindet. Herrlich nenne ich sie, weil kein Menschensinn sie sich vollkommener ausmalen könnte, und tröstlich, weil auch über der untersten Sprosse dasselbe Gesetz wacht, wie über der obersten. Denn es ist gleichviel, ob ich Hirte oder Kaiser bin; wer mir Unrecht thut, begeht gleiche Sünde, und es ist die Pflicht derer, denen Gott die Macht dazu verliehen, sie mit gleicher Entschiedenheit abzuwehren. Darum habe ich nur die Sorge, recht zu handeln und erlittenes Unrecht nicht etwa schweigend hinzunehmen, sondern Jenen mitzutheilen, die von Gott eingesetzt sind, es abzuwehren. Alles Weitere ist ihre Sache!

„Weil mir dies noch heute als heiligste Ueberzeugung feststeht, darum kann ich mein einstiges Urtheil über Euch auch jetzt nicht für irrig erachten. Ihr dünktet mich wie die wilden Thiere, Euer Hang zur Selbsthilfe erfüllte mich mit blindem Entsetzen, bis ich zum Mindesten den Grund erkannte: Ihr hattet die Art Eurer Väter beibehalten, die einst vom Gebirge herabgestiegen und hier seßhaft geworden. Sie hatten Recht daran gethan, die Flinte als Beweisstück zu erachten, denn Gott will, daß Jedem sein Recht werde. Darum hat er jene Ordnung aufgerichtet; da jedoch, wohin diese Ordnung nicht reicht, in der Bergwüste

droben, muß die Macht, über ſein eigen Recht zu wachen, an jeden Einzelnen zurückfallen. Gott ſelbſt will es ſo, ſonſt hätte er in jene Orte keine Menſchen geſetzt! Euch aber, die Ihr Recht finden konntet, Euch galt jene Ordnung gleichfalls für Dunſt! Das fiel mir mit entſetzlicher Wucht auf die Bruſt, und wenn ſchon das Verkehrte in Euren Sitten und Einrichtungen meinen Hochmuth aufgeſtachelt, um ſo mehr dieſer Frevel! . . . .

„Viele von Euch werden ſich noch meines Hochzeitstages erinnern, und wie ich vielfach verſpottet wurde, weil ich gar ſo ſchwermüthig ſei. Nun, traurig war ich wahrlich nicht, wohl aber ſehr ernſt. Ich war mir bewußt, wie nun ein völlig neues Leben für mich beginne, ein Leben voll der ſchwerſten Pflichten. Denn ich hatte mich vor dem Altare nicht blos meiner Anuſia angetraut, ſondern auch dieſem Dorfe, nicht blos ihr den Eid der Treue geſchworen, ſondern auch Euch und der heiligen Gerechtigkeit. Kein Wort ſagt, wie mir an jenem Tage zu Muthe war, wie meine Gedanken unabläſſig von meinem jungen Glück hinweg in die ernſte Zukunft ſchweiften. Denn ich empfand es tief, daß mein ganzes künftiges Leben nur eine Lüge ſein würde, wenn ich nicht Alles daranſetzte, auch hier den ſichtbaren Willen Gottes erfüllt zu ſehen . . . An meinem Hochzeitstage! — ſeht, ein ſo grimmer Herr war mir mein Hochmuth . . .

„Ich ging an's Werk. Aber bald mußte ich einſehen,

daß ich als einzelner Hausvater nichts Erkleckliches würde vollbringen können. Sollte meine Mühe nicht gänzlich fruchtlos bleiben, so mußte ich es anstreben, Macht zu gewinnen und zum Aeltesten gewählt zu werden. Aber kleinliche Mittel hiezu anzuwenden, ging mir gegen das Gemüth. Ich mußte es Gott, dessen Reich auf Erden ich mehren wollte, überlassen, Eure Herzen zu lenken. Und als ich nun wirklich Aeltester wurde, bot ich auch Alles auf, was für dieses herrliche Ziel in meiner Kraft stand.

„So that ich auch, als der neue Mandatar vor nun vier Jahren hierherkam. Ihr empfandet sofort heftige Abneigung gegen ihn, während ich ihn vertheidigte. Der Erfolg hat Euer Urtheil bekräftigt, gleichwohl war't damals Ihr im Unrecht, ich im Recht, denn Ihr haßtet ja Hajek nur deshalb, weil er der Mandatar war! Dieser Haß ward mir zum Prüfstein meines Einflusses im Dorfe. Wen ich überzeugen konnte, daß dieser Mann nicht schon deshalb hassenswerth sei, weil er die Frohnde einfordern müsse, der konnte auch den Willen Gottes verstehen. In der That brachte ich Viele zu dieser Einsicht, und es kam der Tag, wo sich dies erprobte. Als der Mandatar unverhofft zu Mariä Geburt die Leistung des Viehtributs forderte, stimmtet Ihr meinem Vorschlage bei. Und dasselbe thatet Ihr in der schwierigeren Sache bezüglich der Waldrobot. Was ich nach jenen Versammlungen empfand, wird mir ewig unvergeßlich bleiben. „Du Allgerechter", jubelte mein

Herz, „nun wird auch hier Dein Wille erfüllt!“ Der alte Stefan wandte ſich nun für immer von mir ab, es that mir ſehr weh, aber jene reine, große Freude ward hiedurch nicht getrübt. Sie wäre mir auch dann im Herzen geblieben, wenn mich jene Verſammlungen“ – er ſprach es langſam, mit wuchtiger Betonung — „etwa die Liebe meines Weibes oder das Wohl meiner Kinder gekoſtet hätten! Der Bruch war unheilbar; es konnte keine Verſöhnung geben zwiſchen dem Dorfe, wie es einſt geweſen und wie es nun nach meinen Abſichten werden ſollte, und darum auch keine zwiſchen Stefan und mir. Gerade ſeine letzten Worte, ſo tief ſie mich rührten, bewieſen mir, daß wir über alles Heiligſte ſtets verſchieden gedacht. Ich verſtand ihn nicht, als er mir ſagte: „Es muß ſchlimm ausgehen, wenn der Richter von anderem Schlage iſt, als die anderen Männer“. Ich war im Gegentheil überzeugt, daß es in Zulawce ſchlimm ausgehen müſſe, wenn der Richter gleichfalls ein gewaltthätiger Mann wäre. Hätte ich Einen meiner Geſinnung und einen Beſſeren, als ich, unter Euch gekannt, ich hätte es für Sünde gehalten, ſelbſt die Richterwürde anzuſtreben. So aber gebot es mir ja geradezu mein Gewiſſen, meine Wahl zu wünſchen! Ich wurde gewählt, einſtimmig, wie nie ein Mann vor oder nach mir. „Wohl mir“, dachte ich, aber auch „wohl Euch“. Nun war die Gefahr beſeitigt, daß Ihr jemals Euren Verpflichtungen gegen die Herrſchaft nicht nachkommen oder zur

Selbſthilfe greifen könntet. Daß Hajek ein elender Schurke ſei, wußte ich natürlich ſehr bald. Es machte mir Verdruß und Ekel, denſelben Ekel, als wenn ich häufig eine Kröte hätte berühren müſſen. Aber Sorge für uns flößte mir dieſe Wahrnehmung nicht ein. Was konnte dem Gerechten geſchehen in dieſem gerecht regierten Lande?! Und darum drohte ich ihm nie, ja noch mehr —"

Er hielt einen Augenblick inne, als fiele es ihm ſchwer, das Folgende auszuſprechen. Dann aber fuhr er fort: „Ich habe nun zu ſagen, was bisher Niemand von Euch erfahren! Zermalmet mich mit Eurem Zorn, wenn Ihr es vernehmet, denn darin liegt der Grund, daß Ihr zu Schaden gekommen. Aber ich konnte nicht anders! Ich ſelbſt war es, der dem Schurken, als er mich in heuchleriſchem Zorne darum fragte, betheuerte, daß wir nie Gewalt mit Gewalt abwehren würden. Und nur daraus iſt dem elenden Feigling der Muth gekommen, Gewaltthat zu üben!"

Ein Aufſchrei des Zornes, des Erſtaunens erklang aus hundert Kehlen. Dann aber ward es wieder ſtill und man vernahm nur noch die ſchweren Athemzüge der Erregten, und ſie lauſchten wieder, als er fortfuhr:

„Ihr habt Recht zu grollen! Aber auch ich hatte Recht, da ich alſo ſprach! Und die ſtolze Zuverſicht, welche mir dieſe Worte auf die Lippen gelegt, verließ mich auch an jenem Tage nicht, da er zur Gewalt griff. Ich war tiefer empört als Ihr Alle, weil ich das Recht inniger liebte.

Wir aber mußten uns rein erhalten um des Rechtes wie um unſretwillen, auf ihm allein mußte die Schuld des Verbrechens haften bleiben; darum ſetzte ich mein Leben ein, Gewaltthat zu verhüten. Als mir dies gelungen, athmete ich wieder frei auf. Im Ferneren ging die Sache nicht mehr uns an, ſondern das Kreisamt. Ich harrte auf das Urtheil, wie nie ein Menſch vor mir auf ein Menſchenwort geharrt! Und als es nun endlich kam — wenn Ihr mein ganzes Leben und meine ganze Art erwäget, dann wiſſet Ihr auch, daß kein Menſchenwort die Empörung ſchildern kann, welche mich in jenem Augenblicke durchtobte! Aber nicht der ohnmächtige Zorn, nicht die Entrüſtung über dieſe elenden Menſchen warf mich nieder, ſondern das Mitleid mit mir ſelbſt. Denn ſchon damals, während der bucklige Schreiber vorlas und überſetzte, durchzuckte es mich: „Armer Taras! Soll nicht das Recht zu Schanden werden, ſo wirſt Du ein Frevler werden müſſen in den Augen der Menſchen!“ Ich, der glückliche Hausvater, der treffliche, friedliche Richter — ein Frevler! . . Das warf mich ohnmächtig nieder, und deshalb weinte und jammerte ich nach dem Erwachen. Freilich war es damals nur ein gebieteriſches Empfinden, noch kein Entſchluß, geſchweige denn ein klarer Plan. Die Wetterwolke war aufgeſtiegen in meinem Gemüthe und ſtand da, düſter und drohend. Noch grübelte ich nicht darüber, wie ſie ſich entladen würde, noch ſtarrte ich ſie erſchreckt an, als wäre ſie ein Fremdes

und nicht mein Eigenſtes. Dann freilich ſchnellte die Zuverſicht wieder empor. Wenn die Schreiber des Kreisamtes Unrecht gethan — was lag daran? — jene herrliche Leiter reichte ja höher! Ich ſtrengte die Klage beim Lemberger Gubernium an und hoffte und harrte wieder. Aber die alte Zuverſicht wollte nicht wiederkehren. Meinen Verſtand konnte ich noch zuweilen überreden, mein Gemüth nicht mehr. Da blieb jene Wolke. Und ſie wuchs und wuchs, und nun mußte ich auch, ſo ſehr ich mich dagegen ſträubte, darüber grübeln, in welcher Art ſie ſich dereinſt entladen würde. Und dann" — ſeine Stimme ſank zu heiſerem Flüſtern herab — „dann zog es mich in den Bergwald . . . dort wurde mir Alles klar . . .

„Als ich heimkam — es iſt etwa ein Jahr her — fand ich beim Popen die Entſcheidung des Guberniums. Die Klage war abgewieſen. Ich tobte nicht, ich jammerte nicht. Nun mußte ſich jene Wolke entladen. Geichwohl war ich es mir und den Meinen, war es allen Menſchen ſchuldig, den Advocaten noch einmal zu befragen. Da erwähnte er des Kaiſers. Es war nur eine Ausflucht, weil er in Verlegenheit war und Mitleid mit mir hatte, mich aber traf das Wort, wie einen Verirrten in wüſter Nacht der Lichtſchein ſeines eigenen Hauſes trifft. Alles Irren iſt vorbei, alle Schrecken vergeſſen, nun fühlt er ſich wieder ſicher und geborgen, er iſt daheim. Ich hatte vergeſſen, daß ein Menſch auf Erden lebte, den die Sache

noch näher anging, als mich, weil Gott ſelbſt ihn dazu berufen, und wußte nun, daß es meine Pflicht ſei, zu dieſem Menſchen, zum Kaiſer, zu gehen. Heiter und hoffend ging ich nach Wien. Mich ſchreckte nicht die Fremde, nicht die Schwierigkeit, welche ſie mir machten, den Kaiſer zu ſprechen . . .

„Nachdem ich ihn geſprochen, nachdem ich ihn geſehen, wußte ich auch, daß ich vergeblich gekommen. Es ſoll kein Menſch auf Erden leben, von dem man mir nachſagen könnte, daß ich ungerecht gegen ihn geweſen. Und darum ſage ich es, wie ich denke: ich halte den Kaiſer von Oeſterreich für keinen ſchlechten, ungerechten Mann. Er iſt ſchwächlichen Körpers und drechſelt gerne, auch hat er mich um meine Stiefelhoſen befragt, da ich ihm unſere Sache vortrug. Mehr will ich nicht ſagen. Denn ich erachte ihn nun als meinen Gegner, den ich bekämpfen werde, ſo lange ein Athem in mir iſt, und über ſeinen Gegner muß man rückſichtsvoller ſprechen, als über ſeinen beſten Freund . . .

„Ich kehrte heim als ein Mann, der weiß, was ihm bevorſteht, und daher die Pflicht hat, rechtzeitig die Vorbereitungen zu treffen. Ich erfüllte dieſe letzte traurige Pflicht und harrte nur noch auf die Entſcheidung des Kaiſers. Nicht etwa, als ob ich noch ſo thöricht geweſen wäre, ſie günſtig zu erhoffen. Aber zu dem, was ich vorhatte, gewann ich erſt das Recht, ſobald die Verwerfung

meines Geſuches zu meiner Kenntniß gelangt war. Früher nicht! ... früher wäre es Frevel geweſen. Die Zwiſchenzeit durfte nicht ungenützt verſtreichen ... Ich ging in den Bergwald und erkundete ihn noch genauer, als die früheren Male ...

„Heute Nacht erfuhr ich aus des Popen Munde die Entſcheidung. Sie lautet ungünſtig. Es liegt mir ſehr am Herzen, auszuſprechen, daß nur dieſes „Nein!“ meinen Entſchluß zur Reife bringt, nicht aber alles Andere, was darin ſteht. Irgend ein Schreiberlein hat mir im Namen des Kaiſers ſtreng und grob geſchrieben, daß mir jede fernere Behelligung bei Strafe verboten werde. Ich weiß, daß der gutmüthige, freundliche Mann dies nicht angeordnet hat und nichts davon weiß, er könnte keine Fliege kränken. Aber ſelbſt wenn er es mit eigener Hand geſchrieben hätte, ſo wäre mir dieſer Beiſatz gleichgiltig geweſen, ebenſo gleichgiltig, als wenn er mir etwa ſelbſt geſchrieben hätte: „Mein lieber Taras, mir blutet das Herz, daß ich Deine Forderung nicht erfüllen kann, aber um Deine Treue und Trefflichkeit zu lohnen, ſchicke ich Dir das goldene Verdienſtkreuz. Auch dieſes hätte nichts genützt, ich hätte das Kreuz nicht genommen und gethan, was ich muß“.

Während dieſer letzten Worte hatten ſich ſeine bewaffneten Begleiter, Sefko und Jemilian, dann Waſſilj Soklewicz und Lazarko Rodakowicz, der Rednerbank ge-

nähert, ſo daß ſie ihn nun zunächſt umſtanden. Sie Alle waren bleich und erregt, am tiefſten der alte Jemilian. Die Thränen rannen über das Antlitz des treuen Knechtes, als er ſeinem Herrn nun die Flinte darreichte. „Noch nicht", ſagte Taras leiſe, nahm ſie aber doch und ſtützte ſich auf die Waffe, als er mit lauter, langſamer, feierlicher Stimme fortfuhr:

„Nun höret, Ihr Männer und Ihr Alle, die Ihr meine Stimme vernehmet! Höret wohl, damit Ihr meine Worte Jedem wiederholen könnt, der Euch darum befragt. Furchtbarer Frevel hat ſich in dieſem Dorfe begeben, Raub und Meineid. Was immer das Recht und Geſetz befiehlt, dieſen Frevel zu tilgen, habe ich gethan. Es hat nichts gefruchtet. Der Meineidige geht frei umher, der Räuber hat das Geraubte behalten. Aber noch mehr, es war nicht blos vergeblich, daß ich jene Ordnung befolgte, ſondern ſogar ſchädlich für Euch und mich. Ich bin durch meine Gerechtigkeit dem Dorfe zum Fluche geworden. Wer das Recht ehrt, geht daran zu Grunde! Wer Unrecht thut, gedeiht!

„Wie erklärt ſich dieſes Unerhörte, dieſes Entſetzliche? War etwa der Glaube meines Lebens Wahnſinn und Lüge? Oder hat nicht Gott deshalb dem Kaiſer die Macht gegeben, damit er das Recht ſchütze?! Ragt jene Leiter nicht wirklich von der Erde zum Himmel empor?

„Ja ja! und dreimal ja. So iſt es allüberall, wo

Menſchen bei einander wohnen, nur hier nicht! Hier hat der Menſchen Willkür, Unvernunft und Ohnmacht die Ordnung Gottes zernichtet und zum Böſen genützt!

„Was folgt daraus für jeden Rechtlichen?! Wohin jene Ordnung nicht reicht, ſo im Bergwald, iſt es Gottes Wille, daß Jeder ſelbſt ſein Recht ſchütze. Und ſollte ſein Wille anders ſein an jenen Unglücksſtätten, wo die Machthaber Willkür üben, das Recht in Unrecht verkehren? Auch hier fällt die Macht, ſein Leben und Eigenthum gegen den Frevler zu wahren, an den Einzelnen zurück. Hilft mir der Kaiſer nicht, ſo helfe ich mir ſelbſt!

„So vernehmet denn dieſe drei Dinge und traget ſie von Mund zu Mund, daß ſie in alle Hütten dringen und zu allen Menſchen, welche dieſes unglückliche Land bewohnen, wo man kein Recht finden kann!

„Zum Erſten! Da der Kaiſer nicht ſeine Pflicht gegen mich erfüllt, ſo bin ich meiner Pflicht gegen ihn entbunden. Und ſo erkläre ich, Taras Barabola, hiemit vor dem Allgerechten und dieſen Menſchen hier, daß ich den Herrn Kaiſer Ferdinand von Oeſterreich fürderhin nicht mehr als meinen Herrn anerkenne. Sein Wille iſt mir Dunſt, ſeine Worte ſind mir Wind, ich werde ihnen nicht mehr gehorſamen. In Allem, worin ich mich bisher ſeinen Geſetzen gefügt, werde ich fürderhin nur mein eigenes Gewiſſen befragen und danach handeln. Schickt er mir eine

Mahnung, ſo werde ich ſie nicht anhören; ſchickt er mir ſeine Soldaten, ſo werde ich mich gegen ſie wehren. Und weil ſeine Schreiber die Macht zum Unrecht nützen und er ihnen nicht ſteuert, ſo werde ich dieſe Macht mindern, wo mir möglich, und vernichten, wo ich vermag! Allorts und allimmer, ſo lange ein Athem in mir iſt! Und ſo erkläre ich, Taras Barabola, im Namen des allgerechten Gottes dem Herrn Kaiſer Ferdinand von Oeſterreich Krieg! — Krieg! — Krieg!"

Ein gellender Aufſchrei aus hundert und aberhundert Kehlen folgte dieſen Worten. Verwunderung und Entſetzen, Zuſtimmung und Entrüſtung, Hohn und Mitleid — dies Alles klang hier zu einem einzigen kurzen Schrei zuſammen, der ebenſo raſch verſtummte, wie er ſich erhoben, als hätte die gepreßte Bruſt dieſer Hunderte nur eben zu dieſem einzigen Laut Athem gefunden.

„Zum Zweiten! Weil uns unſer Recht nicht geworden, ſo werde ich es ſelbſt nehmen. Ich werde den Mandatar zwingen, dem Dorfe vollen Erſatz zu leiſten. Aber damit iſt meine Aufgabe nicht beendet, ſondern kaum erſt begonnen. Soll der Name des Allgerechten in dieſer Landſchaft nicht zu Schanden werden, ſo bedarf es eines Richters und Rächers, vor dem die Frevler zittern, dem die Guten vertrauen. Da ſich kein Anderer für dieſes heilige Amt gefunden, ſo werde ich es übernehmen und führen, ſo lange ich es vermag! Ich werde ſein, was des Kaiſers Gericht

ſein ſollte, aber nicht iſt: ein Hort der Unterdrückten. Weil aber auf Seiten des Unrechts die Macht iſt, darum bedarf auch ich der Macht. Ich werde ſie mir ſchaffen, indem ich meine Fahne entrolle im Bergwald und alle Jene, welche dem Rechte dienen wollen, aufrufe, ihr zu folgen. Das unwegſame Gebirge, bisher nur die Freiſtatt der Ruchloſen, muß nun zum Sammelplatz der Gerechten werden. Dort, wohin keines Schergen Arm reicht, werde ich hauſen, von dort werde ich hinabſtoßen in die Ebene, mein erhabenes Amt zu erfüllen, dorthin werde ich zurückkehren nach vollbrachter That".

„Ein Hajdamak!" ſchrie Simeon verzweiflungsvoll. „Unſer Taras ein Hajdamak!"

„Ein Hajdamak!" wiederholte die Menge in allen Tonarten, laut und leiſe, höhniſch, mitleidsvoll und zornmüthig . .

„Nein!" rief Taras, und eine dunkle Röthe färbte ſein blaſſes Antlitz. „Das verzeihe Dir Gott, Greis, daß Du mich in dieſer Stunde ſchmähſt! Ein Hajdamak iſt ein Räuber, ich aber werde der Führer der Rächer ſein, und meine Waffe wird ſich gegen jeden Frevler kehren, alſo auch gegen jene Strolche, die Ihr mit dieſem Schimpfnamen beleget! Und darum höret und beherziget, was ich zum Dritten und Letzten zu ſagen habe. Binnen einer Woche von heute, am Oſterſonntag, wird meine Fahne entrollt ſein im Bergwald. Wer mich reinen Herzens auf-

ſucht, ſei es, um mir ein Unrecht zu klagen, ſei es, um zu meiner Schaar zu ſtoßen, wird von jedem braven Hirten und Jäger da droben Auskunft erhalten können, wo er mich finden kann. Nur möge es ſich Jeder drei Mal überlegen, ehe er einer der Meinen wird! Wer luſtig und ungebunden leben will, komme nicht zu mir; wir werden ein armſeliges Daſein führen und ich werde ſtrenge Manneszucht halten. Wer auf Beute hofft, komme nicht zu mir; ich werde nie für mich und meine Leute Beute machen und Jeden mit eigener Hand erſchießen, der ſich böswillig an fremdem Gute vergreift. Wer ſich glücklich fühlt, komme nicht zu mir, denn Jeder aus meiner Schaar muß wiſſen, daß es keine Wiederkehr für ihn gibt, daß er ſich für immer von den Menſchen ſcheidet, die im Frieden wohnen, daß ihn ſtündlich der Tod erreichen kann, der ſchöne Tod im offenen Kampfe, der häßliche Tod auf dem Galgen! Es müßte nicht ſo ſein, wenn die Menſchen anders wären: großherzig und opferfreudig. Dann würde ich eine andere Fahne entrollen: die des offenen Aufruhrs Aller gegen den gemeinſamen Feind, das Unrecht. Das iſt nicht möglich, und ich beſcheide mich mit dem Möglichen.

„Dies Alles bitte ich Euch zu verkünden und hinzuzufügen: So lange wird Taras Barabola dieſen Krieg führen, bis ſein Zweck erreicht, die herrliche, tröſtliche Ordnung auch in dieſem Lande Allen ſichtbar aufgerichtet iſt. Gelingt dies, ſo mag mit mir geſchehen, was da

wolle. Und müßte ich dann zum Opfer fallen, ſo würde ich zum Hochgericht gehen wie ein Sieger".

Er verſtummte und fügte erſt nach einigen Athemzügen halblaut, mit ſchier erſtickter Stimme hinzu:

„Und nun . . . lebet Alle wohl! Möge es Jedem von Euch, möge es dem Dorfe ſo gut ergehen, wie ich wünſche . . . . Ich danke Allen, die mir Gutes erwieſen, und verzeihe denen, die mir Unrecht gethan . . . . Nehmet Euch freundlich meines armen Weibes an, meiner lieben Kindlein . . . . Sie bleiben ſo verlaſſen zurück, ach ſo verlaſſen . . . . Schenket ihnen Euer Mitleid — ich begehre es nicht . . . . Haltet mich für keinen muthwilligen Frevler, das iſt Alles, was ich verlangen darf . . . . Wir werden uns wohl nie wiederſehen . . . . Möge es Euch beſſer ergehen als mir . . . . Lebet wohl!"

Tiefe Stille herrſchte, während er dieſe Worte ſprach, ſo daß man ſie über den ganzen weiten Platz hin verſtehen konnte, obwohl die verhaltenen Thränen ſeine Stimme zum Geflüſter dämpften. Auch nachdem er geendet, währte dieſes Schweigen einige Secunden lang fort, bis er ſich abwendete, von der Bank ſprang und, von ſeinen Gefährten umringt, ſich Bahn durch die Menge zu ſchaffen ſuchte, gegen die Kirche hin.

Da erſt war der Bann andächtiger Rührung von den Seelen genommen, da erſt brach ein Aufruhr los, wie er ſich ſelbſt auf dieſem Platze, dem Verſammlungsorte unge-

bändigter Naturmenſchen, noch nie ereignet. Jeder drängte, ſchrie und geſticulirte auf ſeinen Nachbar ein — eine unſägliche Verwirrung. Es bedurfte einer beträchtlichen Weile, bis es endlich einer der Stimmen gelang, durchzudringen und ſich allgemein verſtändlich zu machen. Es war abermals der Korporal. „Haltet ihn!“ rief er. „Ich verhafte den Empörer im Namen des Kaiſers. Helft, Ihr Männer! Jewgeni, thu' Deine Pflicht!“ Diesmal ſtand er nicht allein. Wohl ein Dutzend Urlauber und alte Soldaten ſtimmten in ſeinen Ruf ein.

Aber nun regte ſich auch der entrüſtete Widerſpruch. „Wir ſind keine Schergen!“ rief die kreiſchende Stimme des Schmiedes, und die Meiſten ſtimmten ein: „Keine Schergen! . . . Laßt ihn im Frieden ziehen! . . . Was in der ‚großen Verſammlung‘ geſprochen wird, iſt ſtraflos“.

„Im Namen des Kaiſers!“ rief der Korporal todtenbleich, riß ſeinem Nachbar die Piſtole aus dem Gürtel und ſchlug ſie auf die Männer vor ihm an. „Gebt Raum, laßt mich meine Pflicht thun — oder ich ſchieße!“

„Und wir ſchlagen Dich nieder!“ rief Waſſilj der Fleiſcher und ſprang vor, ſein Handbeil über das Haupt des Soldaten ſchwingend. Ein blutiger Zuſammenſtoß ſchien unvermeidlich. Da eilte Jewgeni der Richter herbei. Der Drang des Augenblickes hatte das bischen Verſtand und Thatkraft in dem Manne wachgerüttelt.

„Kennt Ihr dieſes Zeichen?“ rief er und ſtreckte

ſeinen Richterſtab zwiſchen die Hadernden. „Noch gilt es, noch iſt Verſammlung — ich gebiete Ruhe!“ Das Wort wirkte. Waſſilj ließ das Handbeil ſinken, der Korporal die Piſtole.

Während ſich dies vor der Linde begab, wendete Taras, von ſeinen Begleitern unterſtützt, alle Kraft darauf, die Reihen raſch zu durchbrechen. Es wollte ihm nicht gelingen, die Leute umdrängten ihn, faßten ſein Gewand und riefen ihm wirre Worte zu. Aber nicht dies ertrug er am ſchwerſten, ſondern das Wehklagen und Flehen der Freunde. Der alte Alexa Sembrow war vor ihn hingeſunken, umklammerte ſeine Kniee und wiederholte immer wieder jammernd: „Thu's nicht! Taras! Thu's nicht!“ Simeon hatte ein anderes Mittel gewählt, er drängte gegen die Schänke zu, die Anuſia zu holen. Nur der Pope ſtand ſchweigend da, das Antlitz fahl, die Lippen feſt zuſammengepreßt.

Er war der Einzige, an den ſich Taras noch wendete. „Du Guter, Du Kluger“, ſagte er bewegt, „verzeih' mein Schweigen, verzeih' mir das Weh, das ich Dir bereite. Ich weiß, Du haſt mich am meiſten geliebt!“

Da konnte Leo ſeine Faſſung nicht länger bewahren. Laut aufweinend ſtürzte er in die Arme des Scheidenden.

„Ach“, ſchluchzte er, „welch ein Menſch geht an Dir verloren!“

„Nicht ſo!“ erwiderte Taras und wand ſich aus

ſeinen Armen. „Wer thut, was ihm ſein ehrliches Herz gebietet, geht nicht verloren, mindeſtens in den Augen der Guten nicht ....“ Er wollte gehen und hielt doch wieder an. „Hochwürdiger“, ſagte er ſo leiſe, daß ihn nur dieſer verſtehen konnte, „ich habe noch eine Bitte“.

„Sprich — Deines Weibes wegen —“

„Da iſt nicht erſt die Bitte nöthig. Ich kenne Dein Herz. Nein — meinetwegen — wenn einſt — meine letzte Stunde naht — darf ich Dich holen laſſen? Wirſt Du kommen — gleichviel wohin? — auch wenn es ein — unheimlicher Ort wäre?!“

„Ich werde kommen!“ ſtammelte der Pope.

„Bei Deiner Seligkeit? Wo immer es ſei?“

„Wo immer es ſei!“

„Ich danke Dir für Alles — für dieſes letzte Verſprechen am meiſten ....“

Er wendete ſich an Jemilian. „Sind die Pferde hinter der Kirche?“ flüſterte er ihm haſtig zu.

„Ja, Herr, wie Du es befohlen haſt. Der Jungknecht Halko hat ſie geſattelt und harrt mit ihnen“

„Dann kommt!“ Aber vorher hatte er noch einen ſchweren Augenblick zu durchleben. Die Söhne des Simeon, Hritzko und Giorgi, ſtürzten vor ihn hin. „Nimm uns mit!“ flehten ſie. „Wir verlaſſen Dich nicht“.

„Steht auf!“ befahl er kurz und rauh, mit ſo gebietender Stimme, daß ſie ſofort gehorchten. „Ich bin

kein Schurke, der die Söhne ſeiner Freunde in's Verderben führt". Dann aber umarmte er ſie innig. „Ihr ſeid doch unverbeſſerlich", ſagte er mit wehmüthigem Lächeln. „Was hat es nun genützt, daß ich Euch wohlweislich beim letzten Zuge nicht mehr mitgenommen? Lieb habt Ihr mich deshalb doch! Und ich Euch! Aber eben darum — lebt wohl!"

Er ſchritt haſtig weiter, beſtieg mit ſeinen Begleitern die bereitgehaltenen Pferde und wollte eben ſeinem Roſſe die Sporen geben, als noch einmal ſein Name ſein Ohr traf, und in einem Tone, ſo erſchütternd, daß er zuſammenfuhr.

Er blickte zurück, er wußte, wer ihn rufe. Da ſtand das unglückliche Weib in der Thür der Schänke, die Augen ſtarr auf ihn gerichtet, während Simeon die wankende Geſtalt unterſtützte.

„Leb' wohl!" Er wollte es laut rufen und konnte es nur ſtammeln. Dann winkte er noch einmal mit der Hand und gab ſeinem Roſſe die Sporen, daß es ihn im Galopp den ſteilen Weg emportrug in den Bergwald hinein, deſſen tiefgrüne Schatten bald die Umriſſe ſeiner Geſtalt verſchlangen.

Zehntes Capitel.

Wie ein ungeheurer Grenzwall, hier ſteil emporgeballt, dort ſacht aufgebaut, ziehen ſich die Karpathen zwiſchen den beiden Ebenen dahin: dem bräunlich fahlen Tieflande, durch welches die Theiß rinnt, und dem gewaltigen oſtſlaviſchen Steppen- und Ackerlande, welches ſüdwärts, über den Pruth hinweg, nach Rumänien hinübergreift, bis an und über die Ufer der Aluta. Um dieſe blaugrünen Kuppen flattert das Gewölk, welches ſich dann, vom Sturme gehäuft und getrieben, über dem Magyaren oder Ruthenen entlädt, wie es dem launiſchen Windſtoß beliebt; in dieſen umwaldeten Schluchten werden all' die Flüſſe geboren, welche zuerſt pfeilſchnell und kryſtallhell, dann immer langſamer und trüber die Ebenen durchrinnen. So iſt dieſes Waldgebirg der gemeinſame Wetter- und Waſſerſpender für alle Lande und Völker zu ſeinen Füßen, und gemeinſam iſt ihnen auch die ſinnige Legende, wie und warum einſt der rieſige Wall aufgerichtet worden. In allen Zungen erklingt dieſe Legende, und es iſt ihr nicht abzu-

ſehen, ob ſie zuerſt im Hirne des Slaven, des Magyaren oder des Romanen geboren worden.

Als der liebe alte Herrgott, erzählen ſie, zuerſt dieſe Erde ſchuf, da war ſie ein blühender Fruchtgarten, durchaus eben, nur zuweilen rauſchte auf ſanftem Hügel ein kühler Hain dazwiſchen. Es gab keine Berge und keine wilden Thiere, kein Gewitter und keine Waſſernoth, auch keine verſchiedenen Grenzmarken und Sprachen. Vergnüglich lebten die Menſchen dahin, redeten Eine Zunge und nährten ſich von den Früchten dieſer ſchönen Ebene, und wenn der gute Herrgott alljährlich im Herbſte in Geſtalt eines freundlichen alten Mannes mit langem weißen Barte zu ihnen auf Beſuch kam, ſo bewirtheten ſie ihn und jubelten ihm dankbar zu. Aber weil es ihnen ſo gut ging, ſo wurden ſie leider ſehr übermüthig und verſchworen ſich insgeſammt, vom lieben Herrgott bei ſeinem nächſten Beſuche noch mehr zu fordern, nämlich daß das Getreide von ſelber aus der Erde wüchſe, ohne jegliche Arbeit der Menſchen. Dieſe Verabredung gelang ihnen mühelos, weil ſie ja Alle Eine Sprache redeten. Die Magyaren meinen, es ſei die ihrige geweſen, die anderen Völker hingegen: eine ſolche, die nun nicht mehr auf Erden zu hören ſei.

Natürlich wußte der liebe Gott, welcher ja allwiſſend iſt, auch von dieſer Verabredung und kam drei Jahre lang nicht auf Beſuch, weil er ſich überflüſſigen Aerger

ſparen wollte. „Wozu ſoll ich alter Mann mich aufregen?“ ſagte er zu ſeinem Weibe, der Jungfrau Maria, und blieb im Himmel. Aber da höhnten die Leute: „Seht! er traut ſich nicht mehr zu uns!“, und ſo kam er im vierten Jahre wieder. Als ſie ihn nun mit ihrem ſündhaften Anliegen beſtürmten, ſuchte er es ihnen zuerſt ganz ſanft auszureden: „Seht, Ihr Leute, das iſt ja Unſinn! Arbeit muß ſein. Wollt Ihr es etwa beſſer haben, als ich? Auch ich habe durch ſechs Tage gearbeitet und erſt am ſiebenten geruht. Und jetzt? Meint Ihr, daß ich jetzt faullenze?! Ich ſage Euch, ſo eine Weltregierung iſt eine ganz verteufelte Arbeit!“

Aber ſie hörten nicht darauf, ſondern wurden zornig und höhnten ihn, und Einige zupften ihn gar am Barte. Da verlor der liebe Gott die Geduld und ſprach einen furchtbaren Fluch über ſie aus: „Weil Ihr Euch in Eurer gemeinſamen Sprache gegen mich verſchworen, ſo trenne ich Euch von nun ab nach Sprachen und Ländern und richte eine rieſige Grenzmauer zwiſchen Euch auf. Ungekannte Schrecken ſollen Euch von dieſer Mauer her kommen, Waſſer- und Wetternoth und wildes Gethier!“ Sprach's und fuhr auf einer bequemen Wolke, die bereit ſtand, in den Himmel zurück.

Dort verſuchten ſowohl die heilige Jungfrau, als auch ſein Sohn, der Heiland, ihn zu begütigen, er aber wollte nichts davon hören und ließ ſogleich den Teufel

kommen. „Stelle mir von da bis dorthin die Karpathen auf", befahl er, „und mache ſie zur furchtbarſten Gegend der Erde!"

Das ließ ſich der Teufel nicht zweimal ſagen, ſondern ging ſogleich an die Arbeit und brachte ſie in ſieben Tagen fertig, weshalb man auch ſieben Theile in dieſem Gebirge unterſcheiden kann. Am erſten Tage, einem Sonntag, häufte er mit friſcher Kraft die Tatra auf, welche darum der höchſte Theil iſt, und am letzten flickte er noch ganz erſchöpft die „Kleinen Karpathen" hinzu; ſie ſind am Samſtag gemacht, und darum wohnen noch heute ſo viele Juden dort.

Dann trat er vor den Herrn und erhoffte großes Lob, aber der Alte nickte nur brummend: „Schon gut! —" weil nämlich ſein Zorn ſchon halb verraucht war und ihn ſeine Härte hinterher reute. Das erkannte die heilige Jungfrau und trat vor ihn hin. „Das kommt von Deinem Jähzorn", rief ſie. „Die böſe Gewohnheit ſtammt noch aus der alten Zeit, wo Dich die Juden immer ungeduldig gemacht haben durch das goldene Kalb und ähnliche Dummheiten, aber jetzt haſt Du doch Gottlob mit Chriſten zu thun und legſt ſie doch nicht ab. Nun haſt Du Dir gar vom Teufel Deine ſchöne Erde verhunzen laſſen, daß ſie Dich ſelbſt nicht mehr freut, wenn Du hinunterſchauſt. War es denn nöthig, ihm zu befehlen, daß die Karpathen gerade die furchtbarſte Gegend ſein

müſſen? Höre, Mann, Du weißt, ich rathe Dir immer gut! Schicke denen da drunten ein gehöriges Donnerwetter, daß ſie ſich wieder ducken lernen, aber dann räume das häßliche Zeug ſchnell wieder weg!"

Da aber ergrimmte der liebe Herrgott. „Das ſind Weiberreden!" rief er zornig. „Was ſage ich immer: Lange Haare, kurzer Verſtand! Wenn ich thäte, was Du verlangſt, dann hätten ſowohl die Menſchen als der Teufel für immer den Reſpect vor mir verloren, und das wäre wahrhaftig das größere Unglück".

Betrübt ſchlich die Heilige von dannen und erzählte es ihrem Sohne. Aber der Heiland tröſtete ſie: „Seufze nicht. Laß mich nur machen. Ich weiß, wie man mit dem Alten zu reden hat". Darauf trat er ganz unbefangen in des Vaters Stube, bot einen „Guten Morgen!" und ſprach von Dem und Jenem, bis er endlich ganz leichthin ſagte: „Wie biſt Du mit den Karpathen zufrieden? Hat der Teufel die Sache gut gemacht?"

„Hm, ja!" ſagte Gott Vater etwas verlegen.

„Ich habe ſie mir noch gar nicht angeſehen", fuhr der Heiland fort, ſchob eine Wolke beiſeite und guckte hinunter. „Pfui Teufel!" rief er, „iſt das häßlich! Lauter ſchwarzes, kahles Geſtein, nirgendwo ein Baum oder auch nur ein Grashalm, und das Waſſer ſchmutzig, wie Spülicht!"

„Hm ja“, meinte Gott Vater kleinlaut, „aber zu ändern iſt es nicht mehr“.

„Nun, wer weiß?“ erwiderte der Heiland lächelnd. „Der Grenzwall muß bleiben und er darf auch nicht minder furchtbar werden. Aber haſt Du dem Teufel befohlen, die Karpathen juſt zur häßlichſten Gegend zu machen?“

„Nein, bei mir ſelbſt“, rief Gott Vater eifrig, „das nicht! Ei Sohn, da haſt Du Recht, wir können ſie ſchöner machen! Willſt Du es beſorgen?“

„Mit Freuden“, erwiderte der Heiland. „Aber darf ich ſie auch ſo ſchön machen, wie ich will?“

„Meinetwegen ſoll's die ſchönſte Gegend werden“, gab Gott Vater zu, „wenn es nur auch die furchtbarſte bleibt“.

Da rieb ſich der gütige Heiland vergnügt die Hände, nahm hundert Engel mit und verwandelte in einem einzigen Tage das ganze Gebirge. Die herrlichen Wälder pflanzte er hin und breitete die ſchönen Grasmatten aus, ließ unzählige klare Brünnlein fließen, und da er die Wölfe und Bären nicht wegjagen durfte, ſo fügte er doch wenigſtens nützliche und ſchöne Thiere hinzu, Hirſche und Rehe, Schafe und Pferde. „So kommt's“, pflegen die Leute dieſe fromme Erzählung zu ſchließen, „daß unſere Karpathen die ſchönſte und zugleich die furchtbarſte Gegend der Erde ſind.“

In ähnlicher Weiſe ſtammelt der Volksgeiſt überall den Wundern der Erde nach und ſucht ſie ſich zu deuten.

Es gelingt ihm meiſt trefflich, ſo auch hier. Die Karpathen mögen nicht die furchtbarſte Gegend der Erde ſein und wol auch nicht die ſchönſte, aber wer ſie offenen Auges und empfänglichen Herzens durchſtreift, wird doch immer jene beiden Begriffe reimen müſſen, die ſonſt ſo fern auseinander liegen; dieſes Waldgebirg iſt in der That von ſchöner Furchtbarkeit und furchtbarer Schönheit.

Es iſt kaum auszudenken oder gar nachzufühlen, wie dem Menſchen zu Muthe werden müßte, den etwa eine geheimnißvolle Gewalt aus dem Flachlande hinweg in das Herz dieſes Gebirgs trüge, ſo daß ſein erwachendes Auge urplötzlich und ohne Gewöhnung dieſe Landſchaft erblickte. Unbewegt ließe ihn der Anblick nicht, und wären ſeine Sinne noch ſo ſtumpf, und ſelbſt dem Roheſten würde ſich ein jähes Bangen ſchwer auf die Bruſt ſenken, er würde aufſchreien oder zu beten beginnen. Denn dies geſchieht ſogar mit Jenen, welche langſam aus dem Flachland emporſteigen, von Schritt zu Schritt mehr auf dieſes Bild voll ſchreckhafter Erhabenheit vorbereitet.

Wer aus der Ebene kommt, erſieht das Gebirg zuerſt nur wie eine ungeheure Wolkenbank, welche von verſchiedener Färbung iſt, je nach der Tageszeit und dem Sonnenſtande: bläulich-ſchwarz, dann bläulich-grau und immer lichter und lichter, bis ſie mit ſinkender Sonne röthlich zu ſtrahlen beginnt und noch lange fortleuchtet in die Dämmerung hinein, eine feurige Grenzwand der dunklen

Ebene. Aber am nächſten Morgen liegt dieſe Wand wieder dunkel, dunkler, je klarer die Luft, und der Himmel iſt keine Glocke mehr wie in der Ebene, ſondern er endet über der Wand, zerriſſen von ihren Spitzen und Kuppen.

Nah', ſehr nah', ſcheint dies Alles dem Wanderer zu liegen, aber die Ebene täuſcht; es iſt noch manche Stunde Weges dahin. Doch iſt die Gegend nicht einförmig wie im Tiefland; raſch, ſichtlich, faſt von Schritt zu Schritt verändert ſich ihr Antlitz. Kein Sumpf, kein Weiher blinkt mehr durch umhegendes Schilfrohr; die Bäche werden zahlreicher, klarer ihre Waſſer und raſcher ihr Lauf. Denn ſacht, aber ſtetig ſteigt der Boden an, und von Stunde zu Stunde weitert ſich dem Wanderer der Geſichtskreis. Immer ſeltener führt ſein Pfad an bebautem Acker vorüber, und was hier gedeiht, iſt Korn und Hafer, nicht mehr der fette Weizen der Ebene. Hingegen dehnt ſich um ihn gewaltig der braune Haideboden, und immer dichter ſteht d'rauf der Wachholder und jene holde, ſtille Blume, welche der beſcheidene Schmuck armer Landſchaft iſt, die Erica. Nur noch ſelten iſt ein Dörflein zu erſpähen, aber dabei ſteht kein Edelhof mehr, die Kirchen und die Hütten ſind ärmlicher, als im Flachlande, und nur die Schänke leider gleich groß. Die Obſtpflanzungen verſchwinden, hingegen treten die Buchen immer häufiger zuſammen, im Waldesſchatten läuft der Pfad dahin, und in einigen Stunden weicht die Buche der Fichte. Die Stück-

lein Himmels, welche durch das nadlige Geäſt herabblinken, ſchimmern im tieferem Blau, der ewige Dunſthauch der Ebene liegt nicht mehr darüber. Und in den Lüften ſchwimmt ein prickelndes, fremdartiges Arom, der Harzduft. So vermitteln dem Wanderer alle ſeine Sinne den Wechſel der Landſchaft, und er, dem vielleicht ſein trauriges Flachland liebvertraut iſt, ſchreitet faſt bangen Herzens dem Unbekannten entgegen.

Und wenn er den Wald überwunden, wenn er auf dem kahlen Rücken der Erdwelle ſteht, die er erſtiegen, und den Blick zurückwendet, dann will ihm jählings auch das Bekannte unbekannt erſcheinen. Denn wol liegt da unten ſeine Ebene, aber in ſeltſamer, fremdartiger Schönheit; zum grünen leuchtenden Rieſenteppich iſt ſie geworden, ſilberne Schlänglein huſchen hindurch — die Bäche; hellblinkende Edelſteine ſind darauf hingeſtreut — die Hütten, und fern, fern im Oſten, wo ſich das Blau der Lüfte mit dem Grün des Gefildes vermählt, liegt ſchimmernd ein gelber Topas: der Flecken, aus dem er kam.

Sein Ziel aber — jene Grenzwand?

Er ſieht ſie nicht. Zur Rechten und zur Linken und vor ihm ſind Kuppen, wie jene, auf der er ſteht, und häufen ſich immer höher übereinander. So hat ihn der Pfad durch den Tannenhag unmerklich zur Höhe geführt, und nun umſtarrt ihn von allen Seiten in unſäglich ernſter Schönheit das dunkle Waldgebirg.

Entſetzlich einförmig iſt's auch hier, wie im Tiefland. Will ſich das Auge von dem überaus gewaltigen, tiefgrünen Tannenmeer losreißen, ſo bleibt ihm nichts, darein es flüchten kann, als das Blau des Himmels; einſam und ſehnſüchtig wird auch hier des Wanderers Herz, vielleicht auch traurig, aber nimmer weich, wie wenn er über die Steppe zieht. Denn mit ſeinen tauſend Stimmen rauſcht ihm das Waldgebirg den Athem ſeiner herben Kraft zu. Wild, ſtürmiſch, ungezügelt ſtäubt durch die Klüfte der Bergbach zu Thal, daß die jungen Tannen an ſeinen Ufern ewig ſcheu erzittern; kreiſchend, in grauſamer Luſt, pfeilſchnell ſtößt der Falke aus blauer Höhe auf ſein Opfer hernieder, und dazwiſchen ſingt unabläſſig das Geäſt des Waldes ſein Lied, bald überaus dröhnend, bald leiſe wie im Traume, aber ſelbſt bei tiefſter Luftſtille nie ganz erſterbend — unabläſſig, ewig, wie Rauſchen der Meerfluth. Wer dieſen Stimmen lauſcht, dem werden ſie zu Gebietern, und er muß tiefer hinein wandern in die tiefgrüne Wüſtenei dieſer Berge und Wälder. Hier lockt die Natur nicht durch kleine anmuthige Gaben, hier feſſelt ſie den Wanderer nicht durch Blumenketten, ſondern in herber, ernſter, ja ſchreckhafter Schönheit reißt ſie ihn unwiderſtehlich an ihr Herz.

Wen einmal der keuſche, herbe Zauber umſponnen, der begnadet ſich ſelbſt immer wieder mit ſeinem Genuſſe. Aber es gibt nicht viele ſolcher Wiſſenden, heute ebenſo

wenig, als in jenen Tagen, da Taras Barabola hier „ſeine Fahne entrollte“. Kaum daß zuweilen aus einer der beiden ungeheuren Ebenen, zwiſchen welche das Gebirg ſich legt, von den Ufern der Theiß oder des Pruth, ein Wanderluſtiger emporſteigt in dieſe fremde, wildſchöne Welt. Noch heute gehört der „Welyki Lys“ dem Bären, dem Hajdamaken und dem Huzulen. Und wenn man die Leute der Ebene befragt, ſo pflegen ſie zu ſagen, es ſei zwiſchen dieſen Dreien, was Rechtsgefühl und gute Sitte betreffe, kein fühlbarer Unterſchied. Aber das iſt eine Verleumdung; ſie Alle ſind beſſer als ihr Ruf.

Dies gilt auch vom Bären. Nur in dem niedriger gelegenen Waldtheil, wo er die genauere Bekanntſchaft des Menſchen gemacht, hat ſein urſprünglich biederer Charakter entſchieden gelitten. Er iſt da aus einem Jäger, der ſich gemächlich aus der nächſten Hürde ſeine Nahrung holte, ein Gejagter geworden, und das verbittert ſein Gemüth. Man muß leider ſogar zugeben, daß er in dieſen belebteren Waldſtrichen die täppiſche Ehrlichkeit völlig abgelegt hat und ein feiger, heimtückiſcher Burſche geworden iſt, welcher mehr raubt, als er verzehren kann, und aus Blutdurſt mordet, wo es ohne Gefahr glücken will. Aber anders ſein unverderbter Vetter hoch droben am Kamme des Gebirges. Dort iſt noch der Bär der Herr und benimmt ſich demgemäß: ſtolz und eigenwillig, aber doch auch großmüthig und gaſtfrei. Daß er ſich täglich ſeinen

Tribut holt, bald aus dieſer, bald aus jener Hürde, iſt freilich wahr, aber das nehmen ihm die Hirten kaum übel — das iſt, meinen ſie, nun einmal Art der Herren, auf deren Boden man lebt; nur daß man dieſen ſogar die Steuer zutragen muß, während ſich der Bär das Seine ſelbſt holt. Nicht grimmig wie ein Räuber, nicht verſtohlen wie ein Dieb, ſondern langſam, breitſpurig und würdevoll kommt Meiſter Petz zur Heerde geſchritten, hält Umſchau, nimmt ſich das Schäflein, das Zicklein oder das Kalb, welches ihm genügend wohlgenährt erſcheint, und geht ebenſo würdevoll und bedächtig wieder ab. Auch bedrückt er nicht etwa einen der Unterthanen zu Gunſten der anderen; er ſucht alle Heerden heim, die um ſeinen Stammſitz liegen, und kehrt in ziemlich regelmäßigen Zeiträumen wieder. Die Hirten ſind feſt überzeugt, daß dies aus Rechtsgefühl geſchehe; andere Leute meinen, es rühre daher, weil der Karpathenbär ein fleißiger Spaziergänger ſei und ſich daher naturgemäß um die Stunde, wo ſich ſein Appetit zu regen beginne, bald der, bald jener Heerde zunächſt befinde. Daß die ſchlanke, zweibeinige, ſeltſam behaarte Beſtie, mit der er hie und da zuſammentrifft, gleichfalls warmes rothes Blut hat, ſcheint er großmüthig zu ignoriren. Gewahrt er den Hirten neben der Heerde, ſo erhebt er das Haupt und brummt verdrießlich. „Nun, Bruder, iſt es Dir vielleicht nicht recht?“ überſetzt ſich der Hirte dieſen Ton. Aehnlich läßt er ſich ver-

nehmen, wenn ihm ein Menſch begegnet; zuerſt ein heller, faſt zorniger Ton, dann tiefes langgezogenes Brummen, endlich wieder jener helle Ton — dies ſoll heißen: „Kerl, was willſt Du da, Kerl?“ Zum Angriff ſchreitet er höchſt ſelten, wie er denn auch Schlafende wol eifrig beſchnüffelt, aber nie verletzt.

Während das gemeine, häßliche Thier, der Wolf, grimmig gehaßt und raſtlos verfolgt wird, hält den Eingeborenen der oberen Waldſchichten eine ſeltſame, tiefe Scheu ab, den Bären zu tödten. „Das arme Väterchen hat es ohnehin ſchwer genug“, ſagt er, oder auch: „Mit dem Braunen ſoll man ſich nicht auf den Mordfuß ſtellen“. Noch heute geht im Bergwald die Sage von einem Engländer, der zur Zeit des Kaiſers Franz in den Bergwald kam, den Bären zu jagen. „Obwol er“, erzählen ſie, „jedem von uns armen Leuten eine Flinte aus Silber bot, falls wir mit ihm ziehen wollten, fanden ſich doch nur Wenige, die ſich zu dieſer ruchloſen Verrichtung ermiethen ließen. Sie ſind Alle bei einer großen Kälte droben erfroren, auch der Herr. Und es iſt ihm auch Recht geſchehen, was hat ihm denn das arme Väterchen zu Leide gethan, daß er es ausrotten wollte?“ Selbſt auf den Fremdling, den heimatloſen Hajdamaken, überträgt ſich dieſe Scheu; in den tiefer gelegenen Waldſtrichen jagt er unabläſſig, wie dies ja auch der Eingeborene dort thut, mehr zum Vergnügen, als um ſeinen Hunger zu ſtillen;

hier oben verhält er sich friedlich. „Hier ist des Bären Reich, und er thut ja auch uns nichts!“

Auch der Huzule, dieser Mischling slavischen und mongolischen Blutes, welcher als Hirte, als Wolf- und Rothwildjäger, aber zugleich, wo es irgend angeht, als Ackerbauer im Bergwald haust, ist nicht so schlimm, wie ihn die Leute der Ebene schelten. Ihn befleckt im Grunde nur ein Laster: die Sittenlosigkeit, welche sich im Verkehre der beiden Geschlechter offenbart. Wie die Huzulen die einzigen Bergbewohner der Erde sind, welche man als Reitervolk bezeichnen darf, so auch die einzigen, welche unkeuscher sind, als die Menschen der benachbarten Ebene. Beides steht beispiellos da, beides läßt sich aus gleich natürlichen Gründen erklären. Das Erstere durch die Beschaffenheit des Bodens, welcher durch seine Triften der Pferdezucht sehr günstig ist, und durch seine runden Kuppen, die sanften Abhänge, das Reiten überall gestattet, ja bei den ungeheuren Entfernungen unbedingt nöthig macht, Letzteres aber durch die Mischung des Blutes und das Erbe an Väterssitten, welches dem Huzulen zugefallen.

Sein Ahn, der Uze, den der Kriegssturm von der „goldenen Horde“ abgelöst und hierher verschlagen, hat weder den festen Wohnort gekannt, noch den persönlichen Besitz, weder das Christenthum, noch die Ehe. Der Enkel hat sich all' diese Zügel wilder Triebe anlegen lassen, aber er trägt sie locker und in seiner Art. Er ist an-

geſiedelt, er hat eine Hütte, aber er benützt ſie nur während jener Zeit, wo ihm die Natur die Nöthigung hiezu auferlegt. Von den Tagen, da zuerſt der Schnee ſchmilzt, bis zu jenen, da er wieder bergehoch liegt, durch ſieben Monate des Jahres, zieht der Huzule mit ſeinen Heerden im Gebirge umher, von Trift zu Trift, von Thal zu Thal, weiter, als er müßte, weil ihn nicht blos die Nothwendigkeit treibt, ſondern auch ein dunkler, räthſelhafter Drang. Während dieſer „grünen" Zeit — der Winter heißt ihm die „ſchwarze" — kehrt er immer nur auf wenige Tage zu ſeiner Siedlung zurück; er muß die ſchwerſte Arbeit thun, die es für ihn gibt: ſein Haferfeld bepflügen, beſäen und mähen. Er muß es thun, weil er ſonſt verhungern würde, aber der Hang nach Mehrung des Beſitzes geht nie nach dieſer Richtung. Der Huzule iſt über jedes junge Zicklein erfreut und jubelt über jedes neue Füllen, aber wenn er je den Verſuch unternimmt, ſeinen ackerfähigen Grund zu erweitern, ſo hat ihn ſicherlich nur die eiſerne Noth dazu gezwungen.

Ebenſo iſt die Entwicklung des perſönlichen Beſitzes nicht über die erſten Anfänge hinaus gediehen. Zu jeder dieſer Einſchichten gehören allerdings beſtimmte Aecker, Triften und Heerden, welche ſonſt Niemand zugehören, aber in der Siedlung wohnen drei, vier, zuweilen auch zehn bis zwölf Familien gleicher Abſtammung unter einem, durch die Geburt beſtimmten Oberhaupte. Der „Hausvater"

ordnet an, wann die Frucht zu säen, die Heerde auszutreiben ist, aber kein Schäflein, kein Hälmchen Frucht gehört etwa ihm oder einem Andern persönlich zu, es ist gemeinsames Gut. Daneben gibt es aber auch Triften und Heerden, welche nicht einer einzelnen Siedlung gehören, sondern mehreren zusammen, so daß man da Lämmer sehen kann, an welchen achthundert Menschen zugleich das Miteigenthum besitzen. Die Verwaltung und Vertheilung geschieht durch die Versammlung der Hausväter, welche sämmtlich unter einander verwandt sind, denn dieser gemeinsame Besitz mehrerer Siedlungen rührt immer daher, daß sie vor Jahrhunderten eine Familie gebildet, welche sich dann, immer mehr anwachsend, räumlich geschieden. Persönlicher Besitz existirt also eigentlich blos an Kleidern und Waffen. Alles Andere ist gemeinsamer Familien-, Geschlechts- und Stammesbesitz. Man sieht, ein Professor der Volkswirthschaft könnte an unseren Huzulen, der lehrreichen Beispiele wegen, seine helle Freude haben.

Der Pope hat weniger Grund dazu. Der Uze war ein Heide, der Huzule ist ein katholischer Christ nach griechischem Ritus, das ist allerdings richtig. „Aber", meinen die Podolier, „der Huzule hat nicht mehr Christenthum, als die Katze, wenn sie sich mit gekreuzten Pfoten über die Schnauze fährt", und das ist auch nicht so ganz unrichtig. Jeder von ihnen ist von einem Priester mit geweihtem Wasser auf den Namen eines Heiligen getauft worden

und darauf bedacht, daß auch ſeinen Kindern das Gleiche widerfahre; Jeder weiß, wie man nach griechiſch-katholiſchem Ritus das Kreuz ſchlägt, und daß da droben ein guter, alter Herr thront, mit ſeinem jungen Weibe Maria, ſeinem Sohne Jeſus Chriſtus und einem Hofſtaat von unzähligen Heiligen, Engeln und Teufeln. Das iſt aber auch Alles, höchſtens wiſſen Einige noch das „Vaterunſer“ herzuſagen. Kein gütiger Menſch neigt ſich zu dieſen Armen im Geiſte, und gewährt ihnen den Troſt, deſſen ſie ſo ſehr bedürfen. Denn auch hier erfaßt und durchwühlt den Menſchen der Schmerz der hilfloſen Creatur gegenüber der Naturgewalt, auch hier treibt ihn ein dunkler Drang, dem Räthſel des Daſeins nachzuſpüren, auch hier tönen von Mund zu Mund jene ewigen Schmerzensfragen der Menſchheit: „Warum? Woher? Wohin?“ — wenn auch nicht als klarer, bewußter Gedanke, ſo doch als gellender Schrei, der ſich den Lippen des Gequälten entringt. Und hier ertönt dieſer Schrei öfter, als anderwärts, weil die Natur grauſamer iſt, größer ihre Schrecken und geheimnißvoller ihr Walten — und darum bedürfte es hier am meiſten einer jener holden, tröſtlichen Sagen, welche große, gütige Männer zur Linderung dieſer Qual erſonnen, einer jener rührenden Antworten, welche wir uns ſelbſt erträumen, wenn unſer Herz von jenen Schmerzensfragen durchbohrt wird, bedürfte es hier am meiſten einer Religion, eines ſtarken Gottglaubens.

Aber woher ſollte dieſe Hilfe und Tröſtung kommen?

Die Popen in den Dörfern, zu denen dieſe Einſchichten eingepfarrt ſind, zucken die Achſeln, wenn man ſie darnach frägt. „Warum kommen die Kerle nicht? Chriſtenlehre und Kirche ſtehen ihnen ja ebenſo offen, wie allen Anderen!“ Nun ſie kommen eben aus purer Verſtocktheit nicht, obwol man ihnen die Sache wahrhaftig bequem genug macht. Denn wie weit iſt's zum Beiſpiel von der Einſchichte des Marko Zakowicz bis zur nächſten Pfarrkirche? Blos drei Tagereiſen! Allerdings kommt Marko ſogar zu Oſtern, Pfingſten und Weihnachten nicht regelmäßig, weil ihn nichts an die Kirche im Thale erinnert! Und ſo bleibt ihm blos die überlieferte Sage von dem göttlichen Haushalt da droben, und dieſe blaſſe Sage hat nur geringe Kraft, ſo ſehr auch der Huzule bemüht iſt, ſich ſeinen Gott nach ſeinem eigenen Bilde auszumalen. Ihm iſt Gottvater ein ſtrenger, aber gerechter huzuliſcher Patriarch, etwa ſo wie Hilarion Roſenko, welcher am „ſchwarzen See“ hauſt; die Gottesmutter eine mildherzige, tüchtige Hausfrau, Chriſtus endlich ein kühner, herrlicher Jäger, der von Hajdamaken ſchuldlos getödtet wurde. Der Pope ſagt freilich, Er lebte noch, aber warum ſieht man Ihn nie?! . . . Und ſo blickt der Huzule auch zu jenen leuchtenden Göttern empor, denen ſein Ahne geopfert, als er über die Steppen Central-Aſiens zog: zur Sonne, zum Mond und den lieben Sternen. Sie kann man ja ſehen, und ihr Segen iſt

ſichtlich, da ſie Licht und Wärme ſpenden im kalten, dunklen Bergwald . . . Wer aber ſchützt den Menſchen vor jenen unheimlichen, boshaften Weſen, die ihn umgeben? Da iſt die Windsbraut, welche das Dach ſeiner Hütte eindrückt und die Tannen knickt, die Schaar der Kobolde, welche die Schneewirbel erzeugen, in denen Menſchen und Vieh erblinden und erſticken, die „alte Rieſin", deren Athem allem Lebendigen Krankheit zuweht — und was ſolcher Perſonificationen dunkler Naturgewalten mehr ſein mögen. . . Gegen ſie gibt es nur den Schutz, ſich eben mit ihnen zu vertragen, wie man ſich mit einem böſen Nachbar verträgt, und ſie durch Geſchenke zu begütigen.

Ja! es ſind ſeltſame „Chriſten", die im Bergwald hauſen, ſogar das Sterben kriegen ſie ohne den Popen fertig. Wenn der greiſe Vater des Marko verathmend auf dem Lager liegt, welches ſie ihm aus weichen Fellen inmitten der Hütte errichtet, ſo denken weder er noch ſein Sohn an den bärtigen Herrn im ſtattlichen Pfarrhof da unten. Und wenn ſie auch an ihn dächten — was nützte es ihnen?! Mindeſtens neun Tage würde es dauern, bis der Bote unten, der Pope oben und wieder daheim wäre. So lange darf ein geiſtlicher Hirt ſeine Schafe nicht allein laſſen, ſelbſt wenn er wollte. Darum iſt es tröſtlich, zu wiſſen, daß weder der Sterbende, noch die Nachkommen und Geſchlechtsgenoſſen, welche ihn weinend umſtehen, den letzten Troſt des Chriſten vermiſſen. Irgend ein Frommer ſpricht das „Vaterunſer"

und fügt dann jene dunklen Formeln hinzu, mit welchen dieſe armen Menſchen die anderen Götter, an welche ſie glauben, zu beſchwören ſuchen. Der Todtkranke ſtammelt die Worte nach und ſtirbt getröſtet. Iſt die Leiche erkaltet, ſo betten ſie dieſelbe im Bergwald unter einer mächtigen Tanne und kerben vorne ein großes Kreuz in den Baum, zu beiden Seiten aber ſeltſame Zeichen für ihre anderen Götter.

Wer ſogar im Sterben nicht an den Pfarrer denkt, von dem iſt nicht zu verwundern, daß er es beim Freien unterläßt. Wenn da droben ein Mann und ein Mädchen, gewöhnlich ſchon in reiferen Jahren, zum Entſchluſſe kommen, ihre fernere Lebenszeit in ehelicher Gemeinſchaft zu verbringen, ſo iſt dies eine Sache, die außer ihnen zunächſt nur die Hausväter ihrer Siedelungen angeht. Dieſe geben denn auch willig ihren Segen, ſofern nicht etwa die Brautleute Geſchlechtern angehören, welche gerade um eines Beſitzſtreites oder gar um einer Blutthat willen verfeindet ſind. Liegt dieſer Grund nicht vor, ſo wird ſofort der Hochzeitstag feſtgeſtellt und es geht die Kunde durch die Berge: „Ihr ſeid am nächſten Sonntag alle zur Siedelung des Marko geladen, der lange Sefko nimmt die rothe Magduſia!“ Dann kommen ſie insgeſammt gezogen, bringen kleine Geſchenke und berauſchen ſich in dem Branntwein, welchen die beiden Hausväter in der nächſten Schänke gegen einige Schafe eingetauſcht. Und wenn der letzte

Tropfen getrunken ist, dann sind der Sefko und die Magdusia ein Ehepaar geworden, was aber nicht immer eine Aenderung ihrer Lebensweise bedeutet.

Und der Segen des Popen? Er wird keineswegs grundsätzlich verschmäht, man denkt ja bei solchen festlichen Gelegenheiten auch der anderen Götter, warum sollte man just die heilige Familie da droben und ihren Diener übergehen?! Nur wird keine Ueberredung der Welt dem langen Sefko klar machen können, daß die rothe Magdusia erst dann sein rechtmäßiges Eheweib geworden ist, nachdem der Pope seinen Segen über Beide gesprochen. Und demgemäß benimmt er sich auch. Er beeilt sich nicht, diesen Segen einzuholen, sondern wartet auf irgend eine Veranlassung, welche den Zug zur Kirche nothwendig macht, also etwa die Taufe des ersten Sprößlings. Wenn der Pope ein eifriger Mann ist, so läßt er sich selten die Gelegenheit entgehen, eine überaus saftige Strafpredigt vom Stapel zu lassen, die nun freilich auf die Herzen seiner Hörer keinen tieferen Eindruck macht, als die Erbse, welche man an die Wand schleudert. Die guten Leute begreifen es gar nicht, warum sich der Herr Pope so sehr aufregt; sie wollen es ihm, einem wahrhaften Manne, gerne glauben, daß ihr Benehmen den guten Heiland gekränkt, aber wie und warum, das bleibt ihnen für immer ein Räthsel ...

Es muß leider fraglich bleiben, ob diese freie Auffassung der Liebe und Ehe sich wesentlich zum Besseren kehren

würde, wenn das Chriſtenthum auch im Bergwald mehr würde, als eine blaſſe, abenteuerlich ausgeſchmückte Sage, denn die Gründe für jene Erſcheinung wurzeln ſehr tief. Zunächſt im Blute, dieſem Miſchlingsblute, in welchem ſich noch immer der wilde, wüſte Hang und Drang des Mongolen mitvererbt. Hiezu die Lebensweiſe — in derſelben Siedelung wohnen mehrere Familien in engſter Gemeinſchaft beiſammen — endlich die Beſitzverhältniſſe. Während anderwärts die Noth der Sinnenluſt einen Damm ſetzt, fällt hier dieſer Zwang gänzlich fort. Der Neugeborene iſt Mitglied jener Gemeinſchaft, der ſeine Mutter zugehört, er hat daſſelbe Anrecht auf den Beſitz der Siedelung, wie jeder Andere.

Rechnet man dieſe trauriae Eigenthümlichkeit ab, ſo finden ſich am Huzulen, wie an jedem Naturmenſchen, nur jene Laſter und Tugenden, welche aus ſeinen Lebensbedingungen hervorgehen. Er iſt neidlos und offenherzig, tapfer und gaſtfrei, aber auch roh und grauſam. Des Kaiſers Schreiber kümmert ihn nicht, er braucht ſeinen Schutz nicht und leiſtet ihm gutwillig keine Steuer. Das mögen ſeine Stammesgenoſſen in der Ebene thun, auf welche er mit einer Empfindung hinabblickt, welche aus Mitleid und Verachtung ſeltſam gemiſcht iſt.

Dieſelbe Empfindung erfüllt den Huzulen gegenüber dem heimathloſen Geſellen. Der Eingeborene benimmt ſich gegen den Hajdamaken etwa ſo, wie ſich der Bär der oberen Waldſchichten gegen den Menſchen benimmt. Er

bekümmert ſich nicht um ihn und brummt ihn höchſtens an: „Kerl, was willſt Du da, Kerl?“ Aber auch dies iſt nicht böſer gemeint und hat keine ernſteren Folgen, wie jenes Gebrumm des „braunen Väterchens“, welches ſo überſetzt wird. Ein feindlicher Zuſammenſtoß iſt äußerſt ſelten. Nur in der bitterſten Noth und wenn er bereits die Krallen des Todes in ſeinem Nacken fühlt, des Todes durch Hunger oder Kälte, entſchließt ſich der Hajdamak, einen einzelnen Hirten anzufallen. Solche Verbrechen ereignen ſich äußerſt ſelten und werden lange als ein Unerhörtes an den Herdfeuern der Siedelungen, an den Waldfeuern der Banden erzählt, wie man ſich etwa in der Großſtadt eines Raubes am hellen Tage jahrelang erinnert. Ein letzter Reſt von beſſerem Empfinden hält die wüſten Burſchen hievon ab: das ſind ja die Leute, welche ſie großmüthig dulden! — noch mehr der Trieb der Selbſterhaltung; jeder Hajdamak weiß, daß er und ſeine Genoſſen verloren wären, wenn ſich der Huzule gegen ſie kehrte. Darum hat ſich auch, ſo weit der Menſchen Erinnerung zurückreicht — und dieſe iſt ja die einzige Geſchichtsquelle im Bergwald — niemals der Fall ereignet, daß eine Bande einen Angriff auf eine Siedelung gewagt hätte.

So hat der Huzule von dem Hajdamaken ſelbſt keine Gefahr, keinen Schaden zu befürchten. Wol aber kann ihm um ſeinetwillen Beides zukommen: durch die „Weißröcke“, welche hinter dem Geſindel her ſind. Dem

Huzulen ſind des Kaiſers Soldaten ſchon deshalb unwillkommene Gäſte, weil ſie Diener einer Gewalt ſind, die er nicht begreift, nicht anerkennt. Nun kommt aber überdies in ihrem Gefolge zuweilen jene Gewalt über ihn und faßt ihn am Kragen. Des Kaiſers „Oberſchreiber" muß ſich wohl oder übel in Geduld fügen, wenn Marko Zakowicz weder eine Steuer entrichtet, noch ſeine Söhne zur Recrutirung bringt; aber wenn nun eine Compagnie Soldaten zur Streife nach Räubern ausgeſchickt wird, ſo gibt er ihnen wol einen „gemeinen Schreiber" mit, der ſich mit dem Marko über beide Punkte mit jener Ruhe auseinanderſetzt, welche das Bewußtſein einer ganzen Compagnie dem furchtſamſten k. k. Steuer-Acceſſiſten verleihen kann. Das iſt ein Unglückstag für die Siedelung; denn wenn ſich auch die jungen Leute rechtzeitig geflüchtet, ſo fallen dem Herrn Acceſſiſten doch einige Lämmer und Felle in die Hand. „Wären die Hajdamaken nicht", ſeufzt Marko, „dann hätte das Schreiberlein nicht den Weg zu mir gefunden. O! dieſe verdammten Hajdamaken". Das aber iſt nur ſein erſter Gedanke. Dann wird es ihm erſt recht klar, welche „Ungerechtigkeit" es war, ihm deshalb einige Lämmer und die beſten Felle ſeiner Hütte zu rauben. „O dieſe verdammten Weißröcke!" flucht er. „Ich wollte, ſie zögen mit langer Naſe ab oder bekämen gar von den Burſchen einige eiſerne Bohnen in den Leib, ſo daß ihnen die Luſt zu ferneren Beſuchen vergeht!" Der Wunſch

kommt ihm vom Herzen und ſchwindet auch dann nicht, wenn ſich ſein Zorn verkühlt. Nur daß er dann in Einem Athemzuge flucht: „Dieſe verdammten Weißröcke und Hajdamaken!“ Es iſt ſchwer zu ſagen, wen der Geier zuerſt holen ſoll.

Dieſer Widerſtreit der Empfindungen beſtimmt ihn zur Neutralität. Marko Zakowicz würde ſich lieber die Zunge abbeißen, ehe er dem Führer der Soldaten die Zufluchtſtätte des „grünen Giorgi“ verriethe. Aber eben ſo wenig fällt es ihm bei, den Räuberhauptmann warnen zu laſſen oder ihm ſonſtige Hilfe zu leiſten. Mit verſchränkten Armen ſieht er dem Kampfe beider Parteien zu, und das Liebſte wäre ihm, wenn ſie ſich, wie die Löwen der Fabel, gegenſeitig aufzehrten. Auch andere Erwägungen legen ihm dieſe paſſive Rolle auf. Er weiß, daß es unter den Hajdamaken Burſche gibt, denen er auch nach ſeinen Rechtsbegriffen, je eher je lieber, die Hanfcravate gönnen muß. Aber die Geſellſchaft iſt gemiſcht und zählt auch Leute, welche keine Handlung verübt, die dem Huzulen verächtlich erſchiene. Nun kann man es ja dem Menſchen leider nicht vom Geſichte ableſen, weshalb er ein „freier Mann“ geworden, und ſo benimmt ſich der Huzule gegen Alle gleich: er thut ihnen weder Gutes, noch Böſes, und hält nicht die geringſte Gemeinſchaft mit ihnen.

In der Regel haben des Kaiſers Gerichte in dieſem Kampfe die Mithilfe der Eingeborenen weder zu erhoffen noch

zu fürchten. Das wird ſich auch ſchwerlich ändern, weil ja Niemand an's Werk geht, dieſe armen Menſchen zu veredeln, ihr Rechtsgefühl auszubilden. Alles Uebrige jedoch iſt vergebliche Mühe. Und wenn man ganze Regimenter aufböte, ſie würden dem Unweſen kein Ende machen. In dieſem ungeheuren Bergwalde nach einem Menſchen ſuchen, iſt gleich ſchwierig, als wenn etwa Jemand ein winziges Käferchen aufſtöbern wollte, das ſich in einem rieſigen Heuſchober geborgen. Das Unweſen wird erſt in jenen fernen Tagen enden, da die Cultur in dieſe Gaue einziehen und die Menſchen beſſer oder doch zahmer machen wird. Und in ihrem Gefolge ihre edle Schweſter, die Gerechtigkeit, welche Allen ein menſchenwürdiges Loos bereitet und jeden Druck hinwegräumt.

Man thäte Unrecht, zu glauben, daß jeder dieſer Männer ein Verderbter iſt, den nur die Beutegier in die Berge getrieben, oder ein Verbrecher, der aus Furcht vor dem Kerker der Ebene entflohen. Wie ſich für das kleinruſſiſche Wort „Hajdamak" in keiner Culturſprache des Weſtens ein zutreffender Ausdruck findet, ſo liegt die Sache ſelbſt den gewohnten Anſchauungen glücklicherer Nationen völlig ferne. Nur die Bulgaren haben ein Wort, welches einen ähnlichen Begriff ausdrückt, das Wort „Hajduk". Das Hajdamakenthum in den Karpathen, das Hajdukenthum im Balkan ſind verwandte Erſcheinungen; in beiden offenbaren ſich in ſeltſamer

Miſchung, welche ein gerechtes Urtheil ſehr erſchwert, die beſten und ſchlimmſten Triebe eines unterdrückten Volkes.

Drei ſcharf geſchiedene Gruppen kann man unter dieſen „freien Männern“ unterſcheiden. Zum Erſten, die gemeinen Verbrecher, Burſche, welche Unthaten begangen, durch die ſie nicht blos in den Augen des Gerichts, ſondern auch in denen ihrer eigenen Volksgenoſſen verächtlich, ſtrafwürdig, vogelfrei werden. Hajdamaken dieſes Schlages treten niemals in größeren Banden auf, weil ſie durch das gegenſeitige Mißtrauen auseinandergehalten werden oder weil ihre wüſte Art den geſchloſſenen Bund bald wieder ſprengt. Einzeln oder zu Zweien, höchſtens zu Dreien gehen ſie ihrem traurigen Handwerk nach, einzelne Reiſende an den Päſſen zu überfallen, oder wenn ihnen Pferde zu Gebote ſtehen, zum Zwecke größerer Diebſtähle in die Ebene zu ſtreifen. Zum offenen Kampfe ſtellen ſie ſich nie, wie ſie denn überhaupt durch ihre Liſt und Vorſicht dem Arme der Gerechtigkeit am leichteſten entrinnen.

Anders jene, weitaus zahlreichere Gruppe, welche aus Jünglingen und Männern beſteht, die den Behörden als Miſſethäter gelten, ihren Landsleuten jedoch als Märtyrer der beſtehenden Ordnung. Das ſind zunächſt Jene, welche ſich bei der Einhebung der Steuer gewaltſam widerſetzt, wohl gar den Beamten ſchwer geſchädigt. Es iſt vielleicht weniger aus Trotz geſchehen, als in der bitteren Ver-

zweiflung, ſeine letzte Habe von dem Rieſen Staat hinweggerafft zu ſehen, und oft genug ſind es brave, friedfertige Menſchen, welche ſo in einem Augenblicke der Verwirrung ihr bisher fleckenloſes Leben zu Jammer und Unraſt wenden. Furchtbar iſt das Leben im Bergwald, aber noch furchtbarer jenes im Zuchthaus; der Unglückliche entflieht, und wenn die Gendarmen kommen, ihn zu holen, ſo erhalten ſie von ſeinen Nachbarn mit ſchlecht verhehlter Freude die Antwort: „Er iſt der Sonne nachgegangen!“ (Nach Weſten, alſo von Podolien aus den Karpathen zu.) Ferner die Recrutirungsflüchtlinge. Dem Naturmenſchen wird ja das Recht des Staates, die Blutſteuer von ihm zu erheben, ſtets unverſtändlich bleiben, und jedes Mittel, ihn darum zu bringen, berechtigt erſcheinen. Endlich zählen hierher die Opfer des traurigen Verhältniſſes zwiſchen dem polniſchen Herrn und dem ruthenischen Bauer. Der Pole braucht ſeine Macht, bis die dunkle Stunde der Verzweiflung, des Zornes, vielleicht auch der Trunkenheit kommt, wo der Ruthene ſein Handbeil braucht...

„Kommt, kommt zu uns, bei uns iſt's ſchön!“ beginnt ein Hajdamakenlied. Aber in Wahrheit iſt's ein elendes Leben im Bergwald, obwol es ſich dieſe unſeligen Geſellen durch treues Zuſammenhalten nach Kräften erträglich zu machen ſuchen. Sie ſind ſtets in größeren Banden, von zwanzig bis fünfzig Köpfen, vereinigt, leben ohne Zwiſt und Hader, ja wahrhaft brüderlich beiſammen

und theilen getreulich die kümmerlichen Freuden und die großen Beſchwerden dieſes Daſeins. Der Eingeborene legt ihnen nichts in den Weg, den „Weißrock“ haben ſie nicht zu fürchten, aber es iſt ſchwer, ſich vor Hunger und Kälte zu ſchützen, wenn man dabei doch ein „ehrlicher Hajdamak“ bleiben will — „ehrlich, oder wie man es eben ſo nennt“, wie der alte, treue Jemilian dem Popen Leo ſchüchtern erwiderte. Denn „ehrlich“ heißt jener „freie Mann“, welcher unter keiner Bedingung ſtiehlt, nur aus Nothwehr oder Rache mordet und Leben oder Eigenthum ſeiner eigenen Volksgenoſſen niemals antaſtet. Er darf den Polen oder „Schreiber“ berauben; wer einem Popen oder Großbauer an die Geldkatze greift, gilt als ehrlos. Dieſe feine Unterſcheidung führt denn freilich zu ganz curioſen Reſultaten. Es gilt als „ehrlich“, den k. k. Poſtwagen zu überfallen, die Geldbriefe zu rauben und einen polniſchen oder deutſchen Paſſagier bis auf's Hemd zu plündern; „unehrlich“ aber wäre es, ſich um den Inhalt der Geldkatze zu bekümmern, welche der mitreiſende Pope um das Bäuchlein geſchnallt trägt. Der Poſt zwiſchen Ungarn und Galizien, zwiſchen der Bukowina und Siebenbürgen aufzulauern, war einſt die Hauptthätigkeit der Hajdamaken, bis ſie dieſelbe, der ſtarken Militär-Escorten wegen, einſtellen mußten. Heute ſind alſo „große Thaten“ ſchwer möglich, ſie waren auch niemals leicht. Es war ſtets ein erbärmlich Leben da droben, und zu den Beſchwerden, in dieſer unwirthlichen

Gegend ohne ſchützendes Obdach auszuharren, geſellte ſich immer zeitweiſe auch der Hunger. Durch welche Mittel ſich eine Bande aus ſolcher Drangzeit rettete, kam ſtets nur auf die Perſönlichkeit des Hauptmanns an. Entweder ſank die Bande nun zur „Unehrlichkeit“ hinab und friſtete ihr Leben durch dieſelben Mittel, wie der ſonſt gemiedene und verachtete flüchtige Verbrecher, oder ſie raffte ſich in der Verzweiflung zu einer „großen That“ auf, auch wenn hiedurch der Zuſammenſtoß mit den „Weißröcken“ unvermeidlich wurde. Letzteres geſchah jedoch wol nur dann, wenn der Hauptmann ein „Freiwilliger“ war.

Dieſe „Freiwilligen“ bilden die dritte und mindeſt zahlreiche Gruppe der Hajdamaken; es wird ſtets als etwas Beſonderes berichtet, wenn ſich ein Mann ohne äußere Nöthigung in den Bergwald ſchlägt. Aus Beutegier geſchieht es nicht; wer ſo verderbt iſt, „von anderer Leute Grütze mitzukoſten“, wie der Euphemismus im Flachland lautet, iſt auch meiſt erfahren genug, um zu wiſſen, daß ſich dies in der Ebene bequemer durchführen läßt. Nein! Gründe edlerer Artung, wilde Thatkraft und ſchmerzliche Entrüſtung über das jammervolle Loos ihres Volkes treiben dieſe Einzelnen dazu, „der Sonne nachzugehen“. Nur dieſe Wenigen erinnern noch an das Hajdamakenweſen der Vorzeit. Die Ruthenen, nun der friedlichſte und unterdrückteſte ſlaviſche Stamm, ſind einſt

das wehrhafteſte und keckſte Glied dieſer Völkerfamilie geweſen, ewig zu Raub- und Rachekriegen geneigt, der Schrecken ihrer Nachbarn, der Polen, Moskowiter und Rumänen. Wer ſich die Ruthenen von heute genau beſieht, würde es kaum begreiflich finden, warum dieſem Volke durch Jahrhunderte in Liedern und Chroniken regelmäßig das Prädicat der „Falkenangeſichter“ beigelegt worden, wenn ihn nicht noch zuweilen ein ſolches Antlitz grüßte: kühne, hagere, ſcharf geſchnittene Züge voll Thatkraft und leidenſchaftlicher Bewegung, die braunen Augen keck und unruhig. Und wie ſich noch dieſe Prägung des einſtigen Typus in Einzelnen erhalten, ſo auch der wilde Trotz, die glühende Freiheitsliebe der Väter. Wol mag es ſolchem Spätling bitter zu Muthe werden, wenn er um ſich blickt und all' den Jammer ſchaut, und dann den Blick zurückwendet in jene Tage, von denen die Lieder ſingen, dieſe wilden Lieder voll überſchäumender Kampfluſt, die heute ſeltſam genug im Munde dieſer demüthigen Knechte klingen. In der Ebene iſt kein Raum für ſeine Thatkraft, er geht in die Berge, den „Erbfeind“ zu bekriegen, den Polen. Dies iſt in der That der einzige Grund, der feſte Entſchluß. Und weil dieſe Wenigen in der Regel Menſchen voll Energie und Körperkraft ſind, ſo treten ſie bald als Führer an die Spitze einer Bande. Sie treiben ihr Handwerk anfangs immer „ehrlich“, doch das hält ſelten vor. Es iſt ein böſes Handwerk, es ver-

dirbt Körper und Seele. Aber wie dem auch ſei, ob dieſe Männer nun bei der nobleren Art bleiben oder zur „Unehrlichkeit“ hinabſinken, ſie nehmen ein trauriges Ende — ſie und alle ihre Genoſſen.

Es iſt ein böſes Handwerk; man kommt dabei nicht zu Jahren. Nur Wenige ſterben droben als Greiſe eines natürlichen Todes und finden ihr Grab unter einer Tanne des Hochwalds. Die Meiſten werden in jungen Jahren jählings dahingerafft, die Einen durch Hunger und Kälte die Anderen durch die unſäglichen Mühen dieſes Daſeins, denen ſelbſt eiſerne Körperkraft auf die Dauer nicht gewachſen iſt, die Dritten durch die Beſtien des Waldes, Einige endlich durch die Kugeln der k. k. Jäger oder den Strick des Henkers. Wie immer ihr Ende ſei, die Verwandtſchaft in der Ebene nimmt die Trauernachricht ſehr kaltblütig auf und bemüht ſich dann nach Kräften, vergeſſen zu machen, daß einer der Ihrigen da droben verkommen. Der lebende Hajdamak ſteht in gewiſſer Achtung; ihn umfließt ja der Nimbus des „freien Mannes“, vor dem der polniſche Herr zittert — der Todte gilt nichts mehr.

Hievon machen unter all' den Unzähligen, welche dieſe traurigen Wege gegangen, nur Drei eine Ausnahme; ihr Andenken lebt in Lied und Sage fort, wenngleich nur dunkel und in's Märchenhafte gewandelt. Es ſind dieſelben Drei, welche auch dadurch bemerkenswerth ſind,

daß ſie die einzigen Bandenführer geweſen, für oder gegen welche die Huzulen Partei genommen.

Der Erſte war Alexander Doboſch, den ſie im Liede den „Schwarzen“ oder „Eiſernen“ nennen, ein Bukowinaer Ruthene aus der Gegend von Putilla, welcher am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts ſein Weſen trieb und durch mehrere Jahre in Pokutien weitaus mächtiger war, als Kaiſer Franz. Nur maßloſer Ehrgeiz ſcheint dem wohlhabenden Manne ſeine ebenſo ſeltſame, als gewaltige Rolle aufgedrängt zu haben. Von den Huzulen ſchier abgöttiſch verehrt, warf er ſich gleichſam zum Fürſten der Berge auf, erließ Manifeſte an den „jungen Mann in Wien“, ordnete eine neue Gerichtsbarkeit und hob Steuern ein. Dies Letztere ward ihm zum Verderben; die Huzulen waren nicht gewillt, dem „Eiſernen“ zu gewähren, was ſogar „der junge Mann in Wien“ niemals von ihnen gefordert. Ihre Verehrung wandelte ſich in Entrüſtung. Gleichwol war der Mann ſo gewaltig, daß ſie ihm nicht offen entgegenzutreten wagten; er wurde von ſeinen eigenen Leuten bei einem Gelage durch Gift hinweggeräumt.

Von anderem Schlage war der „wilde Waſſilj“, den die Lieder auch den „großen Hajdamaken“ nennen, ein Bauernſohn aus Podolien, „ſchlank wie eine Tanne, ſtark wie ein Bär, muthig wie eine Falke“. Er diente als Leibjäger bei einem jungen Grafen, dem Schwager

ſeines Gutsherrn, und Beide waren der Schrecken aller Väter und Ehemänner des Kreiſes. Da ließ Waſſilj plötzlich von dem wüſten Leben ab und wurde ſtill und ehrbar, weil er ſich in eine holde keuſche Dirne, Namens Kaſia, verliebt hatte. Leider hatte der junge Graf denſelben Geſchmack, ſuchte Kaſia zu verführen und entehrte ſie, als dies nicht glücken wollte, mit Hilfe ſeiner Knechte. Waſſilj ermordete den Jüngling, ſtellte ſich an die Spitze einer Bande und verübte, von unerſättlichem Rachedurſt getrieben, furchtbare Greuel an den Adeligen Podoliens. Damals zeigte es ſich ſo recht, wie wenig in dieſer Landſchaft durch Truppen gegen die Briganten auszurichten ſei. Nicht der Arm des Geſetzes befreite den entſetzten Adel von ſeinem Todfeinde; nur das eigene wilde Herz hat den „großen Hajdamaken“ gefällt. Er war eine urſprünglich gute Natur und empfand darum qualvollſte Reue über ſeine Frevel, die er nur durch den Wahn beſchwichtigen konnte, zum Beſten ſeines unterdrückten Volkes zu handeln und ſich den Dank deſſelben zu verdienen. Aber dieſer Wahn zerſtob ihm, als er wieder einmal einen Hauptſchlag führte, im Schloſſe ſeines Heimathsdorfes einige Adelige gefangen nahm und den Richter von Biala, Iwan Megega, aufforderte, dieſelben gemeinſam mit ihm zu „richten“. Iwan weigerte dies, er könne als ehrlicher Mann mit dem Räuber nichts zu thun haben. Das traf den Waſſilj mitten in's Herz hinein, und in der

nächſten Nacht brachte er dies ungeſtüme Herz zur Ruhe, indem er ſich eine Kugel durch's Hirn jagte.

Der Dritte, dem die Huzulen beigeſtanden, war jener Mann, den ſie im Liede den „braven Richter", den „großen Rächer" nennen — war Taras Barabola.

Elftes Capitel.

Der „brave Richter!“ . . . Der „große Rächer!“ .

Nicht erſt nach dem Tode des Mannes, nicht erſt im Liede hat der Volksgeiſt dieſe Bezeichnungen erfunden. Sie tauchten bereits in den Frühlingstagen auf, die jenem Palmſonntag von 1839 folgten, ſie gingen faſt gleichzeitig mit der unerhörten Kunde von Mund zu Mund, und noch ehe der Kriegserklärung unter der Dorflinde von Zulawce eine einzige That gefolgt war. Wie mit Sturmesflügeln war die Kunde von Dorf zu Dorf, von Kreis zu Kreis, von Land zu Land geflogen. Schon eine Woche ſpäter wußten es alle Leute in Pokutien und der Marmaros, in Podolien und der Bukowina, und als die Männer in den Dörfern der vier Landſchaften am Oſterſonntag nach der Predigt vor der Kirche zuſammenſtanden, hörte man es überall: „Heute entrollt Taras droben ſeine Fahne! . . Das iſt das beſte Zeichen, wie weit es mit uns armen Menſchen ſchon gekommen iſt! Er war wie Chriſtus und mußte doch ein Hajdamak werden! . . . Aber wohl uns! er wird

auch ferner ein braver Richter ſein und darum ein großer Rächer werden!“

Dieſes Urtheil hatte ſich merkwürdig raſch gebildet. Ein ganzes Volk, im tiefſten Herzen aufgerührt, iſt faſt immer ein gerechter Richter und ein ſcharfblickender Prophet. Jeder begriff, daß ſich hier Unerhörtes ereignet. Von Freiwilligen hatte man ja auch früher zuweilen vernommen, aber das waren junge Männer ohne Kind und Rind geweſen, zudem durchwegs gewaltthätige Leute, die nie aus ihrer Abneigung gegen die beſtehende Ordnung ein Hehl gemacht. Wie anders dieſer friedliche, reiche Familienvater, der einſt die Piſtole gegen die eigene Stirn gekehrt, um zu verhüten, daß Gewalt durch Gewalt abgewehrt werde! Im Fluge wurde jenes Wort des Broza, welches Taras ſelbſt nur zögernd, „als Sterbender“, wiedererzählt, zum allgemeinen Schlagwort. „Wie Chriſtus!“ Und wahrlich! wie ein Hauch des Uebermenſchlichen, des Göttlichen wehte es dieſe Geknechteten an, wenn ſie ſich die Beweggründe des Mannes klar zu machen ſuchten. Es war nicht Rachſucht, er hatte ja keine perſönliche Kränkung erfahren, nicht der Drang, ſein verlorenes Eigenthum wieder zu gewinnen, er hatte ja nichts verloren. Es geſchah wirklich nur, „weil man in dieſem unglücklichen Lande kein Recht finden kann“ und „weil ein Rächer nöthig iſt“. Nichts vermag das Menſchenherz tiefer zu erſchüttern, mit ſtärkeren Schauern der Ehrfurcht zu erfüllen, als die ſelbſt-

loſe That im Dienſte einer gemeinſamen Sache, an deren Heiligkeit es ſelbſt glaubt!

Mit gleicher Herzenswärme begrüßten die Männer der Berge den Entſchluß des Taras. Er hatte auf ſeinen Zügen dieſe rohen Menſchen ſo bedingungslos für ſich zu gewinnen verſtanden, daß ihnen ſchon die Kunde, Taras komme wieder und für immer zu ihnen, eine Freudenbotſchaft bedeutete. Nun kam er zudem als Märtyrer jener Gewalt, die ſie haßten, und mit dem Entſchluß, dieſelbe zu bekriegen. Oft und immer wieder hörte man es während jener Charwoche in allen Einſchichten hüben und drüben des „Schwarzen See's": „Wehe den Weißröcken, wenn ſie etwa unſerem Taras hier nachſtellen wollten!" Er zählte ſo viele ergebene Bundesgenoſſen, als es Männer im Bergwald gab.

Günſtig genug war auch die Stimmung ſeiner eigenen Dorfgenoſſen. Wie viel jene Rede dazu beigetragen, wie viel das Mitleid mit ſeinem Weibe, wie viel die Eitelkeit der Menſchennatur, wäre freilich ſchwer zu entſcheiden geweſen. Einigen hatte er ſicherlich das Herz gerührt, Andere wieder waren ſehr befriedigt, daß nun auch Taras erkannt, wie man vergeblich auf die Hilfe der „Federfuchſer" hoffe und es ſchmeichelte ihnen, daß gerade aus ihrer Mitte ein „Rächer" hervorgegangen, von deſſen Ruf das ganze Land erklang. Wohin immer ſie in jenen Tagen kamen, ein Mann aus Zulawce war ein hochwillkommener

Gaſt, weil er von dem Helden des Tages erzählen konnte. Und da nun die Hörer ſo unerſättlich waren und ſo willig Schnaps zahlten, wenn man ihnen nur recht viele ſchöne Geſchichten von ihm erzählte, ſo waren die Männer von Zulawce nicht ſpröde und logen dem edlen, reinen Menſchen, dem ſie das Leben früher ſo ſehr verbittert, einen dicken Heiligenſchein um das Haupt. Der friedloſe Mann war nun urplötzlich wieder der Stolz und Liebling ſeines Dorfes geworden.

Nur Wenige ſeiner Dorfgenoſſen klagten dem unglücklichen Manne aufrichtig und ſchmerzlich nach. Aber gerade jener Freund, der den Verluſt wol am tiefſten empfand, vermied es ängſtlich, hievon zu ſprechen. Der Pope hatte den Namen des Taras ſeit der Trennungsſtunde nicht wieder über die Lippen gebracht. Nur ſeine Gattin ahnte, wie ſehr er leide, aber auch ſie irrte, wenn ſie glaubte, daß nur das Weh um den Freund an ihm zehre. Noch qualvoller war ein wilderer Schmerz, von dem er wol ſelbſt nie gefürchtet, daß er jemals an ſein frommes Herz würde rühren können. Und es kam der Moment, da die gute Frau auch dies erkennen ſollte.

Es war am Abend des Charfreitag. Erſt gegen die neunte Stunde und todtmüde von den vielen gottesdienſtlichen Verrichtungen des Tages war Leo heimgekommen. Doch aß er nur wenige Biſſen und ging ſofort in ſeine Stube. Die Popadja folgte ihm und ſetzte ſich mit ihrer

Näherei zur Lampe hin. Da er auf und ab ſchritt, zuweilen einige Worte vor ſich hinmurmelte und wieder ſeinen Spaziergang aufnahm, ſo glaubte ſie, daß er nach ſeiner Gewohnheit an der nächſten Predigt arbeite, und wagte es nicht, ihn anzuſprechen, ſondern blickte nur verſtohlen nach ihm hin. Sonſt lag auf ſeinem Antlitz bei dieſer Arbeit ein Ausdruck ſtiller Verklärung, welcher die Frau immer mit Rührung erfüllte, diesmal aber gewahrte ſie darin einen Zug ſo herben, bitteren Weh's, daß ſie erſchrak und den Muth faßte, ihn anzureden.

„Mann", fragte ſie klopfenden Herzens, „Du arbeiteſt wol an der Predigt für den Oſterſonntag?!"

Er fuhr zuſammen und blickte dann düſter vor ſich hin. „Ich kann nicht! . . ." flüſterte er ſo leiſe, als ſpräche er mit ſich ſelbſt. „Ich kann nicht!" wiederholte er laut, verzweiflungsvoll, und ſchlug die Hände vor's Antlitz.

Entſetzt fuhr die gute Frau empor und ſchlang ihre Arme um ihn. „Leo", ſchluchzte ſie, „was iſt Dir? . . . Das heißt, ich weiß ja, was es iſt! Aber thuſt Du recht, Leo, Dich ſo dem Schmerze zu überlaſſen? Können wir es ändern, Leo?!"

Er ſchüttelte das Haupt und faßte ihre Hand ſo feſt, als wollte er ſich an ſie klammern. „Nein, Weib", ſtieß er mühſam hervor, „es iſt nicht der Schmerz allein. Aber ſeit dieſe Menſchen vor meinen Augen zu Grunde gegangen

ſind, iſt's mir, ſo oft ich beten will, als wäre ich ein Heuchler . . ."

„Alle Heiligen!" ſchrie ſie auf.

„Ja, entſetze Dich nur", fuhr er haſtig fort, „es iſt ja auch fürchterlich. Aber ich kann nichts dafür. Da preiſen wir die Allgerechtigkeit Gottes . . . und nun das Geſchick dieſer Menſchen — dieſer Menſchen!"

„Mann!" rief ſie angſtvoll. „Wie oft haſt du in ähnlichen Fällen geſagt: „Die Ausgleichung kommt erſt im Jenſeits". Und nun willſt du zweifeln?"

„Im Jenſeits", wiederholte er in demſelben ängſtlich-haſtigen Tone. „Gewiß, Weib, daran wollen wir halten! . . . Aber warum wird die Rechnung in dieſer Welt gar ſo groß?! Dieſer Menſch!... ſein Weib iſt wahnſinnig geworden, ſeine Kinder ſind Waiſen und er ſelbſt wird am Galgen ſterben, weil — weil er ſich in der Verderbniß der Welt ein Kinderherz bewahrt, weil er felſenfeſt auf Gott und Gerechtigkeit vertraut hat. . . Es iſt entſetzlich. . ."

Wieder wollte ſie ihn umklammern, er aber rang ſich ſanft aus ihren Armen und begann abermals in der Stube auf und ab zu gehen, während ſie auf das Bänkchen zurück-ſank und da leiſe, aber bitterlich fortſchluchzte.

Das währte einige Minuten.

Endlich blieb er vor ihr ſtehen, hob ihr thränen-feuchtes Antlitz empor und ſtrich ihr das Haar aus der Stirne. „Fruzia" ſagte er mit zitternder Stimme, „ich

verſpreche dir, ich will ſtark ſein. Auch damit werde ich fertig werden, aber es braucht Zeit und Kraft. . . Geh' zu Bette, beruhige dich. . . Ich werde auch damit fertig werden".

Die Frau gehorchte, aber ſie ſchlief wenig in jener Nacht, und ihre Seele rief immer wieder: „Gott, erbarme Dich, gib meinem Manne den Glauben an Dich wieder!" Es ſind ſchon viele weiſere Gebete zum Himmel emporgeſtiegen, aber vielleicht keines, das rührender war.

Als der lichte Tag in die Kammer ſchien, faßte ſie neuen Muth und ward darin beſtärkt, als ſie ihren Gatten wieder mit ruhigem Antlitz zur Kirche gehen ſah. Dann aber machte ſie ſich auf, um gleichfalls eine Pflicht zu erfüllen, die wol nicht minder heilig war, als die ſeine, um ſich der Anuſia und ihres Hausweſens anzunehmen.

Die Aermſte hatte in jenen Tagen ihren Freunden bittere Sorge bereitet. Das letzte, klar verſtändliche Wort, welches ſich ihren Lippen entrungen, war der Name ihres Gatten geweſen, jener Schrei, den ſie ihm nachſendete. Von da ab war wieder die ſinnloſe Raſerei des Schmerzes über ſie gekommen und währte fort, Tag um Tag, Nacht um Nacht. Ihr Mund fand kein Wort des Gebetes oder der Klage, ihr Auge keine Thräne; ſie fuhr fort, gegen ſich ſelbſt zu wüthen, und nur jener wilde Jammerſchrei entrang ſich immer wieder den blaſſen Lippen, über die keine Labung kam. Wer ſie ſo liegen ſah, ging mit

der Ueberzeugung hinweg, daß ſie wahnſinnig geworden; nur der Pope bewahrte ſich die Hoffnung. „Es wird vorübergehen“, tröſtete er ſein Weib, „ihr Herz iſt wilder als das unſere, und darum auch ihr Weh“. In der That linderte ſich allmälig die Gewalt dieſes fieberhaften Schmerzes, die Unglückliche jammerte nicht mehr und nahm Speiſe und Trank; aber den Freunden war dieſer Zuſtand ſchauerlicher, als der frühere. Denn noch immer kam kein Wort über ihre Lippen, unbeweglich lag ſie da, ihr Antlitz war ſtarr und trug den Ausdruck düſteren Brütens. Wenn die Freunde an ihr Lager traten, wenn die Kinder ſich herandrängten, dann hob ſie abwehrend die Hand oder rief unwillig: „Laſſet mich, ich muß ja nachdenken“. Nun verließ auch den Popen ſeine Zuverſicht. „Ihr nützt keine Menſchenhülfe“, ſagte er ſeinem Weibe, „wol aber muß ſie den Kindern werden, die nun Vater und Mutter verloren haben. Du gehſt von heute ab zweimal nach dem Hofe und hältſt das Hausweſen in Ordnung. Auch für die Wirthſchaft muß ich einen Verwalter ſuchen“. Noch im Laufe des Tages bot ſich der rechte Mann ſelbſt an, Hritzko Pomenko, der ältere Sohn des Simeon. „Wenn ich für Taras arbeite“, ſagte der Jüngling, „dann ertrage ich es leichter, daß ich ihm nicht folgen durfte“.

Das war am Donnerſtag geſchehen, am Feſte Mariä Verkündigung. Anuſia ſchien es nicht zu bemerken, wie

Andere in ihrem Hauſe zu walten begannen. Auch am nächſten Tage änderte ſich dieſer Zuſtand dumpfen Hinbrütens nicht. Aber als die Popadja am Morgen des Charſamſtages bekümmerten Herzens in die Krankenſtube trat, da wurde ihr eine freudvolle Ueberraſchung. Das Lager ſtand leer und eine Magd rief ihr haſtig durch's Fenſter zu: „Die Herrin iſt im Kuhſtall und wäſcht eben dem Hritzko gehörig den Kopf, weil er uns aus ſeines Vaters Wirthſchaft den neuen Buttertrog geliehen".

In der That vernahm die Popadja, als ſie dem Stalle zueilte, ſchon von ferne her die laute, ruhige Stimme der Anuſia. „Ich weiß, daß Du es gut gemeint haſt, mein lieber Hritzko", ſagte ſie, „aber nimm Dein Zeug nur wieder mit und kümmere Dich künftig um Deines Vaters Wirthſchaft. Mit der meinigen werde ich ſelbſt fertig". Auch die Popadja erhielt eine ähnliche Begrüßung, zuerſt herzlichen Dank und dann die Weiſung: „Nimm aber dies gelbe Tüchlein hier gleich wieder mit. Ich habe es heute Morgens am Halſe meiner Tereska gefunden, während es doch Deinem Henryk zugehört. Gottlob, meine Kinder ſind keine armen Waiſen, ſo daß fremde Leute ſich herausnehmen dürften, ſie zu beſchenken".

Die gute Frau nahm den Verweis willig hin. „Ach", rief ſie, „ſchelte mich, wie Du willſt, ich bin doch glücklich, da ich Dich wieder wohlauf finde!"

„Ja", ſagte Anuſia mit derſelben Ruhe in Stimme

und Antlitz, „ich merkte es wol, Ihr habt mich Alle für wahnsinnig gehalten. Ich war es aber nicht, ich mußte nur immer darüber nachdenken, ob mein Taras Recht gethan. Denn sieh', ich habe ihn ja bisher für den herrlichsten Mann der Erde erachtet, und darum war dieser Drang in mir so heftig, daß alles Andere zurücktreten mußte".

„Und Du hast doch auch gefunden", rief Hritzko eifrig, „daß er nicht anders konnte?!"

„Ja", erwiderte sie, „das habe ich gefunden. Ich sehe ein: sein Herz gebot ihm diese That, und sehe ein, er ist ein Mensch, der thun muß, was ihm sein Herz gebietet. Daran will ich halten, es muß mir genügen. Denn ob er nun wirklich Recht hat oder nicht, habe ich armes Weib nicht ergrübeln können. Mein Verstand sagt: „Ja! ja!" aber mein Herz schreit dazwischen: „Nein! nein!" Nun das wird sich ja zeigen. Wenn er wirklich im Rechte ist, so wird ihm Gott beistehen und er wird ein Helfer Aller werden. Hat er Unrecht begonnen, so wird ihn Gott verlassen und er wird am Galgen sterben. Aber wie dem auch werden mag, uns bleibt er verloren, meine Kinder haben keinen Vater mehr, und darum muß ich ihnen Vater und Muter zugleich sein".

„Und wir Alle werden Dir beistehen", rief die Popadja.

„So weit es nöthig sein wird", erwiderte sie mit

freundlichem Ernſte, „will ich es dankend annehmen“. Dann wendete ſie ſich wieder zu den Mägden und Knechten und fuhr fort, ihre Befehle zu ertheilen.

Der Pope erhielt die Freudenkunde erſt um die Mittagsſtunde, da er zum Eſſen heimkam. Er ließ es unberührt, und eilte zur Freundin, ſich mit eigenen Augen von der günſtigen Wandlung zu überzeugen. Auch er fand ſie ruhig; ihre Worte waren ſo verſtändig, wie je vorher, nur die Verrichtung, bei der er ſie traf, ſchien ihm thöricht. Sie war eben daran, den großen Speicher neben dem Hauſe reinigen und mit Strohſäcken belegen zu laſſen. „Was ſoll dies?“ fragte er.

„Für die Herren Soldaten“, erwiderte ſie mit bitterem Lächeln.

„Für welche Soldaten?“

„Aber, Hochwürdiger“, erwiderte ſie, „muß man Dir wirklich erſt erzählen, was vorgegangen iſt? Weißt Du nicht, daß der einſtige Herr dieſes Hofes mit dem Kaiſer im Kriege lebt und daß Weib und Kinder dieſes Mannes noch heute hier ſitzen?! Nun, da iſt es ja das Wichtigſte, daß man ſich dieſes Hofes verſichere. Denn dadurch wird ja dem Feinde die Möglichkeit abgeſchnitten, Weib und Kinder heimlich zu beſuchen, ferner kann man dann vielleicht durch eine Unbedachtſamkeit ſeines Weibes etwas von ſeinem Aufenthalte und ſeinen Plänen erfahren, und end-

lich hat man, wenn es nöthig werden ſollte, Geiſeln in der Hand. . .“

„Nein, nein!“ rief Leo. „Alles Uebrige mag wahr ſein, aber dies Letzte gewiß nicht. Gegen Weiber und Kinder führt der Kaiſer keinen Krieg“.

„Nun, wir werden ja ſehen“, erwiderte ſie. „Gewiß iſt, daß wir die Herren bald hier haben werden, dafür hat ſchon der Schurke im Schloſſe ſicherlich in ſeiner Angſt geſorgt. Taras war ja ſo ehrlich, anzukündigen, daß er mit ihm den Anfang machen wird. Mich dauern nur die anderen Leute des Dorfes. Die Einquartirung wird ſie hart treffen und wahrſcheinlich werden ſie deßhalb mir und meinen Kindern zürnen. Auch dies ſehe ich voraus; ändern kann ich es freilich nicht!“

„Aber vielleicht ich“, rief der Pope, und ſein Antlitz färbte ſich lebhaft. „Nun weiß ich, was ich morgen in der Predigt zu ſagen habe!“

„Wenn es nur nützt. Aber gleichviel, Du meinſt es gut und ich bin Dir dankbar. Nur Eines, Hochwürdiger, Eines mußt du mir verſprechen“. Sie hielt ihm die Hand hin und richtete ſich empor. „Du wirſt nicht das Mitleid anrufen für mich und meine Kinder. Das haben wir, ſo lange mir Gott das Leben und meine geſunden Glieder läßt, nicht nöthig“.

Er verſprach es und hielt auch am nächſten Tage ſeine Zuſage ein, ſo weit ihm dies das eigene, von Mitleid

überquellende Gemüth geſtattete. Seines Weibes Herz jubelte dankbar auf, während er predigte, denn ſo innig und begeiſtert hatte ſie ihn kaum jemals reden hören. In dieſem Jubel achtete ſie nicht darauf, daß er heute doch ganz anders ſprach, als ſonſt, er erwähnte weder der Allgüte, noch der Allgerechtigkeit Gottes, ſondern begnügte ſich, die Mahnung: „Liebe Deinen Nächſten wie Dich ſelbſt!“ klar und herzlich auszudeuten. Als er in ſeiner ſchlichten und eben darum wirkſamen Art ausführte, daß eine ſelbſtloſe That der Nächſtenliebe immer rührend bleibe, auch wenn ſie noch ſo verfehlt ſei, daß ſie mindeſtens von Jenen, für die ſie vollbracht worden, keinen Groll verdiene, auch wenn ihnen aus dieſer That Schlimmes zukäme, da wußten Alle, was und wen er meinte, und fühlten ſich bewegt. Und dieſe Bewegung wurde ſtärker, als er von dem gemeinſamen Leid ſprach, welches alle Menſchen verknüpfe, wie Niemand ein Glücklicher hier auf Erden ſei und wie es nur eine Erlöſung von dieſem Leide gebe: die hilfreiche Güte Aller gegen Alle, und insbeſondere der Stärkeren gegen die Schwächeren und Schwächſten, die Witwen und Waiſen. Dann erzählte er von dem herben Loſe eines Weibes, Namens Joſephka, deren Mann in der verwichenen Woche begraben worden. „Wähnen wir nicht“, rief er, „daß wir mehr als unſere Pflicht thun, wenn wir dieſer Frau gedenken und ihr, die ohne Heim und Brot iſt, Almoſen zuwenden. Aber ſo arm die Joſephka

iſt, nicht ſie iſt die unglücklichſte Witwe dieſes Dorfes! Denn ſie weiß ihren Mann eingegangen in jenen Hafen, der uns Allen winkt, weiß ihn befreit von jeder Qual, die uns erfüllt. Wir kennen eine andere Witwe, der ſelbſt dieſer Troſt fehlt, und gegen ſie haben wir die heiligere Pflicht zu erfüllen! Der Joſephka unſer Almoſen, jener Andern aber unſere wärmſte Liebe, unſere tröſtende Ergebenheit, ihr, der jüngſten, unglücklichſten Witwe dieſes Dorfes, und ihren Kindern, unſeren jüngſten Waiſen!“

Die Weiber ſchluchzten laut, als er geendet, auch die rohen Herzen der Männer waren tief bewegt. Nur Anuſia, auf die ſich Aller Blicke wendeten, ſchüttelte leiſe, wie unwillig das Haupt, und verließ dann mit demſelben Ausdruck ſtarrer Ruhe in den Zügen, den ſie während der ganzen Predigt feſtgehalten, das Gotteshaus. Niemand wagte es, ſie anzuſprechen, nur die Popadja geſellte ſich ſchweigend zu ihr und geleitete ſie nach Hauſe.

Als die Bauern nach der Predigt vor der Kirche zuſammenſtanden, war natürlich auch hier, wie um dieſelbe Stunde auf fünfzig Meilen im Umkreiſe, nur von Taras die Rede. Einige wußten zu berichten, daß bereits mehr als hundert Männer und Jünglinge zu ihm geſtoßen; Andere, daß die Bauern ſeines Heimathsdorfes Ridowa Botſchaft an ihn geſendet, ſie wollten ſich, wenn er käme, alleſammt unter ſeine Fahne ſtellen und den offenen Aufruhr beginnen; wieder Andere, daß des Kaiſers Ober-

ſchreiber in Kolomea vor Entſetzen in Ohnmacht gefallen, als er von der Kriegserklärung des Taras vernommen... Alle dieſe Nachrichten wurden ſo gläubig hingenommen, als hätte ſie der Pope ſoeben von der Kanzel verkündet. Auch darin ſtimmten Alle überein, daß nun Taras bald im Dorfe erſcheinen werde, den Schurken zu „richten".

Nur über den Zeitpunkt hörte man verſchiedene Anſichten. „Es kann ja nur heute Nacht ſein", meinte Waſſilj, der Fleiſcher. „Heute entrollt er ja ſeine Fahne und hat ausdrücklich verſprochen, daß dies ſein erſtes Werk ſein wird".

Andere widerſprachen aus verſchiedenen Gründen. „Taras iſt ein gottesfürchtiger Mann!" rief der Küſter, „er wird in den heiligen Oſtern nicht arbeiten wollen!"

„Und glaubt Ihr, daß er etwas Nutzloſes thut?" fügte der „rothe Schymko" hinzu. „Der Mandatar iſt ja gar nicht hier — ich habe es aus beſter Quelle, er hält ſich bei den Offizieren in Zablotow verborgen".

„Da hat man Dir eine Lüge geſagt!" rief Giorgi Pomenko. „Der Schurke ſteckt in jenem eiſernen Zimmer, welches er ſich droben im Schloſſe hat einrichten laſſen. Und darum zweifle ich nicht, daß Taras ſchon heute Nacht kommt".

„Ja!" krähte Marko, der Schmied, der Hüne mit der Knabenſtimme, „das iſt auch meine Meinung. Warum ſollte er zögern? Etwa weil er noch zu ſchwach iſt?

Nun, ſelbſt wenn die Hundert noch nicht voll wären, ſo kann er ja bei dieſer Arbeit auf die Mithilfe jedes ehrlichen und muthigen Mannes in Zulawce zählen".

„Hoho!" rief Waſſilj, der Fleiſcher, „ein ehrlicher Mann bin ich gewiß, und Muth habe ich auch, aber mitthun würde ich doch nicht! Und ob ſich Andere dazu entſchließen, iſt auch noch eine Frage!"

„Wirklich?!" miſchte ſich der Korporal laut und höhniſch ein, „das ſollte noch eine Frage ſein? Ihr könntet Euren Helden bei der Arbeit im Stiche laſſen?!"

„Schweige!" herrſchten ihn die Söhne des Simeon an. „Nun iſt die Zeit vorbei, wo man den Taras ſtraflos ſchmähen darf. Wer dies thut, iſt ein Hundsfott — und ein Hundsfott, wer ihm nicht gegen den Mandatar hilft!"

Erſchreckt drängte ſich Jewgeni, der Richter, zwiſchen die Streitenden. „Alſo, nämlich!" begann er.

„Ein Hundsfott?!" rief Waſſilj, der Fleiſcher. „Bürſchlein, hütet Eure Zungen! Mein Beil hat noch keinem jungen Stier wohlgethan!"

„Alſo, nämlich!" ſetzte Jewgeni wieder an. „Ein Hajdamak —"

Aber auch diesmal gedieh ſeine Rede nicht weiter.

„Höret!" rief der „rothe Schymko" eifrig. „Höret mich an, ich glaube, ich habe die rechte Anſicht! Ich nehme mir nichts vor, weder mitzuthun noch unthätig zu

bleiben, sondern ich warte ab, wie die Sache verläuft. Wenn der Mandatar sich verzweifelt wehrt, wenn Blut fließt, so wäre ich ja ein Narr, meine Haut zu Markte zu tragen! Was geht denn die Sache mich an? Habe ich die Gemeinde verhindert, den Acker mit Gewalt zu behaupten? Nein, Taras! Habe ich den Proceß verloren? Wieder Taras! Habe ich mich zum Rächer aufgeworfen und heimse dafür das Lob des ganzen Landes ein? Abermals nur Taras! Nun denn — so mag auch Taras stürmen! Aber wenn der Mandatar und die Knechte überwältigt sind und es nun an's Plündern geht, dann wäre ich gleichfalls ein Narr, die Hände in den Taschen zu halten. Dann greife ich hurtig zu — hat nicht der Mandatar auch uns geplündert?! Seht Ihr, das ist die richtige —"

„Pfui", unterbrach ihn Giorgi Pomenko und auch Wassilj, der Fleischer, rief: „So schäme Dich doch. Bist Du unter Dieben oder unter ehrlichen Leuten?!"

„Also, nämlich! — ein Hajdamak — und ich als Richter . . ." begann Jewgeni seine Rede zum dritten Male. Aber wieder wurde er unterbrochen und abermals von der sonoren Stimme des Fleischers.

„Höret", rief der stattliche Mann und richtete sich hoch auf, „ich will beweisen, daß ich kein Hundsfott bin, wie dieses grüne Bürschlein vorhin rief. Ich bin ein Freund des Taras, wer ihn schmäht, hat es mit mir zu thun!

Er iſt ein Prachtmenſch und ich halte ihn für keinen Hajdamaken, ſondern für einen Rächer, der ein heiliges Werk unternimmt. Aber helfen dürfen wir ihm dabei nicht, weil wir ſeßhafte Hausväter ſind, weil wir an Weib und Kind denken müſſen. Daß er daran nicht denkt, iſt großherzig, aber ich fühle mich nicht ſtark genug, es ihm gleichzuthun. Wer dem Taras hilft, muß eines von beiden wählen: das Zuchthaus oder den Bergwald. Darum werde ich mich ruhig verhalten und mit mir jeder gewiſſenhafte Mann, der ſich und die Seinen nicht in's Elend ſtürzen will".

„Ja, ja", riefen die Männer. „Waſſilj hat Recht! Wir wünſchen, daß dem Taras ſein Werk gelinge, aber helfen dürfen wir dabei leider nicht!"

„Leider?" fragte der Korporal höhniſch. „Aber ruhig zuſehen dürfet Ihr?"

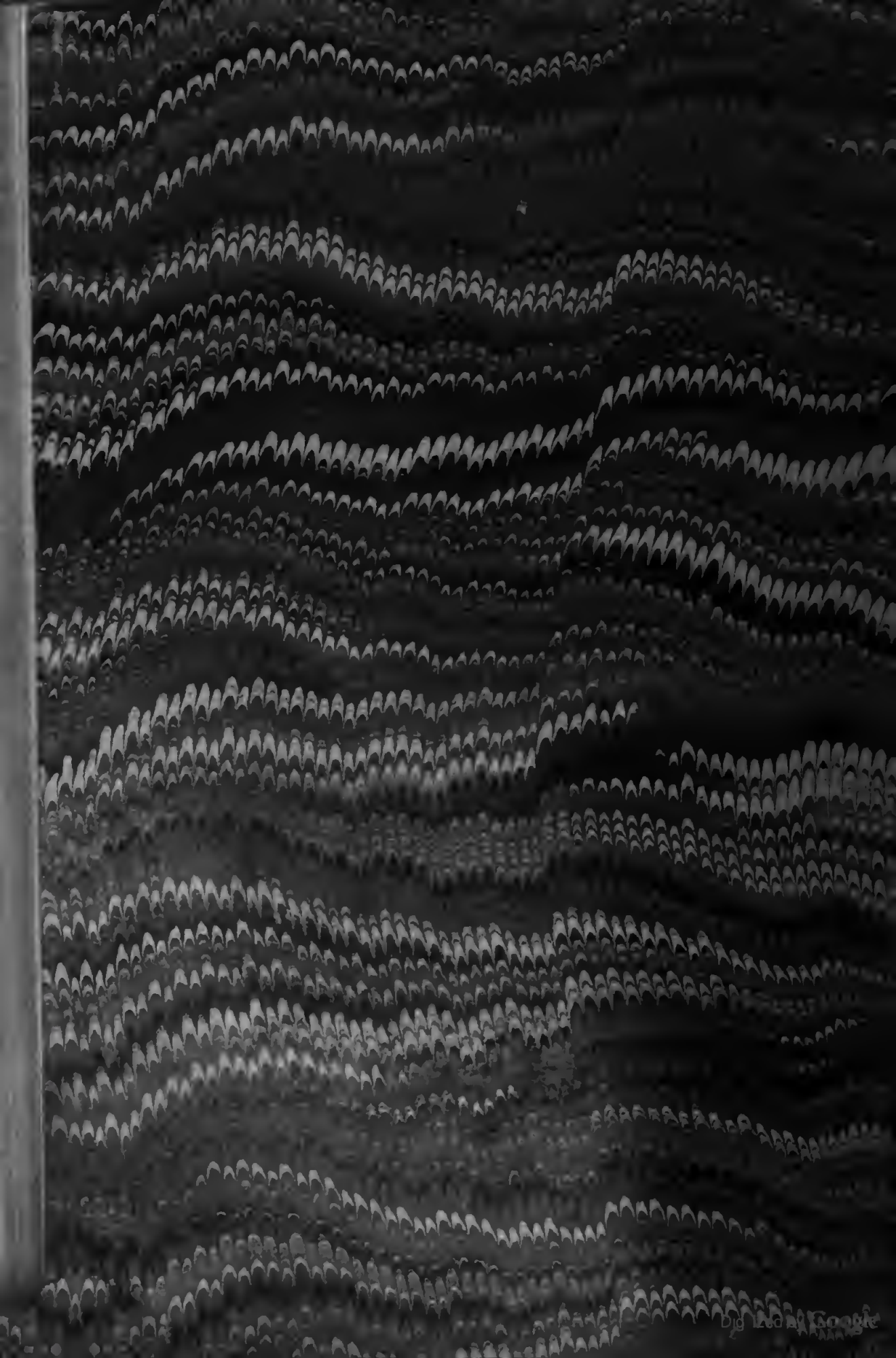
„Ja", entgegneten ſie, „das wollen wir, und es iſt ſchlimm genug, daß Du, ein Dorfſohn, uns dies verargſt! Wir wollen zuſehen und werden darum dieſe Nacht durchwachen!"

Mit dieſem Entſchluſſe trennten ſie ſich.

Eine halbe Stunde ſpäter ſtürzte der Jungknecht Halko, welcher als Pferdewärter auf dem Hofe der Anuſia diente, in die Stube ſeiner Gebieterin. „Herrin", fragte er fliegenden Athems, „iſt es denn wahr? Die Leute im Dorfe rufen es einander zu: Taras wird heute um Mitter-

nacht mit hundert Männern das Schloß stürmen! Sie wollen wachen, bis er kommt, aber blos zusehen, weil sie des Kaisers Schreiber fürchten. Ist es denn wahr, Herrin?“

Zitternd stand Anusia da, glühende Röthe und tiefe Bläſſe wechselten auf ihren Wangen.

„Was weiß ich?“ entgegnete sie rauh und finster. „Ich und mein Haus — wir gehören zum Dorfe und nicht zur Schaar des ‚Rächers‘. Und gerade weil er einst der Herr dieses Hofes war, ist nun keinerlei Gemeinschaft mehr zwischen uns und ihm! Die Anderen mögen zusehen, wir bleiben daheim, und weh' dem, der sich erkühnt, gegen meinen Befehl zu handeln!“

Ende des ersten Bandes.